D 1189.
17,86
a
21
Coburger Landes-Bücherei

J. Penzel. del & fec 1795.

Leben und Thaten
des
Freiherrn
Quinctius Heymeran von Flaming.

Erſter Theil

Turpe est difficiles habere nugas
Et ſtultus labor est ineptiarum.
Martial.

p. 224.

J. Penzel del. a fec. 1795.

Von
Guſtav Freier.

Berlin 1795.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Coburger
Landes-
Bücherei

Leben und Thaten

des

Freiherrn

Quinctius Heymeran von Flaming.

Erſter Theil.

Aengſtlich lief der Freiherr von Flaming das Zimmer auf und nieder. Bald blieb er vor dem Stammbaum ſeiner eigenen Familie, bald vor dem Stammbaum der Familie ſeiner Frau ſtehen, und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn. Endlich öffnete ſich die Thür, und der Arzt trat mit einer Miene herein, die ſo viel Saures als Süßes ſagte. Nun, liebſter Doktor, rief der Herr von Flaming, iſt es ein Junge?

„Ein braver, lebendiger, ſtarker Junge. Ich wünſche Ihnen zu Ihrer Vaterfreude Glück.“

Ja, ja, liebſter Doktor, Gott Lob und Dank! denn ich, ich war der letzte der Flaminger. Zwei Brüder, die ich hatte, ſtarben ohne Erben. Sie ſehen ſelbſt, daß ich Söhne haben mußte. Der Junge iſt alſo lebendig, ſtark? Doch auch ohne Fehl, liebſter Doktor? Denn ſo weit ich meine Vorfahren kenne, war nicht Ein Krüppel darunter. Alle groß und ſtark und

geſund, wie es Edelleuten eignet. Zwar dieſer — (er führte den Doktor zu ſeinem Stammbaum) — Wolfgang von Flaming ſtarb früh, und that wohl daran. Er war verwachſen. Denn, wie geſagt —

„Ihr Sohn iſt ganz ohne Fehl; aber Ihre Frau Gemahlin“ —

Gott wird ihr helfen. Wenn der Junge nur geſund iſt! Denn glauben Sie mir, mir wurde oft heiß und kalt bei der Sache. Fünf Jahre verheirathet, und keinen Erben!

„Ich wünſche Ihnen denn noch einmahl Glück zu dieſem Sohne. Er wird hoffentlich Ihr Geſchlecht nicht ausſterben laſſen.“

Meinen Sie, liebſter goldener Mann? Kann man das ſchon bei der Geburt wiſſen? Nun, Gott ſei Dank dafür! Alſo geſund, ſtark, und voll Hoffnung? —

„Aber Ihre Frau Gemahlin iſt ſehr ſchwach. Es hat ſchwer gehalten.“

Ja, ja, große Kinder koſten den Müttern immer viel. Setzen Sie ſich dreiſt zu mir her, lieber Doktor. Vor Alters waren ja die Doktores auch halbe Nobiles. Das weiß ich aus Prauns adeligem Europa.

„Halbe? Um Vergebung, Herr Baron; ſie hatten ſogar den Pas vor dem ſimpeln Edelmann.“

Nur in etlichen Stücken, lieber Doktor, und in etlichen nicht.

„Und in welchen nicht?“ fragte der Arzt etwas empfindlich.

Auf ein andermahl davon, ſagte der Edelmann verlegen, und brummte in den Bart: das verfluchte Latein! — Nun Gottlob! Ich habe einen Erben; einen geſunden, tapfren, verſtändigen —

„Tapferkeit und Verſtand gebe ihm Gott!“ ſagte der Arzt ein wenig ungeduldig.

Die hat ihm Gott gegeben, lieber Doktor. Tapferkeit, Verſtand? Dazu und damit wird der Adel geboren. Ein Adler zeugt keine Krähen. Sehen Sie, ſeit mehr als zweitauſend Jahren iſt mein Stamm —

„Zwei tauſend Jahre?“ fuhr der Doktor erſtaunt auf.

Zwei tauſend Jahre, antwortete der Herr von Flaming mit einem ruhigen Lächeln. Meine Familie ſtammt eigentlich aus Rom. O, die Flaminier waren ein ſehr berühmtes

Geſchlecht, ein altes Geſchlecht. Unter einem Römiſchen Kaiſer, ich weiß nicht welchem, wurden die alten Familien gedrückt, und da gingen einige der älteſten aus Rom nach Deutſchland an den Rhein, und bekamen da große Güter, um den Rhein gegen die Deutſchen zu vertheidigen. Unter dieſen war auch mein Ahnherr Flaminius.

„Ja, Flaminius; aber Sie heißen Flaming.“

Recht, recht, lieber Doktor. Nach und nach nahmen denn meine Vorfahren Deutſche Sitten an, und den Deutſchen Nahmen. Aus dem Lateiniſchen Us wurde das Deutſche Ing, Flaminius Flaming.

„Aber woher wiſſen Sie das, Herr Baron?“

I, zum Henker, ſo iſt es vielen Familien gegangen. Aus Geminius wurde Gemmingen, aus Sicinius Sickingen. Sie lächeln? Geduld, Geduld! Hören Sie, (er zog ein Buch hervor) da will ich Ihnen Reinhardi de Gemmingen Diskurſus vorleſen; da iſt es ſo hell, ſo deutlich erwieſen. Sie können nichts Schöneres finden.

Der Doktor ſprang auf. „Ich glaube Ihnen, Herr Baron. Allein während wir hier von den todten Flamings reden, ſtirbt vielleicht eine lebende, Ihre Frau Gemahlin; und ich gehöre den Lebenden an.“ Er ging hinaus. Der Freiherr runzelte die Stirn, las noch einmahl die Gemmingiſche Unterſuchung, daß die Gemminger die alten Römiſchen Geminier geweſen ſind; ſchlug dann in Hofmanns geographiſchem Lexikon, und in Ferretii Muſa lapidaria zum tauſendſten Mahle die Römiſchen Senatsfähigen Geſchlechter auf, belächelte jeden Flaminius, der Konſul geweſen war, und rief einmahl über das andere: aus dem Geſchlechte ſtammſt du, mein Sohn!

Was willſt du? rief er endlich erhitzt einem Kammermädchen zu, das ſchon ſeit einer Viertelſtunde ſich im Zimmer zu thun gemacht hatte. Was willſt du?

„Ach, ſagte das Mädchen ſchluchzend, die gnädige Frau! Sie ſind ſehr ſchlecht!“

Gut, ich will kommen. Er legte ein Zeichen in das Buch, ſchlug es zu, ſagte: Quinctius ſoll er heißen; und folgte dem Mädchen nach, das vor ihm her die Treppe hinauf ging.

Da lag die Frau von Flaming, blaß wie ein Todter, beinahe ohne Lebenszeichen. Der Arzt tropfte ihr Arznei ein. Der Freiherr warf einen Blick auf ſeine Frau, ſchüttelte bedenklich den Kopf, nahm ſeinen Sohn auf den Arm, und wollte vor Freude aufſchreien. Der Arzt winkte ihm zu ſchweigen, und zeigte auf ſeine Frau. Leiſe ſchlich der Freiherr ſich mit ſeinem Sohne auf den Armen näher zu dem Arzte, und fliſterte ihm ins Ohr: „Quinctius ſoll er heißen! Ich will Ihnen hernach ſagen, warum.“

Jetzt ſchlug die Frau von Flaming die Augen auf, und ſah ihren Sohn an ihres Mannes Bruſt gedrückt. Sie lächelte über den Anblick, und hob die ſchwache Hand, um beide zu ſegnen. Dieſer Anblick gab ihr endlich die Sprache wieder. Wenn ich auch ſterbe, ſagte ſie leiſe, ſo iſt doch dein Wunſch erfüllt, geliebter Mann; du haſt einen Sohn.

„Und Quinctius ſoll er heißen, liebe Frau!“ rief er. Sie lächelte zufrieden.

Wie ſoll er heißen? fragte eine alte Tante der Mutter, eine Frau von Nothafft.

„Quinctius,“ ſagte der Freiherr triumphirend.

Wie? fragten noch zehn andere Stimmen von adeligen Damen aus der Nachbarſchaft, die hier waren, und drängten ſich um den Freiherrn her. „Quinctius!“ war die Antwort. „Quinctius?“ wiederholten alle Damen erſtaunt, ſchüttelten die Köpfe, und ſchlichen eine nach der andern in ein Nebenzimmer. Nur die Mutter lächelte, und ſagte leiſe: ein recht hübſcher Nahme! Der Freiherr küßte ſeine Frau, ſchäkerte mit ſeinem Sohne, und der Arzt trieb ihn hinunter, weil ſeine Frau der Ruhe bedurfte.

Die Damen im Nebenzimmer ſchüttelten noch immer die Köpfe. Quinctius! ſagte die eine. Den Nahmen, ſagte eine andere, habe ich nie, im Kalender ſo wenig, als ſonſt wo, geleſen. Und im Kalender, ſagte die runde Frau von Amſel, die ſo gern ſchmauſte, muß doch jeder Nahme ſtehen; wie ſoll man ſonſt den Nahmenstag feiern? — Und ein Heidennahme iſt es, wenn er nicht im Kalender ſteht, ſagte die fromme Frau von Donner. Ich wollte ihn lieber Petri Stuhlfeier nennen, als Quinctius. Das ſteht doch im Kalender. Jetzt kam der Arzt, und gebot den Damen Stille; denn ſie waren bei dieſer Unterſuchung ziemlich laut ge-

worden. Man trug dem Arzt auf, doch den Freiherrn von dieſem Nahmen abzubringen. Er mußte es verſprechen, wenn er Ruhe haben wollte; und ſo ging er zu dem Vater hinunter.

Kaum fing der Arzt von dem Nahmen des Kindes an, ſo unterbrach ihn der Freiherr auch ſchon mit großer Lebhaftigkeit: Sagen Sie mir, lieber Doktor, kann ich einen ſchönern Nahmen für den Jungen in der ganzen Welt finden? Quinctius! Quinctius! Und ein Zufall hat mich darauf gebracht.

„Aber in aller Welt, woher haben Sie den Nahmen? und warum gerade den?“

Sehen Sie, lieber Mann, eigentlich heißt meine Familie das Geſchlecht der Quinctier; ſie theilte ſich in drei Linien: Flaminius, Capitolinus und Cincinnatus. Sehen Sie, hier in dieſem Buche ſteht es gedruckt. (Er zeigte ihm, was darüber im Ferretius ſteht.) Sie werden nun ſagen, ſo iſt Quinctius eigentlich ein Zunahme, und kein Vornahme; aber die Römiſchen Familien hatten den Zunahmen immer voran ſtehen. Darum, ſehen Sie — Nun gerieth der Freiherr ſo tief in dieſe Unterſuchung, daß er zuletzt ſogar auf dem Punkte

ſtand, ſeinem Sohne auch die Nahmen der beiden andern Nebenlinien zu geben. Schnell lenkte der Arzt ein, mit der Frage: ob es nicht ſchön wäre, ſeinem Sohne auch einen Nahmen aus der Familie ſeiner Frau zu geben? Die Nothaffts werden doch, dachte der Arzt, nicht etwa auch aus Rom abſtammen ſollen; und ſo bekommt er doch einen Kalendernahmen. Der Freiherr umarmte den Arzt. Schön! rief er, ſchön! Der Einfall iſt Geld werth. Er riß ungeſtüm den Buzzelinus aus der Bücherreihe, um einen Nahmen aus der Familie Nothafft zu ſuchen. Des Freiherrn Blick wurde immer lächelnder. Er holte noch ein Paar Bücher, blätterte, und nahm endlich Rüxners altes Turnierbuch. Er blätterte, lächelte, und blätterte wieder. Hier, hier! rief er endlich dem Arzte zu. Sehen Sie, auf dem merkwürdigſten aller Turniere, zu Heidelberg 1481, war ein Nothafft im Gefolge des Herzogs von Bayern; und ſo ſoll mein Sohn heißen. Eben mit dieſem Nahmen kann ich der Welt beweiſen, daß die Familie meiner Frau eigentlich heißt: Nothafft zu Wernberg. Sehen Sie hier, lieber Doktor. — Der Arzt las: Heymeran Nothafft

zu Wernberg. — Wahrhaftig, Ihr Einfall iſt nicht zu bezahlen. Der Junge ſoll heißen: Heymeran Quinctius von Flaming.

Man denke ſich das Erſtaunen des Arztes. „Heymeran, gnädiger Herr? Im Kalender ſteht der Nahme eben ſo wenig.“

Kann wohl ſeyn; aber er ſteht im Rüxner. Es iſt der Nahme eines ſehr edlen Vorfahren von meinem Sohne, der bei dem Turniere gegenwärtig war, das der Pfalzgraf Philipp der löblichen Geſellſchaft des Eſels *) in Heidelberg gehalten hat; und das, Herr Doktor, dünkt mich, iſt eben ſo viel Verdienſt, als im Kalender zu ſtehen, weil man zu faul zum Denken, zu träge zum Arbeiten, und gerade noch klug genug war, ein Heiliger zu werden.

„Ich halte es überall für kein Verdienſt, gnädiger Herr, weder im Kalender in der Geſellſchaft der Heiligen, noch im Turnierbuche in der löblichen Geſellſchaft des Eſels zu ſtehen; allein“ — Der Baron warf die Naſe auf, und

*) Die Ritter aus den vier Landen waren in Geſellſchaften getheilt, die von Thieren den Nahmen hatten, als Geſellſchaft des Eſels, des Steinbocks, des Einhorns u. ſ. w.

den Nüxner zu. Sie mögen es, ſagte er ſtolz und kalt, für Verdienſt halten, oder nicht: — mein Sohn heißt, wie zwei ſeiner edelſten Vorfahren, Quinctius Heymeran von Flaming; und damit Baſta!

Und wirklich, das Kind wurde Quinctius Heymeran getauft, ſo viel auch den Tauftag noch Pathen und Prediger dagegen einzuwenden hatten. Die Mutter ſagte, wie ſie gewohnt war, gar nichts dazu. Man machte ihr Vorwürfe darüber. Sie erwiederte: es iſt meines Mannes Sohn, und wenn er ein redlicher Mann wird, (und dazu gebe Gott Gnade!) ſo mag er heißen, wie er will. Die Amme und Wärterin fragten an, wie man des Kindes Nahmen verkürzt nennen ſollte. Die Wärterin behauptete: Quinte; die Amme: Quintchen. Sie bekamen ein Paar derbe Flüche zur Antwort, und nannten das Kind: Quintchen.

Pathen und alle Nachbaren ſchimpften Anfangs auf den Herrn von Flaming. Indeß nahm er jeden, der ihm ein Wort darüber ſagte, mit hinunter in ſein Zimmer, und bewies, daß es eine Sünde und Schande wäre, ſeinen Kindern nicht die Nahmen zu geben, welche die

Ahnherren getragen hätten. Die meiſten wa=ren eben ſo adelſtolz, wie der Freiherr. Man urtheilte nun milder von ihm, und fing nach und nach ſogar an, den Baron und den alten Rüxner bei Taufen zu Rathe zu ziehen; ſo kamen einige veraltete Namen, als Wolffgang, Edgar, Redgar u. ſ. w. in dieſer Gegend wie=der in Gebrauch, weil Biſchöfe und Aebte und Turnierritter unter den Ahnherren ſie ge=tragen hatten. Wie es nun geht, wenn man einmahl im Gang iſt — Rüxner und die alten Turniere wurden dem umwohnenden Adel da=mals eben ſo bekannt, wie ſie jetzt durch Ritter=romane und Kalender ſind. Allein man hielt ſie noch einmahl ſo heilig, als jetzt.

Der Freiherr verſtand aber auch die Kunſt, das Siegel der Heiligkeit auf ſeine Bücher zu drücken. Er gab Niemanden ein Buch, am wenigſten das Turnierbuch, in die Hände. Je=desmahl, wenn er es hervorzog, verſicherte er, daß dieſes Buch das einzige in ſeiner Art, und in ununterbrochener Reihe ſeit dem letzten Turniere 1487 bei ſeiner Familie geweſen ſey. Dadurch erhob er ſich zum Schiedsrichter in allen Streitigkeiten der adeligen Familien über

ihr Alter. Kurz, ſeit der Taufe ſeines Sohnes hatte der Herr von Flaming ſogar die Freude, von auswärts her bei Verheirathungen, Taufen und vielen andern Vorfällen von dem Adel zu Rathe gezogen zu werden; aber man fing jetzt auch an, es für den unverſchämteſten Neid zu halten, wenn einige bürgerliche Gelehrten behaupteten, daß keine adelige Familie ihre Ahnen höher als bis in das vierzehnte Jahrhundert mit Urkunden belegen könne, da Rüxner ſchon bis 939 viele Familien beurkundete. Man trug nun die Naſe noch einmahl ſo hoch als vorher. Niemand aber gewann mehr dabei, als der Baron von Flaming.

Jetzt erſtaunte man gar nicht mehr, daß der reiche Baron das arme Fräulein von Nothafft geheirathet hatte; denn man ſah im Rüxner ſchon 939 eine von Nothafft am Hofe des Kaiſers. Anfangs hatte man freilich dieſe Verbindung des Freiherrn mit dem armen Mädchen als eine Mißheirath angeſehen. Das Fräulein von Nothafft hatte mit ihrer Tante in einem Städtchen dieſer Gegend ſehr beſcheiden und ſtill gelebt. So wenig das Fräulein auch Anmaßungen hatte, ſo verborgen ſie auch lebte,

ſo konnte ſie doch ſo wenig der Bewunderung, als den Pfeilen der Verläumdung entgehen. Sie war ein reitzendes und ein gutherziges Geſchöpf. Von dem Wenigen, was ſie hatte, erhielten die Armen des Stiftes ihren Theil. Man redete alſo anfangs nur von dem wohlthätigen Fräulein von Nothafft, aber endlich auch von dem ſchönen Fräulein. Einige junge Herren ſahen ſie am Fenſter, ſchlugen Lärm, machten die Gaſſe, wo das Fräulein wohnte, zu einer Promenade zu Fuß und zu Pferde, brachten Nachtmuſiken, und ſuchten Bekanntſchaft in den Häuſern neben an und gegen über, weil das Fräulein alle Bekanntſchaft rund ausſchlug. Das gab Aufſehen. Man ſprach in den drei adeligen Familien, die das Städtchen bewohnten, von dem ſchönen Mädchen, und endlich auch zwei Meilen rund umher auf allen adeligen Ritterſitzen. Die Damen fingen an, ihr Geſicht zu tadeln. Das half nicht. Jeder Mann war ihr Vertheidiger. Man griff ihre Tugend an. Das ging auf einige Zeit, weil alle junge Herren, die ſie nur durch die Fenſterſcheiben geſehen hatten, bei einem ſolchen Geſpräche zweideutig lächelten.

Ein

Ein reicher Officier, der nach einem etwas ſinnlichen Syſtem unverheirathet geblieben war, wurde aufmerkſam auf das ſchöne Mädchen, von dem man ſo übel ſprach. Er beſuchte das Fräulein von Nothafft, drang ſich bei ihr ein, und machte tauſend Verſuche, ſie zu verführen. Bei der erſten unſchicklichen Freiheit, die er ſich einmahl herausnahm, wurde er von einem alten Bedienten ſehr unſanft zur Thür hinaus geführt, und der Officier ſagte hernach: den Teufel auch mag die leicht ſeyn! ſie iſt noch die einzige Tugendhafte, die ich angetroffen habe. Des Mädchens guter Nahme war gerettet. Endlich griff man ihren Adel an. N o t h a f f t? N o t h a f f t? Niemand hatte den Nahmen gehört. Hm! das Mädchen, ſagte ein Fräulein mit gerümpfter Naſe, das Mädchen iſt hübſch, und arm und eitel. Nun möchte ſie gern gnädige Frau werden; darum giebt ſie ſich für ein Fräulein aus. Das ſchlug an, aber wieder nicht lange. Todte und Lebendige vereinigten ſich, das gute Mädchen in Schutz zu nehmen; der alte, ſelige, gute Rüxner ſchien ſein Buch allein für ſie geſchrieben zu haben.

Der Freiherr von Flaming hört in einer Geſellſchaft von dem Fräulein von Nothafft und ihrem vorgeblichen Adel. Er ſchüttelt den Kopf; zu Hauſe ſchlägt er ſeinen Rüxner nach, blättert, zählt, ſchreibt auf, und erſtaunt: denn er findet, daß zwei und dreißig Nothaffte turniert haben, findet, daß ſogar bei dem erſten Turnier 939, unter Kaiſer Heinrich dem Vogelſteller, zu Magdeburg, ein Fräulein Katharina von Nothafft aus Schwaben zur Helmſchau gewählt wurde. Da er eben ſo wenig an der Aechtheit des Turnierbuchs zweifelte, als unſere Ritterbücher, die den Rüxner ausſchreiben, ſo wurde er mit Ehrfurcht gegen die Nothaffts erfüllt. Er hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als zu erfahren, ob das ſchöne Fräulein nicht etwa den ehrwürdigen Nahmen Nothafft geſtohlen habe. Schon den andern Tag ritt er in das Städtchen, und ging gerade nach dem Hauſe, wo das Fräulein wohnte.

Er traf die Tante allein. Nach einigen Minuten war er denn bei der Familie. „Wo ſtammt Ihre Familie her?“ — Aus Schwaben. Das war richtig. Die Tante aber, die nun auf eins ihrer Lieblingskapitel gekommen war,

erzählte ihm, ſo viel ſie von der Familie ihrer Nichte wußte, zeigte ihm zuletzt den Stammbaum des Fräuleins, und ein Paar alte Urkunden: den einzigen Glanz, der ihr noch von ihren Vorfahren übrig war. Jetzt kam das Fräulein ſelbſt. Dieſe reitzende Blondine machte auf das Herz des Barons faſt einen eben ſo tiefen Eindruck, als ihre Stammmutter Katharina im Rüxner auf ihn gemacht hatte. Im Geſpräch nannte die Tante das Fräulein: Veronika. Veronika heißen Sie? fragte er voll Erſtaunen. Der ſeltſame Nahme, ſagte das Fräulein lächelnd, iſt mit dem Nahmen Katharina in unſerer Familie elſern. O ſchön! ſchön! rief er. Wahrhaftig, weiter durft' ich nichts wiſſen: denn, mein Fräulein, eine Katharina von Nothafft war 939 bei dem erſten Turnier in Deutſchland; und bei dem dritten zu Koſtanz 948 war wieder eine Veronika von Nothafft. O wahrhaftig, rief er entzückt, man muß Sie des Nahmens wegen lieb haben. — Das Fräulein lächelte.

Die Tante erzählte ihm die traurigen Begebenheiten, welche ſie aus Schwaben bis hieher getrieben hatten. „Hier ſind wir nun, ohne Freunde, ohne Bekannte, ohne Landsleute,

ohne —" Landsleute? unterbrach ſie der Frei= herr, und ſchlug ſtolz an ſeine Bruſt. Um Ver= gebung, die haben Sie. Meine Familie ſtammt ebenfalls aus Schwaben; eigentlich aus Rom. Er ſetzte nun beiden Frauenzimmern die Ge= ſchichte ſeiner Familie aus einander, und unter= miſchte ſie beſtändig mit den ehrfurchtsvoll= ſten Anerbietungen ſeiner Freundſchaft. End= lich nahm er ſehr zärtlich von ſeiner ſchö= nen Landsmännin Abſchied. Kurz darauf war er wieder bei ihr. Er fing an, ihren Stammbaum, der ſehr vollſtändig und ſchön war, ordentlich zu ſtudieren, und das Fräulein und ihr Stammbaum gefielen ihm immer mehr. Sein eigener Stammbaum war faſt eben ſo groß. Er hing im Tafelzimmer an der einen Spiegelwand. Oft ſtand er vor ihm, betrach= tete ihn, und jedesmahl ſagte er in ſich, oder halblaut: wenn der Stammbaum des Fräu= leins an der zweiten Spiegelwand hinge, ſo — Er trat vor die zweite leere Spiegelwand, und ſchüttelte den Kopf. Einen Monat darauf hing das ſchöne Fräulein als ſeine junge Frau an ſeinem Halſe, ihr Stammbaum an der zweiten Spiegelwand; und der Baron wußte

in der That nicht, worüber er ſich mehr freuen ſollte.

Das gab natürlich in der ganzen Gegend ein tolles Geträtſch; denn der Herr von Flaming war ungeheuer reich. Man brach hin und wieder allen Umgang mit ihm ab, und fing ihn nach vier Wochen wieder an, weil man neugierig war, die glückliche Bettlerin kennen zu lernen, welche den reichen Herrn in ihr Netz geſchwatzt hatte. So rückte denn alles wieder in die alte Stelle. Die Nahmen, die der Sohn des Barons erhielt, gaben nun Veranlaſſung, mit dem Alter der Nothaffts, mit den Adelskenntniſſen des Freiherrn, und mit dem Rüxner bekannt zu werden; und, wie geſagt, man erſtaunte nun nicht mehr, daß der Herr von Flaming das arme Fräulein von Nothafft geheirathet hatte. Die Unterthanen und die Domeſtiken des Freiherrn gingen noch weiter; ſie dankten Gott dafür, daß es geſchehen war: denn ſie beteten ihre gnädige Frau als ihren Schutzengel, als ihre helfende Gottheit in allem Unglück an.

Der kleine Quinctius Heymeran wurde indeß von Tage zu Tage größer, geſunder und

munterer. Er trieb mit Stecken- und Wiegen-pferden einen ſo argen Lärm, daß Allen die Geduld verging, nur dem Vater nicht. Laßt ihn reiten! rief er; ein Edelmann gehört auf den Sattel. Sein Pathe iſt Heymeran, ein Turnierritter, und der Konſul von Rom, Quinctius. „Haben denn die Bürgermeiſter von Rom auch ſo unbändig geritten?“ fragte Veronika. Bürgermeiſter, mein Kind, ſagte der Freiherr, war ſo viel als Reichsgeneral-Feldmarſchall; und es verſteht ſich, daß die reiten mußten. Dem Jungen ſteckt das Reiten im Blute. — Der Kleine ritt ärger, als alle Nothaffte und alle Konſuln von Rom zuſammen hätten reiten können, und der Freiherr bewies der ganzen Welt, die zu ihm kam, und ſich Aug' und Ohr gegen Staub und Lärmen verſtopfen mußte, aus dem Rüxner: daß der Junge ſchlechterdings reiten und lärmen müßte.

So wurde der Knabe ſechs Jahre alt. Die edle Turnierkunſt kannte er. Sein Vater unterhielt ihn mit nichts anderm. Sogar den Bedienten und Wärterinnen war die Turnierſprache ganz geläufig geworden. Wenn das Kind mit

nichts beruhigt werden konnte, ſo ſtellten Mägde und Bedienten mit ihm ein Stechen im hohen Gezeuge an. Ein Domeſtik trommelte dazu aus Leibeskräften, ein Jäger blies das Horn, und der Knabe rannte einen Bedienten zu Boden. Sobald der Freiherr die Trommel und das Horn hörte, ſtand er von jeder Arbeit auf, ging in die Kinderſtube, und ſah mit Augen, die vor Freude leuchteten, den Thaten ſeines Sohnes zu. Die Mägde theilten den Dank aus; man tanzte bei den hölliſchen Tönen der Trommel und des Horns. Der Freiherr ſtand in einer Staubwolke da, und hielt ſich den Bauch vor Lachen.

Oft fragte die Frau von Flaming ihren Gemahl in ſeinen zärtlichſten Stunden: ob denn ihr Sohn nichts anders lernen ſollte, als turnieren? Und dann erwiederte der Freiherr: Quinctius iſt ein Edelmann; der braucht nichts zu wiſſen, als reiten, fechten und tanzen. Darum heißen das: die adeligen Exercitia, weil das ein Adeliger wiſſen muß, nothwendig wiſſen muß. Das Uebrige iſt zuſammen nicht nöthig.

„Wie?“ fragte ſie ſanft, aber doch beſtürzt: „wie? nicht leſen, nicht ſchreiben?“

Nun ja, das auch, verſteht ſich; aber damit hat's noch immer Zeit, liebe Veronika.

Sie verſuchte es oft, ihren Gemahl ganz leiſe an die Vorſtellung zu gewöhnen, daß ein Edelmann mehr wiſſen müſſe, als reiten, jagen, eſſen, trinken und ſchlafen, wenn er auf die Achtung der geringeren Stände Anſprüche machen wolle. Allein das war tauben Ohren gepredigt.

Lirum, larum! rief der Freiherr. Mehr wiſſen? Darauf kommts, Gottlob! nicht an in der Welt. Sieh, mein Paſtor, mein Juſtizamtmann, mein Aktuarius wiſſen alle mehr, als ich; und haſt du geſehen, daß ſie mir nicht die gehörige Achtung erweiſen? Ich wollte es ihnen aber auch nicht rathen! Ich bin Reichs-Freiherr, und ſie leben meiner Gnade. Da ſteckt's, Veronika. Achtung? Narrenpoſſen! Ich ſage nicht von Dummheit. So ein Dummhut muß ein Edelmann nicht ſeyn; aber ein Bürgerlicher muß ihn doch achten und ehren: denn er iſt ein Edelmann. Geſunden Menſchenverſtand und einen Stammbaum, liebe Frau, und ein ehrliches Herz in der Bruſt: mehr braucht der Edelmann nicht. Das Uebrige

gehört für den Bürger: predigen, richten und kuriren. Wenn der Präſident in jedem Kollegio ein Edelmann iſt, ſo iſt es gut. Sie ſollten mir einmahl die Achtung verſagen, die ich als Freiherr fordern kann!

„Lieber Mann, du verſtehſt auch noch tauſend andere Dinge, als reiten, und ſo weiter.“

Nun ja, Wapenkunſt ſo ein wenig; Geſchichte, wie es ſo in Deutſchland hin und wieder zugegangen iſt; Turnierkunſt; und vom Papſte, daß er keinem lutheriſchen Edelmanne das Turnieren verbieten darf; und ſo noch allerlei: zum Exempel, daß die Zigeuner heimliche Juden ſind, und funfzig Jahre unter der Erde geſeſſen haben, bis 1418. Ja, das weiß ich, das hab' ich ſo geleſen. Aber, Veronika, da ſiehſt du, dazu gehört nur geſunder Menſchenverſtand; denn ich habe mein Tage nichts gelernt, als leſen und ſchreiben. Aber das Alles ſoll Quinctius auch noch lernen, und lernt es jezt ſchon; denn, liebe Veronika, der Junge weiß ja jezt ſchon mehr, als die meiſten Adeligen um uns her. Er kann dir ja die ſechs und dreißig Turniere in Deutſchland beinahe auf den Fingern herzählen.

„Aber, lieber Mann, wird ihn das glück-
licher machen, als er iſt? wird ihm das Muth
im Unglück geben?“

Das Studieren auch nicht, wahrhaftig nicht.
Iſt er eine Memme, ſo heult er im Unglück;
und iſt er ein Mann, ſo trägt er es ſtill weg.
Die Gelehrten ſind da am erſten die ärgſten
Memmen.

„Aber wie ſoll er Unglück vermeiden
lernen?“

Veronika, frag du, daß du ſchwarz wirſt!
Vermeiden? das wird er nicht lernen, oder er
hätte nicht müſſen geboren werden. Wenn er
ein ehrlicher Mann iſt, und kein Dummkopf
dabei, ſo hat es mit dem Unglück nichts zu ſa-
gen; und ſchlägt ihm das Gewitter ein, und
brennt ihm das Haus weg, oder der Hagel
nimmt ihm eine Ernte, da iſt ein Magiſter ge-
rade nicht klüger, als ein Edelmann.

„Wenn er ein ehrlicher Mann iſt, ſagſt du?
Aber wer ſoll ihn lehren, ein ehrlicher Mann,
ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter
Herr, und ein guter Menſch zu werden?“

Je, zum Henker, dazu lernt er die Turnier-
geſetze. Weiß er die, und hält er die, ſo wird

er kein ſchlechter Kerl ſeyn, vor dem die beiden Stammbäume da ſich zu ſchämen hätten. Du glaubſt nicht, was in den Turniergeſetzen für Kraft ſteckt!

„Aber, lieber Mann, die Turniere ſind ja abgeſchafft.“

Leider! Allein von wem? das iſt die Frage. Vom Papſte. Aber, Gottlob! wir glauben an den Papſt nicht, und brauchen alſo auch ſeine Befehle nicht zu halten. Ein lutheriſcher Edelmann kann immer wieder turnieren, und das Corpus evangelicorum beim Reichstage muß ihn dabei ſchützen. Und wenn Quinctius ein ehrlicher Mann wird, iſt es dir nicht einerlei, wie er es wird?

„Das könnte mir wohl einerlei ſeyn; aber wenn er es nun auf eine andere Weiſe leichter würde, ſo —“

Leichter? Du faſelſt, liebe Frau! Wenn ein armer Mann ein Schurke iſt, mit dem hab' ich Mitleiden; iſt aber ein Edelmann ein Schurke, ſo möcht' ich Gift und Galle ſpeien. Denn einem Edelmanne iſt es doch zehnmahl leichter, ein ehrlicher Kerl zu ſeyn, als einem Andern. Wenn ein Edelmann einen Schurkenſtreich be-

gehen will, ſo müſſen ihm ja alle ſeine Vorfahren leibhaftig vor die Augen treten. Je zum Teufel! das adelige Blut, wenn er kein Hurkind iſt, muß ihm ja in den Adern brennen. Die Ehre, die adelige Ehre, die doch jedem Edelmanne ſo lieb, ſo theuer ſeyn muß, und die kein Bürgerlicher hat; die Ehre muß ihn ja mit Gewalt abhalten. Alle Vorfahren ſtellen ſich ihm ja in den Weg. Nun ſieh, nun iſt ja Quinctius Ehre von Mutter Seite — ich will nur vom erſten Turniere in Magdeburg anrechnen — achthundert, und von Vaters Seite zweitauſend Jahre alt.

„Aber, lieber Mann, giebt es denn nicht viele Edelleute, die, troz ihrer alten Ehre, ſchlechte, unredliche Menſchen ſind?“

Aber, zum Teufel, Veronika, da ſteckt es ja eben! Dieſen Leuten hat man ihre adelige Ehre nicht theuer, nicht heilig genug gemacht. Sieh, da predigte man ihnen: du mußt rechtſchaffen ſeyn, weil es geboten, weil Rechtſchaffenheit ein Vergnügen iſt. An den Edelmann, an die adelige Ehre, an Stammbaum und Ahnen wurde mit keiner Sylbe gedacht. Recht thun iſt ein Vergnügen! Ja, ja! da kommt

Fleiſch und Blut, böſe Geſellſchaft und Verführung, und ſpricht aus einem andern Tone; und da wurden es ſchlechte Leute. Aber ich, ſieh, ich nehme den Jungen, den Quinctius, vor mir. Nun mache ich das Gefühl ſeines Adels, ſeiner adeligen Ehre erſt recht rege; er muß es in jeder Ader, in jedem Blutstropfen fühlen, daß ſeine Vorfahren in Rom und Schwaben Konſuln, Turnierhelden und edle Männer waren. Sieh, wenn er nun da ſteht, wie ein lebendiger Stammbaum, dann hole ich den Rüxner, — er nahm das Buch in die Hand, und ſchlug auf — und leſe ihm vor, wie folget. Höre zu, Veronika! Er las. „1) Wer mit frevelen Worten oder Werken bekennt, daß er kein Chriſt iſt; 2) wer wider ſein Deutſches Vaterland öffentlich oder heimlich frevelt; 3) wer Frauen oder Jungfrauen entehrt oder ſchwächt, oder dieſelben ſchmähet mit Worten oder Werken; 4) wer ſiegelbrüchig, meineidig und ehrlos erkannt, oder nur dafür gehalten wird; 5) wer ſeinen Herrn verräth, oder in der Noth verläßt, ſeine Unterthanen ohne Recht drückt und unglücklich macht; 6) wer ſeinen Freund verräth; 7) wer Kirchen, Witt-

wen oder Waiſen betrügt; 8) wer im Kriege Aecker, Weinberge oder Früchte verheert, oder auf den Straßen raubt; 9) wer ſeinen Nachbaren Unrecht thut; 10) wer ſeinem Eheweibe nicht treu und hold iſt; 11) wer bürgerliches Gewerbe treibt, und ſo den Bürgern ſchadet; und 12) wer nicht vier Ahnen von Vater und Mutter erweiſen kann: der ſoll nicht zum Turnier einreiten, ſondern öffentlich geſchlagen, und auf die Schranken geſetzt werden." Das las er, und blickte ſtarr auf ſeine Frau. Und nun, fing er dann ſehr ernſt an: ſage mir, liebes Weib, ſind dieſe zwölf Turnierſtücke nicht alles das, was zu einem ehrlichen Edelmanne gehört? Antwort!

„Ganz recht! und gebe nur Gott, daß alle Adeligen dieſe Befehle halten! Aber, lieber Mann, wenn jemand ſich vor der Hölle fürchten ſoll, ſo muß eine Hölle da ſeyn. Wo iſt denn das Turnier, in das der Ehebrecher nicht einreiten ſoll? die Schranken, auf die ein Mädchenverführer geſetzt wird?"

Der Freiherr wurde ein wenig verlegen. — Darum ſage ich ja, es iſt ein Unglück, daß die Turniere abgeſchafft ſind. Denn jetzt, es iſt

wahr, gilt es ja ordentlich für eine Ehre, wenn ein Edelmann ſich nebem dem Eheſtandsſtalle noch ein kleines Ställchen, oder ein Paar aufbauet. Aber was thut das? Ich ſage: Quinctius, das Alles mußten deine Vorfahren halten; darum, weil ſie das hielten, waren ſie edle Leute, und du ein Edelmann. Wenn du alſo eins dieſer Stücke brichſt, ſo biſt du nicht werth, ein Edelmann zu ſeyn; ſo mußt du jedesmahl roth werden, wie ein geſottener Krebs, wenn man dich Herr Baron nennt; du wirſt jedesmahl Bauchgrimmen fühlen, wenn du ſagſt: auf Kavalierparole; du mußt dich jedesmahl an die Stirn ſchlagen, wenn du deine Kinder anſiehſt.

„Aber merkt nun Quinctius erſt, daß das nicht iſt, was du ihm drohſt?“

Ei zum Henker! wenn ihn Gewiſſen und Ehre nicht halten, ſo wird ihn die Hölle eben ſo wenig ſchrecken, das Böſe zu laſſen.

„Aber Gewohnheit zu arbeiten wird ihn abhalten, und eine ausgebildete Vernunft ihn ſichern. Jeder Menſch, dünkt mich, ſollte darum ſchon viel lernen, daß er Beſchäftigung hätte; denn Müßiggang, weißt du, iſt des —“

Eben, eben darum turniert er ja jetzt, und

wenn er älter iſt, ſo reitet, ficht und tanzt er; und das ſage ich dir aus Erfahrung: Holz hauen hilft mehr gegen Fleiſch und Blut, als leſen, ſchreiben und ſtudieren. Ja, ja, Turnier, Turnier! da ſteckt es.

Man ſieht, ſowohl der Freiherr, als ſeine Frau, hatten keine üble Grundſätze. Es wäre auf eine kleine Erklärung unter beiden angekommen, und ſie waren eins. Was er Ehre nannte, hieß ſie Vernunft. Er leitete es vom Turniere ab, ſie von Beſchäftigung. Sie verſtanden ſich beide nicht, und ſuchten einander nur zu überliſten; wie denn Mißverſtand gewöhnlich des Menſchen ärgſter Plageteufel iſt. Die gnädige Frau wollte ihren Willen haben. Sie ſah, mit Widerſpruch ging es nicht; daher ſchwieg ſie, und ſuchte das ſchlüpfrige Ding, die Erziehung ihres Kindes, auf eine andere Weiſe anzugreifen.

Da ſaß der Freiherr, und las. An der andern Seite des Tiſches ſaß ſie, und ſtrickte, oder nähete. Schon oft hatte ſie bemerkt, daß ihr Mann während des Leſens von Zeit zu Zeit höchſt verdrüßliche Geſichter ſchnitt. Einmahl warf er ſogar den Quartanten, den er vor ſich hatte, mit einer Art von Wuth an die Wand.

„Gefällt

„Gefällt dir das Buch nicht?“ fragte ſie mit ihrer beruhigenden Miene. Das Buch iſt gut; aber das verfluchte Latein, das alle Augenblicke darin vorkommt! Man möchte toll werden. Ich bin, wie der Prinz in der Feengeſchichte. Da ſteht das Mädchen, in das er verliebt iſt. Eben ſtreckt ſie die Arme aus, um ihn zu umfaſſen; eine dicke Mauer fällt zwiſchen ihm und ihr nieder, und er küßt einen kalten Stein, anſtatt der warmen Lippen. Das verfluchte Latein! Sieh, da habe ich mir ſchon ſeit acht Tagen den Kopf zerbrochen. Die Frau von Amſel will wiſſen, ob ein fürſtlicher Rath adeligen Rang habe, oder nicht. Es iſt wegen des Geheimenraths Müller, von dem man nicht weiß, ob man ihn bitten ſoll, oder nicht. Da finde ich nun eine Stelle — er holte das Buch wieder — die das Ding, wie ich denke, auseinander ſetzt. Ich leſe und leſe. Der eine ſagt ja, der andre nein. Da iſt nun ein Menſch, der, wie es mir vorkommt, Recht hat. Er heißt Rhätius; der ſagt: daß ſolche Leute, als Räthe und Doktoren, nur in etlichen Stücken dem Adel gleich gehalten werden. Recht, denke ich; nur in etlichen Stücken. Aber welche? Und

gerade dieſe Stücke nun, als ob er mir's zum Poſſen thäte, nennt er Lateiniſch, wovon ich kein Wort verſtehe. Das verfluchte Latein! Und das Buch iſt doch für den Adel geſchrieben!

„Das iſt aber doch auch einfältig", ſagte die gnädige Frau mit einer ſchon triumphirenden Miene; „und ich ſähe es ſo herzlich gern, daß der Junge, der Quinctius, ſo recht erführe, wie er mit ſeinem Adel daran iſt. Wirklich, er ſollte Latein lernen; ſo erführen wir doch alle, wie es damit ſteht. Kommt denn oft Latein vor?"

Oft? O, das Latein hat mir in meinem Leben mehr üble Stunden gemacht, als Wind und Wetter. Sieh! (Er ſchob ſich ſeinen Seſſel neben ſeine Frau, und ſah ſie vertraulich an.) Du wunderſt dich vielleicht, warum ich dir ſo wenig von meinen Vorfahren erzählt habe; allein ich weiß nicht viel mehr von ihnen, als daß ſie in Rom gelebt haben, und berühmte Männer geweſen ſind. Ihre Thaten ſind, leider! in dem verdammten Latein geſchrieben. Ach, Ronichen! ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, ich könnte ein großer Mann ſeyn, wenn ich Latein gelernt hätte. Ach, ich wollte,

daß der Mann, der die Sprache erfunden hat, in der unterſten Hölle ſäße!

„Aber ſo laß wenigſtens Quintchen Latein lernen. Er muß doch wiſſen, wer ſeine Vorfahren geweſen ſind. Denke einmahl, wenn uns der Junge in den langen Winterabenden vorleſen kann, was deine Voreltern vor zweitauſend Jahren gemacht haben! Denke die Freude!“

Der Freiherr ſprang auf, ging mit glühender Stirn und verſchränkten Armen im Zimmer auf und nieder, ſann und ſann, ſchlug Knipschen, lächelte, und warf ſich in die Bruſt; er träumte die Thaten, die ſeine Vorfahren könnten gethan haben. Auf einmahl blieb er vor ſeiner Frau ſtehen, und ſagte: Quintchen ſoll Latein lernen. Aber, fuhr er mit Kopfſchütteln fort, nichts weiter, als was ihm höchſt nöthig iſt. Einen Pedanten ſollen ſie mir nicht aus ihm ziehen. Ein Edelmann muß er bleiben. Er gehört auf's Pferd, und nicht hinter's Tintefaß. Geld will ich nicht ſparen; aber der Hofmeiſter ſoll tanzen, wie ich pfeife. Ich weiß, bis auf das verdammte Latein, alles, was ein Edelmann wiſſen muß; und wenn die Thaten der Römiſchen Edelleute, und alſo auch

meiner Ahnen, nicht von einem Narren in's Lateiniſche überſetzt wären, ſo ſollte er auch das nicht lernen. Denn kurz und gut, mit dem heidniſchen Werk und Weſen, Venus, Jupiter, und Ariſtoteles — weg damit! Wir ſind Chriſten, und unſere Vorfahren, Veronika, haben bei allen Turnieren gelobt, das Chriſtenthum aufrecht zu erhalten. Damit Baſta! Latein ſoll er lernen; aber chriſtliches Latein: denn alle meine Vorfahren ſind Chriſten geweſen, von dem erſten Flaminius an, bis jetzt.

Die Frau von Flaming war froh, daß ſie ihren Endzweck nur in ſo weit erreicht hatte. Es wurde ein Hofmeiſter verſchrieben; allein unter der Bedingung, daß er den Junker nicht mehr lehren ſollte, als der Vater beſtimmen würde. Und nun ging der Baron ſogleich an die herkuliſche Arbeit, für den Hofmeiſter eine Inſtruktion aufzuſetzen. Er empfand nun auch, was ſchreiben heißt. Die Inſtruktion wurde oft zerriſſen und umgearbeitet. Je öfter er nun über die Erziehung nachdachte, deſto freier und reifer wurden ſeine Ideen. Er fühlte es jetzt in der Erfahrung, daß ſchreiben und nachdenken den Geiſt ſchärft. Die Inſtruk-

tion wurde endlich fertig, und wenn ſie nicht als Manuſkript in dem Archive liegen geblieben wäre, worin kein reiſender Pädagog eine Erziehungsſchrift vermuthete: ſicher würde die Erziehung des Adels einen andern Weg, als den jetzigen, genommen haben. Der Baron beſaß unter allen ſeinen Büchern nicht ein einziges, das von der Erziehung handelte. Er hatte alſo ſeine Erziehungsgrundſätze nicht geſtohlen; ob man gleich nicht ſagen kann, daß er kein anderes Buch genützt hatte. Seine Erziehungsmethode war aus Rüxners Turnierbuche, aus Reinhard Graf von Solms Urſprung des Adels, aus Spangenbergs Adelſpiegel, aus Prauns adeligem Europa, und Lerchii de Dürnſtein vom alten Herkommen des reichsritterlichen Adels, geſchöpft. Dieſe, und noch ein Paar Bücher, als Verſuch über die Zigeuner u. ſ. w., ferner einige Lateiniſche Bücher, die vom Adel handelten, und die der Baron zwar nicht verſtand, deren Titel er aber in der Inſtruktion ſehr gelehrt mit anführte, machten ſeine ganze Bibliothek aus.

Der Hofmeiſter des jungen Herrn erſchien. Der Baron empfing ihn ſehr adelig; er blieb in ſeinem ſammetnen Lehnſtuhle ſitzen, neigte vornehm den Kopf, und ſagte: morgen ſollen Sie Ihre Inſtruktion von mir bekommen. Die Frau von Flaming empfing ihn ſtehend, mit einem ihrer gütigen, ſchönen Blicke, mit denen ſie gewiß war, die ganze Welt einzunehmen. Am andern Morgen erhielt der Hofmeiſter, der eben nicht das beſte Leben hier ahnete, die Inſtruktion durch einen Bedienten, der ſich zugleich als ſein Domeſtik anmeldete. Der Hofmeiſter Beyer machte ein Paar große Augen, als er eine ſchriftliche Inſtruktion über die Erziehung von einem Edelmanne erhielt. Eben öffnete die Frau von Flaming die Thür, als er ſich zurecht geſetzt hatte, die Inſtruktion zu leſen. „Ehe Sie leſen, was mein Mann Ihnen ſchreibt, lieber Herr Beyer,“ fing ſie mit ihrer ſanften, liebkoſenden Stimme an, „muß ich Ihnen ſagen, wer mein Mann iſt. Der edelſte Mann auf der Welt, ehrlich, redlich, gütig, hülfreich, dankbar, offen. Fragen Sie ſeine Domeſtiken, ſeine Unterthanen; Sie werden nur Eine Stimme darüber hören. Für alle

dieſe Tugenden hat er nur Eine Schwäche. Er liebt den Adel vielleicht ein wenig zu ſehr; doch ohne deshalb andere Menſchen zu verachten. Sie ſind der Erzieher meines Kindes; Sie mußten das wiſſen, um, wenn Sie ſeine Schwäche ſehen, auch ein Auge auf ſeine Tugenden zu werfen. Er wird thun, was Sie wünſchen; nur richten Sie es ſo ein, daß Ihre Wünſche mit dem Adel in Verbindung kommen. Sie werden meinen Mann achten, wenn Sie ihn kennen; mir aber, hoffe ich, werden Sie Ihre Freundſchaft ſchenken. Der Lehrer des Sohns muß, dünkt mich, der Freund der Mutter ſeyn.“ — Sie reichte Beyern die Hand, verneigte ſich freundlich, und ging.

Lange noch hörte Beyer die freundliche Stimme, mit der ſie geredet hatte. Endlich fing er denn auch an, ſeine Inſtruktion zu leſen. Den Eingang machte eine Betrachtung über den Unterſchied der Stände und ſeine Nothwendigkeit. Hierauf folgte der Beweis, daß der Adel in der Natur des Menſchen, in der Geſellſchaft und in der Deutſchen Reichsverfaſſung gegründet ſey. Dann kam der Freiherr auf die Erziehung eines Adeligen, und

ſchloß aus dem Vorhergehenden, daß er an-
ders erzogen werden müſſe, als der Bürger.
Dann unterſuchte er die Pflicht, die Kinder zu
erziehen, und berief ſich auf Spangenberg
über die Pflichten eines Adeligen ge-
gen ſeine Kinder. (Beyer kannte alle die
wenigen Erziehungsſchriften, die es damals gab;
aber der Spangenberg war ihm unbekannt.)

Dann kam das Detail der Erziehung. Der
Baron verlangte, ganz gegen die damalige
Sitte, für ſeinen Sohn eine Erziehung ohne
alle Schläge. Schläge, ſagte er, gehören
für Knechte und knechtiſche Gemüther, keines-
weges für Edelleute, die nichts aus Zwang,
ſondern alles aus Liebe thun ſollen. Er berief
ſich auf die Reichsgeſetze, welche verbieten, ei-
nen Edelmann zu ſtäupen; und er ſchloß endlich:
denn ein Edelmann darf nur Einen Schlag in
ſeinem ganzen Leben leiden, den Ritterſchlag;
und den dürfen Sie, als ein Bürgerlicher, nicht
ertheilen. Zweitens verlangte er eine nicht
pedantiſche Erziehung. Er behauptete
hier: Mutterwitz ſey mehr werth, als Gelehr-
ſamkeit und erlernter Wortkram; darum ſollte
alles ſpielend getrieben werden, damit der

Junge kein Dummbart würde. Bei dieſer Gelegenheit kam er auf die Turnierſpiele, ſchimpfte auf den Papſt, der ſie aus Neid, weil er nicht turnierfähig ſey, abgeſchafft, und behauptete nebenher, daß vieler Adel ſich zu Luthern geſchlagen habe, um dieſem Befehle des Papſtes aus dem Wege zu gehen, und daß es alſo der Vortheil jedes proteſtantiſchen Geiſtlichen ſey, die Turniere in Ehren zu halten. Dann kam die Moral eines Edelmannes, aus Rüxners Turnierſtücken geſchöpft, und nach Dürnſtein erweitert. Eine Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen ſtand unter den adeligen Sünden oben an. Er nannte ſie: eine Beleidigung der Seligen im Himmel, der Nachkommen, und der göttlichen Geſetze; und bewies die Schwere dieſes Verbrechens aus dem Moſes, welcher ſage: daß die Engel durch ihre Mißheirathen mit den Töchtern der Menſchen, der Erde die Sündfluth zugezogen hätten. Bei dieſem Punkte war der Freiherr ſehr eifrig und weitläuftig.

Dann kam alles das, was ſein Sohn lernen ſollte. Latein; hier waren alle heidniſchen Schriftſteller ſchlechterdings ausgeſchloſſen, auch

alle übrigen, die von etwas Anderm, als vom Adel handelten. Unter den Schriftſtellern, die ſchlechterdings geleſen werden ſollten, weil ſie von den Deutſchen adeligen Familien geſchrieben hätten, ſtanden Livius, Tacitus, Dionyſius und Plutarch zum Erſtaunen des Hofmeiſters oben an. Griechiſch und Franzöſiſch wurde ſchlechterdings zu lehren verboten. Franzöſiſch macht liederlich, und Griechiſch macht dumm, ſagte der Freiherr. Adelsgeſchichte, Wapenkunde, Deutſche Reichsgeſchichte, Deutſche Sprache, alte ſowohl als neue, ſollte der Hofmeiſter fleißig treiben. Wider die Jeſuiten, die Juden, die Zigeuner und den Papſt ſollte ſeinem Sohne der tiefſte Haß beigebracht werden, damit er ſich nie in ſeinem Leben mit einem von ihnen einließe: wider den Papſt der Turniere wegen, wider die Jeſuiten, Juden und Zigeuner, die er für eins zu halten ſchien, ihrer Verſtellung wegen. Hinterher kam noch die Ermahnung an den Hofmeiſter: den Knaben ja anzuhalten, daß er ſeine eigenen Gedanken ſchriftlich aufſetze, weil nichts ſchwerer ſey, als das, beſonders wenn man über die Erziehung ſchreiben wolle.

Der Hofmeiſter konnte ſich kaum wieder von dem Erſtaunen erholen, in welches ihn dieſe ſeltſame Schrift verſetzt hatte; ja, er gerieth auf den ganz natürlichen Gedanken, der Freiherr müſſe ein wenig verrückt ſeyn. Zum Unglück war Herr Beyer nicht ein neuerer Pädagog; er würde ſonſt den Kopf nicht ſo bedenklich geſchüttelt haben. Denn, man ſage was man will, ſo iſt des Freiherrn von Flaming Theorie der Kinderzucht freilich nur aus dem alten Turnierbuche und einigen andern Adelsbüchern gezogen, aber doch der heutigen Pädagogik ſo ähnlich, wie ein Tropfen Waſſer dem andern; verſteht ſich, wenn man einige, dem Baron eigenthümliche, Kleinigkeiten abrechnet. Beyer, der jetzt ein alter Greis und Prediger iſt, ruft oft, wenn er eine von den hundert Kinderſchriften der jetzigen Meſſen lieſt: wahrhaftig! wahrhaftig! gerade, als ob ich meines Barons Inſtruktion noch einmal läſe.

Indeß, was wollte der arme Beyer machen? Er war einmal Hofmeiſter, und mußte ſich ſchicken lernen. Bald erfuhr er denn auch, daß manche von den Widerſprüchen in der Inſtruktion des Barons Mißverſtändniſſe waren.

Der Baron ließ nach einiger Zeit den Hofmeiſter rufen. „Haben Sie meine Inſtruktion geleſen und verſtanden?“ — Geleſen, aber nicht ganz verſtanden, Ihro Gnaden. Sie verbieten ſchlechterdings das Leſen aller heidniſchen Schriftſteller, und — „Ganz recht; mein Sohn iſt ein Chriſt, und ſoll es bleiben, durchaus!“ — Aber, gnädiger Herr, Sie ſelbſt haben da einige Schriften von Heiden ganz ausdrücklich zum Leſen mit dem jungen Herrn vorgeſchrieben. — „Wie? was hätt ich? wo? zeigen Sie mir! wo?“

Der Hofmeiſter zeigte ihm die Namen: Livius, Plutarch, Tacitus, Dionyſius.

„I zum Teufel, ſind denn das Heiden geweſen?“ fragte der Freiherr mit großen Augen. „Wie kommen denn die unvernünftigen Kerl dazu, über den chriſtlichen Adel zu ſchreiben?“

Ueber den Adel, Ihro Gnaden? fragte Beyer mit eben ſo großen Augen.

„Ueber den Adel,“ ſagte der Baron, und ſchlug dem Hofmeiſter ein Regiſter der patriziſchen Familien in Rom auf, das, wie der Titel

ſagte, aus dieſen Schriftſtellern gezogen war. „Ueber den Adel, wie Sie hier ſehen.“

Ja, Ihro Gnaden, über den Römiſchen Adel, fiel Beyer ein.

„Aber, zu allen Geiern, Herr! man hält doch in der ganzen Welt die Katholiken für Chriſten; und die Leute haben ja doch wohl geſchrieben, eh an Luthern gedacht war. Nun?

Beyer lächelte, ſchwieg, und erfuhr nun den Zuſammenhang, in welchem die Familie des Barons mit Rom ſtand. Die Derivation von Flaming aus Flaminius gefiel ihm gar nicht übel; er hatte eine Diſſertation über das Entſtehen der Deutſchen Sprache aus der Hebräiſchen geſchrieben, worin er noch ärger zu Werke ging, als der Baron. Dieſer ſaß ſchon auf ſeinem Steckenpferde; Beyer, ſobald er deriviren hörte, beſtieg augenblicklich das ſeinige, und beide machten einen freundſchaftlichen Ritt mit einander. Auf dieſem Ritte bewies nun Beyer dem Baron, daß das Wort Adel aus dem Hebräiſchen Worte Atſilim, die Vornehmſten, herkäme; und der Baron gab ſeine Herleitung vom Adler gern dagegen auf. So bewies er ihm nun auch, daß die Juden

eben ſo geſprochen hätten, wie die alten Deutſchen; denn, Ihr Gnaden, ſagte er, der Adel bei den Deutſchen beruhet auf Helm und Schild. So ſagt auch der Hebräer, und nennt die großen Herren: Schilde; ſo ſteht in der Bibel: Gott iſt ſehr erhöhet bei den Schilden auf Erden; ſo heißt Gott, unſer Schild; wie auch das Wort Schild ganz Hebräiſch iſt.

So ſehr auch der Baron die Juden haßte, ſo ſehr nahm ihn doch die Idee ein, daß Gott ſelbſt den Adel eingeſetzt habe. „Sie ſind mir ein lieber, gelehrter Mann!" rief er auf einmahl, und drückte Beyern die Hand. „Recht! der Adel ſtammt von Gott, und ſo könnte man ſagen, Gott hätte den erſten Heerſchild. Hören Sie, der Junge, mein Sohn, ſoll Hebräiſch lernen; aber ein Jeſuit ſoll er nicht werden!"

Die Inſtruktion wurde vergeſſen, der Unterricht angefangen. Beyer unterrichtete nach ſeinem Gutdünken; wie konnte der Baron an einem Manne zweifeln, der den Adel aus dem alten Teſtamente ableitete? Beyer ſetzte ſich in des Barons Gunſt immer feſter. Er machte ihn

zuerſt aufmerkſam darauf, daß die Juden nach einem ausdrücklichen Befehle Gottes ihre Stammregiſter hätten führen müſſen. „Es iſt ein wahres Glück,“ fliſterte der Baron dem Hofmeiſter zu, „daß es mit dieſen Stammbäumen der Juden ein Ende genommen hat; ſonſt müßten wir uns zu Tode ſchämen: denn wie wenige Deutſche Familien kennen ihre Ahnen bis zu den Zeiten Abrahams? Indeß ſieht man doch, daß das Stammbaumweſen etwas Göttliches iſt: denn ſo lange die Juden das auserwählte Volk Gottes waren, hatten ſie Stammbäume; und folglich iſt jetzt der Adel von Gott zu ſeinem Volk auserwählt, weil er Stammbäume hat.“

Beyer und der Baron waren freilich in ihren Meinungen ſchlechterdings Gegenfüßler, und würden ſich vielleicht nicht einen Tag unter einem Dache vertragen haben, wenn nicht jener hier Stoff gefunden hätte, ſeine antiquariſche Kenntniß des heiligen Volkes auszukramen, die der Baron denn, ſo gut es ſich thun ließ, auf den Adel anwendete. Beyer erhielt alſo gleich in den erſten Tagen die Liebe des Freiherrn; ſo drückte denn dieſer ein Auge zu, wenn er ſah,

daß ſein Sohn anders erzogen wurde, als er gewünſcht hatte; und dieſes Einverſtändniß verſtärkte die Frau von Flaming mit ihrer Güte und ihrem ſchönen Herzen, dem ſo leicht keine bittre Empfindung lange widerſtehen konnte.

Quinctius lernte Lateiniſche Vokabeln, und der Baron fragte alle Tage: wann wird denn der Junge anfangen im Livius zu leſen? Wahrhaftig, meine Vorfahren, die Flaminier, haben ja kaum ſo viel Zeit gebraucht ihre Thaten zu thun, als der Junge, ſie zu leſen. Beyer ſuchte den Baron zu beruhigen. Das ging einen Monat, und noch einen; doch endlich riß dem Baron die Geduld. „Aber, zum Teufel, Herr Beyer, was lernt der Junge? A von, Abacus der Rechentiſch, Abdomen der Schmerbauch: das hör ich tagtäglich. Sollte man nicht meinen, die Flaminier müßten alle Schmerbäuche gehabt haben? Herr, der Junge ſoll nichts lernen, als die Thaten ſeiner Vorfahren. Sagen Sie mir, was ſoll der Junge mit den raſenden Wörtern im Kopfe? Kann ſich eine Menſchenſeele dabei etwas denken? Das muß den Jungen zu einem Dummbart machen. Nominativo! Herr, Sie haben den Jungen

zum

zum Narren, und mich dazu. — Meine vier Stunden ſitze ich hier täglich ſtill wie ein Bild auf einem Grabſtein, und horche. Flaminius war unſer Kontrakt, Herr, und nicht Singularis. Ich habe nichts, nichts davon begriffen, und bin vierzig Jahre alt; wie ſoll der arme Junge etwas davon begreifen? Da habe ich den Livius kaufen müſſen, und da ſteht er; und ich ſitze hier, und wir ſehen uns an, wie Braut und Bräutigam. Und Sie? Komm her!" Er legte den Livius auf den Tiſch, und ſuchte. „Da ſteht nicht ein Wort von Quinctius und Flaminius."

Beyer ſuchte im Regiſter, ſchlug im 2ten Buch Kap. 56 auf, und zeigte dem Baron den Nahmen: Titus Quinctius Capitolinus. „He!" rief der Baron mit Augen, die vor Freude leuchteten, „da iſt einer! da iſt einer meiner Vorfahren. Quintchen, komm her, komm her, und ſieh ihn recht an! Nun, mein liebſter Beyer! fangen Sie hier einmahl an mit dem Quinctius."

Beyer behauptete: der Knabe könne unmöglich da leſen; das ſey zu ſchwer. Der Baron aber, der nun einmahl einen ſeiner Vor-

ſahren vor ſich hatte, wollte ihn nicht wieder losslaſſen, ohne ihn näher zu kennen; und ſo mußte ſich Beyer bequemen, dem Freiherrn vorzuleſen. Beyer fing alſo an, zu leſen: daß die Patrizier, um dem Volero einen Mann entgegen zu ſtellen, der ſich durch den Uebermuth des gemeinen Volkes nicht ſchrecken ließe, den Appius Claudius zum Konſul erwählt hätten. „Sein Kollege war,“ fuhr er fort, „Titus Quinctius, ein ehrwürdiger Senator, ein Mann von einem ſanften, edlen Herzen, und der Liebling des Volkes.“

Dem Volero wird der Teufel nicht weit ſitzen, fiel der Freiherr ein; denn der Quinctius iſt wohl ſanft, aber kein Schaf, mit dem man ſpielen kann. Weiter! weiter!

„Die neuen Konſuln kamen zuſammen, und hielten Rath, wie ſie den ungerechten Vorſchlägen des Volero ausweichen könnten. Appius rieth, einen Krieg anzufangen, um dem gemeinen Volke zu thun zu geben; Quinctius aber widerſprach dieſem Vorſchlage. Ich halte es, ſagte er, für ungerecht, unſchuldige Völker zu bekriegen, die dem Römiſchen Volke keinen Anlaß zu Beſchwerden gegeben haben. Ja, ich

halte dieſen Rath auch für unweiſe; denn das Volk würde unſere Abſicht merken, und ſich weigern, die Waffen zu ergreifen. Wir würden uns beſchimpft haben, ohne die Unruhe zu ſtillen.“

Beyer, das iſt ein braver Mann, der Quinctius! Vor dem habe ich allen Reſpekt. (Er zog die Mütze ab, und gab dann ſeinem Quinctius die Huſarenmütze, welche dieſer trug, in die Hand.) Hören Sie, Sie ſagen: das hätte ein Heide geſchrieben? Gehorſamer Diener! Ein Heide würde einen Chriſten, wie da den Quinctius, ſo loben! Da kenne ich die Heiden! Gehorſamer Diener.

Ihro Gnaden, dieſer Quinctius iſt ja ſelbſt ein Heide; dieſe Geſchichten haben ſich ja noch vor Chriſti Geburt ereignet.

Der Freiherr wurde tiefſinnig. Das Alter der Familie war ihm eben ſo lieb, als ihr Chriſtenthum. Er ſchwieg einen Augenblick. Endlich ſagte er: Aber er ſpricht doch gerade, wie ein Chriſt. Na, na! ſo hat ſchon chriſtliches Blut in ſeinen Adern gefloſſen. Ein Heide? Nun, wenn nur alle Chriſten ſo dächten! Weiter!

„Quinctius Vorſchlag ging durch, und Appius wurde ſeines Kollegen bitterſter Feind.“

Der Eſel! rief Flaming. Es iſt bloßer Neid, glauben Sie mir, Beyer! Aber ich denke, Quinctius wird ihn bezahlen.

„Volero machte ſich die Uneigennützigkeit der Konſuln zu Nutze, und that einen neuen Vorſchlag, der die Rechte des Adels noch mehr einſchränken ſollte.“

Der Volero iſt ja der Teufel ſelbſt. Den Kerl ſollten ſie hängen. Aber ſo geht es, wenn man uneins iſt. Ich will doch nicht hoffen, daß der Quinctius etwa ſeine Parthei genommen hat?

„Der Rath verſammelte ſich. Appius rieth: Jeder, der ſein Vaterland liebte, ſollte ſich bewaffnen, um die andere Parthei zu Paaren zu treiben; allein Quinctius —“

Beyer, große Männer können auch fehlen. Den Volero hätten ſie hängen ſollen. Das iſt nichts!

„Allein Quinctius ſchlug den Weg der Güte ein, und der Senat folgte ihm.“

Seine Urſachen muß er doch gehabt haben, weil ihm der Rath folgt. Wir wollen hören.

„Das Volk wurde verſammelt. Quinctius hielt eine rührende Rede an das Volk, und es wäre alles gut gegangen, wenn nicht Appius in ſeiner Rede auf Tribunen und Volk ſehr bitter geſchimpft hätte. Ein Plebejer (Unadeliger) ſtand auf, hielt gegen den Appius eine eben ſo bittere Rede, und ſchloß endlich mit den Worten: aber was fechten wir mit Worten gegen eine ſolche wilde Beſtie? Das —"

Beſtie? unterbrach ihn Flaming aufſpringend. Was tauſend Teufel! ſo ein Hund ſchimpft einen Edelmann, einen Konſul? Das iſt ja nicht möglich. Das ſteht da nicht! Litt denn das der Adel? Geſchwind, ich muß doch ſehen, wie es dem Satan geht. Leſen Sie, wie nahm ſich denn mein Vorfahr dabei? Geſchwind!

„Das Schwert ſoll entſcheiden, und Euch vom Adel lehren, daß das, was ihr Pöbel nennt, nicht ſo verächtlich iſt, als ihr glaubt; ſoll euch lehren, daß wir —"

Der Kerl hat ja eine Zunge ſo ſpitz, wie eine Nähnadel. Geh an den Galgen! Das iſt ja ein Hund!

„Nun entſtand eine Stille im Volke. Der Tribun hob ſeine Blicke gen Himmel, und ſchwor bei allem, was ihm das Heiligſte war: den Vorſchlag durchzuſetzen, oder zu ſterben. Dann befahl er dem Appius, die Verſammlung zu verlaſſen.“

Das iſt ja himmelſchreiend. Herr, hält denn der Adel immer das Maul, und läßt den Eſel ſo reden?

„Appius verachtete den Befehl, und berief ſeine Verwandten, Freunde und Klienten (iſt ſo viel als Vaſallen) um ſich her, um ſich der Gewalt zu widerſetzen. Der Tribun ſandte einen Büttel, um den Appius in Verhaft zu nehmen.“

Herr! Sie haben Recht, das ſind Heiden, und keine Chriſten. Einen Edelmann mit einem Büttel! Weiter!

„Nun ging eine Schlägerei an, die allgemein war. Quinctius aber warf ſich in den dickſten Haufen, rettete den Appius, und brachte ihn nach Hauſe.“

Ha! ha! Triumph! Sieh da, ein Meiſterſtück von dem Quinctius! O ho! ich dachte es wohl, daß der den Adel, trotz ſeiner Feind-

ſchaft, nicht würde ſtecken laſſen. Haſt du gehört, Quintchen? Sieh, das war dein Ur-ur-ur-ur-Aeltervater. Der Teufel noch einmahl, das iſt ein Kapitalbuch, der Livius! Wo der Mann nur das alles her haben mag, was die Leute geſagt und gedacht haben! Geduld! Wein, Friedrich! Wir müſſen auf des Quinctius Geſundheit eins trinken!

Sie tranken Beide ſehr vergnügt. Der Freiherr ließ ſich den Livius nicht nehmen. „Aber, fing er auf einmahl an, nachdem er die ganze Stelle im Livius aufmerkſam überleſen hatte — „Aber, lieber Beyer, hier auf beiden Seiten kommt nicht ein einziges mahl Singularis, Nominativo, a, ab, abacus, abdomen vor. Wozu muß der arme Junge die verdammten Wörter lernen? Sie haben mir mit dem Vorleſen eine große Freude gemacht; aber ſo laſſen Sie doch den Jungen, wenn er denn nun einmahl Wörter lernen ſoll, die lernen, die da in der Stelle vorkommen; und wenn er ſie weiß, ſo laſſen Sie ihn die Stelle leſen. Dem Jungen vergeht die Geduld.“

Beyer wehrte ſich, ſo gut er konnte. Er zeigte dem Edelmanne, wie der Nominati-

vus u. ſ. w. mit dem Livius zuſammenhing. Der Baron hörte aufmerkſam zu; dann ſchüttelte er aber deſto ärger mit dem Kopfe. „Aber Herr, fing er unwillig an, wenn, zum Exempel, Quintchen ſollte ſchwimmen lernen, und ich legte ihn hieher auf die Erde, und ließe ihn erſt ein Jahr lang, oder gar zwei, alles machen, was er im Waſſer thun muß, ſo wäre ich ein Narr. Ich bringe den Jungen in's Waſſer, zeige es ihm da, und er kann ſchon nach einer Stunde über dem Waſſer bleiben. Kurz und gut, der Junge ſoll in Waſſer ſchwimmen, und nicht auf trockner Erde. Er ſoll im Livius unter ſeinen Vorfahren Latein lernen, und nicht in den kleinen Büchern, worin nichts ſteht, als was nicht dazu gehört."

Beyer mochte wollen, oder nicht: er mußte ſich die Methode gefallen laſſen. Doch nahm er ein leichteres Buch, als den Livius. So ſchwer es ihm anfangs wurde, den Knaben auf dieſe Weiſe in Gang zu bringen, ſo gelang es ihm am Ende dennoch; und nun erſtaunte er ſelbſt über die Fortſchritte des Knaben, der erſt Latein, und dann die Regeln des Lateins lernte. Beyer fing nun an, hier ſehr glücklich zu leben;

nur Eins lag ihm auf dem Herzen. Er war mit dem Prediger des Ortes in Bekanntſchaft gerathen. Der Prediger hatte einen Sohn von Quinctius Alter. Als Beyer ihn zum erſtenmahle ſah, fiel ihm die offne, kluge Bildung des Knaben auf. Aus ſeinen ſchwarzen, großen Augen leuchtete ſo viel Geiſt und Gutherzigkeit hervor, daß er ſich nicht enthalten konnte, den Knaben zu liebkoſen. Je öfter er zum Prediger kam, deſto lieber gewann er das Kind; allein er merkte auch immer mehr, daß der Vater nicht im Stande war, dem Kinde auch nur einen erträglichen Unterricht zu geben. Der Knabe war ſo lernbegierig, und ſein Geiſt ſo rein, daß Beyer es für unverantwortlich hielt, ihn verderben zu laſſen.

Er trug ſich lange mit dem Gedanken, daß der Knabe Theil an Quinctius Unterrichte nehmen könnte; allein der Freiherr wollte ſeinem Sohne ſchlechterdings keinen Umgang mit einem unadeligen Kinde erlauben. Schon oft hatte Beyer bei ihm mit dieſer Idee auf den Buſch geklopft; aber ohne Erfolg. Der Freiherr machte jedesmahl eine krauſe Stirn, und Beyer ſchwieg. Einmahl aber las Beyer dem

Knaben in Gegenwart des Vaters eine Stelle aus dem Livius, die ich vergebens geſucht habe, Deutſch vor. In dieſer Stelle wurde geſagt, daß Quinctius Flaminius, Konſul, mit ſeinem Sohne einen jungen Menſchen aus dem Volke habe erziehen laſſen, weil der Adel, als der erſte Stand, verpflichtet ſey, für den Unterricht der andern Stände zu ſorgen. „Wie war das?“ fragte der Baron. Beyer las die Stelle noch einmahl, und berief ſich bei dieſem Punkte auf den Adelſpiegel, der eben das ſage.

„Spangenberg?“ rief der Baron, und ſchob die Mütze unruhig hin und her. „Aber, lieber Beyer, was meine heidniſchen Vorfahren gethan haben, das iſt alles aufgeſchrieben, und die Welt kann es wiſſen, wenn ſie will. Wer ſchreibt einmahl, was ich und meine Nachkommen thun?“

Ja, Papa, fiel Quinctius ein, Sie müſſen ſich auch einmahl erſt mit ihren Bauern prügeln, wie der Urvater in Rom mit den gemeinen Leuten. Was ſoll man ſonſt von Ihnen aufſchreiben?

Der Baron erröthete. Er ging im Zimmer umher, und käuete an den Nägeln. „Aber,

Beyer," fing er auf einmahl an, „was kann unſer einer Großes thun?"

Großes wohl nicht; aber deſto mehr Gutes, ſagte Beyer.

„Der Teufel hole den Papſt, daß er die Turniere abgeſchafft hat!" rief der Baron laut, und verließ das Zimmer. Er ging nun im Garten umher, wie es ſeine Gewohnheit war. Nach einer halben Stunde kam er wieder. „Sagen Sie mir, Beyer, womit kann ein Adeliger ſich jetzt berühmt machen? Sehen Sie, die Turniere ſind abgeſchafft. Kurfürſt und Fürſt werden? Dazu muß man katholiſch ſeyn. Im Soldatenſtande? Einer kann nur General werden. Ja, meine Vorfahren hatten gut ſagen! Da gab es immer mit dem Volke zu zanken, das den Adel nicht leiden wollte. Der Quinctius ſollte einmahl hier auf meinen Gütern gelebt haben; kein Wort hätte Livius von ihm gewußt!"

Freilich, ſagte Beyer, und zuckte die Achſeln; der einzige Weg iſt noch Gelehrſamkeit. Entweder er wird durch Schriften, die ſeine ſpäteſten Nachkommen noch leſen, berühmt; oder er wird Miniſter, regiert ein Land, ſchließt

Frieden, erfindet neue Auflagen, oder neue Geſetze, die von ihm den Namen haben.

Der Baron rieb ſich die Stirn. „Junge, Quinctius! fuhr er dann plötzlich auf: lerne was. Du ſollſt ein Gelehrter werden. Mit dem Turnieren iſt es doch am Ende nichts. Und wenn du Miniſter biſt, ſo gebe Gott einen recht böſen Krieg, und du ſchließe den Frieden. Ich will thun was ich kann, lieber Beyer. Ich will mit Quinctius einen aus dem Volke erziehen laſſen. Da des Paſtors Sohn. Er mag kommen, heute noch. Aber dann müſſen die Jungen lernen, daß ihnen die Köpfe rauchen.“

Beyer war halb außer ſich vor Freude. Er hatte ſeine Abſicht erreicht, und gab dem Baron die Hand darauf, daß ſein Sohn, ſein Quinctius, in Deutſchland berühmter werden ſollte, als alle Römiſchen Quinctier zuſammen genommen. Die Recenſenten dieſes Buches werden Schuld daran ſeyn, wenn Beyer nicht Wort hält.

Beyer führte den kleinen A u g u ſt L i ſ ſ o w ſogleich mit Triumph in das Haus des Freiherrn ein. Nicht bloß die natürlichen Anlagen des Knaben machten ihn ſo heiter. Nein, er

ſah, daß der Freiherr durch ſeine Eitelkeit alles wieder umriß, was er ſelbſt bei Quinctius bauete. Beyer war nach der damaligen Zeit ein wirklich gelehrter Mann; er liebte die Erziehung leidenſchaftlich, und wünſchte, ungehindert thätig auf Kopf und Herz eines Knaben wirken zu können. So glücklich er auch in dem Flamingiſchen Hauſe lebte, ſo konnte er doch nie hoffen, den jungen Quinctius nach ſeinen Planen erziehen zu dürfen. Man wird ſich alſo ſeine Freude denken, als ihm nun ein Kind ganz und gar übergeben war, dem die Thorheiten des Barons nicht ſchaden konnten; und bald nahm er ſich des Knaben mit doppelter Liebe an, da nicht lange nachher deſſen Eltern ſtarben.

Mit neuem Eifer fing Beyer den Unterricht wieder an. Auguſt holte den Quinctius ſehr bald ein, und nun gingen die beiden Knaben mit raſchen Schritten auf dem Gefilde der Gelehrſamkeit vorwärts. Freilich blieb noch immer die Römiſche Geſchichte, und beſonders die Geſchichte der Quinctier, die Hauptſache; allein, bei dieſer Gelegenheit bekamen beide Knaben doch Geſchmack an der Geſchichte, und

ihr Geiſt eine edle, ſtolze Haltung. Selbſt Beyer bekam Geſchmack an dieſer Wiſſenſchaft, und fand, daß jede Geſchichte hinreichend iſt, der Moral einen eindringenden Reitz für das Kinderherz zu geben. Quinctius Flaming kannte nun die Begebenheiten und Thaten ſeiner Römiſchen Vorfahren ſo ziemlich; und wenn Auguſt mit freundlichen Augen ſagte: o das iſt ſchön! das iſt herrlich! ſo ſagte jener mit einem ſtolzen Blicke, und ſchlug dabei an ſeine Bruſt: und das war einer meiner Vorfahren! oder: und das that mein Ahnherr!

Der Freiherr, wie man leicht denken kann, war, ſeit dem ſich Auguſt im Hauſe befand, nicht mehr zugegen beim Unterrichte, ſo ſehr ihn das auch ſchmerzte. Allein dafür erhielt Beyer auch den Befehl, die Thaten der Flaminier aus den verſchiedenen alten Schriftſtellern auszuziehen, damit der Freiherr doch endlich mit ſeinen Vorfahren bekannt würde. Beyer erfüllte dieſen Wunſch, und nach einigen Monaten war er fertig. Täglich erinnerte der Baron ihn an dieſe Arbeit, und ſie war vollendet, als ſich gerade eine große Geſellſchaft von Adeligen im Hauſe befand.

„Nun, lieber Beyer, fragte der Baron, als Beyer zu Tiſche kam, wie ſteht es mit meinen Vorfahren? — “ Ich bin fertig, gnädiger Herr! — Der Baron glühete vor Freude, und drückte den Hofmeiſter an ſein Herz. Einer aus der Geſellſchaft fragte nach der Urſache ſeiner großen Freude.

„Dieſer Mann,“ antwortete der Baron, „hat mir die Geſchichte meiner Vorfahren aufgeſetzt: eine Arbeit, die ich ihm nie vergelten kann.“ Man machte große Augen. Als der Baron etwas ins Detail ging, wurde man begierig die Thaten der alten Flaminger zu hören. Der Baron verſprach ſie der Geſellſchaft zum Nachtiſch, und Beyer, ſo viel er ſich auch wehrte, mußte ſeine Schrift holen. Man ſetzte ſich nach dem Eſſen zurecht. Die Damen nahmen ihre Strickzeuge zur Hand, die Herren ihre Pfeifen. Beyer ſaß in der Mitte, und neben ihm in einem Armſtuhle der Baron von Flaming.

Ehe er lieſt, meine Damen und Herren, fing der Baron an, muß ich Ihnen ſagen, daß meine Vorfahren, bis auf Chriſti Geburt, keine Chriſten, ſondern Heiden waren, und in

Rom unter einem Volke lebten, das ganz ſonderbare Gebräuche hatte; als zum Exempel — Doch das werde ich Ihnen ſchon während des Leſens zeigen. Nun fangen Sie an, Herr Beyer.

Herr Beyer erröthete, räuſperte ſich, und las: „Die merkwürdigen Thaten der Vorfahren und Ahnen des freiherrlichen Geſchlechtes von Flaming, ehemals Quinctius, dann Flaminius, endlich von Flaming. — Die Familie der Quinctier gehört zu den älteſten und edelſten in Rom. Der erſte Quinctius, deſſen die Geſchichte erwähnt, war Bürgermeiſter in Rom, ungefähr drei hundert Jahre vor Chriſti Geburt.“

Sind 2000 Jahre bis jetzt. Bürgermeiſter war ungefähr, was ein Reichs-General-Feld-Marſchall iſt, ſagte der Freiherr.

Beyer las nun die Geſchichte des Quinctius vor, die wir ſchon kennen. „Eben dieſer Quinctius,“ fuhr er dann fort, „führte eine Armee gegen die Aequier, beſiegte ſie, und hielt einen Triumph in Rom.“ (Beyer erklärte jetzt der Geſellſchaft, was ein Triumph geweſen ſey, und der Freiherr ſah in ſeinem Seſſel ſo aus,

als ob er ſelbſt der Triumphator wäre.) „Um dieſe Zeit drang einer von den Volksvorſtehern, die immer gegen den Adel waren, darauf, daß man feſte Geſetze für Rom geben ſollte, weil die willkührlichen Ausſprüche des Adels eine unerträgliche Tyrannei wären. Der Adel widerſetzte ſich dieſem Vorſchlage, wie gewöhnlich.“

Dieſe Volksvorſteher, meine Damen, ſind wahre Teufel an Liſt und Neid gegen den Adel geweſen. Ach! Sie glauben nicht, was es meinen armen Vorfahren gekoſtet hat, den Adel aufrecht zu erhalten.

Aber, lieber Mann, ſagte die Frau von Flaming, ſie verlangen ja nur Geſetze, und das, dünkt mich, iſt ſo unrecht nicht. Der Adel mußte doch kein gutes Gewiſſen haben, daß er das nicht wollte.

Iſt wohl wahr, aber der Teufel kommt erſt. Höre nur zu! Das iſt immer nur der Anfang; da ſieht man den Pferdefuß nicht. Nein, nein! Man muß nicht ein Haar breit von unſern adeligen Rechten vergeben. Siehſt du, in Rom hatte man nun einmal keine Geſetze. Das war Herkommen, und dabei muß es bleiben; ſonſt, liebes

Kind, jagten die Bürger den Adel am Ende ganz zum Tempel hinaus. Weiter, Beyer.

Beyer las mit krauſer Stirn. „Nun hatte Quinctius einen Sohn, mit Nahmen Cäſo. Ein ſchöner, tapfrer, beredter junger Menſch. Er hatte ſich durch ſeine Stärke und Tapferkeit in mehreren Schlachten hervorgethan. Das Volk verſammelte ſich, um über den Vorſchlag zu rathſchlagen; allein, Cäſo brach mit einer Anzahl junger Edelleute in den Haufen des Volkes ein, und prügelte es aus einander.“

Wackerer Cäſo! braver Cäſo! O wahrhaftig, ſo ſollte man es immer machen! Veronika, wenn Du noch einmahl niederkommſt, ſo ſoll der Junge Cäſo heißen.

Dürfen denn die Bürgerlichen — fragte eine Dame, die den Kopf ſo hoch trug, als ob ſie beſtändig die Sterne zählte — ſich eigentlich nicht verſammeln? — Ohne Erlaubniß des Adels eigentlich nicht, antwortete der Baron. — So ſeh einer, und ſie halten in Berlin ordentlich Aſſembleen und Bälle! Man ſollte doch den Leuten das verbieten!

Ei zum Teufel auch! ſagte der Freiherr; hier iſt von keinen Aſſembleen die Rede. Man lächelte.

„Cäſo,“ fuhr Beyer fort, „wurde verklagt. Er erbitterte das Volk durch ſeinen Uebermuth und ſeine Unbeſonnenheit noch immer mehr, anſtatt es zu beſänftigen. Da der Gerichtstag kam, hatte Cäſo auf einmahl allen Muth verloren.“

Der Freiherr machte große Augen und horchte.

„Er gieng in Trauerkleidern unter dem Volke umher, und bat die unterſten des Pöbels um Gnade.“

Pfui! ſagte eine adelige Dame, die bis jetzt den Triumph des Freiherrn mit blauen Lippen und flammenden Augen angeſehen hatte; pfui, ein niederträchtiges Gemüth!

Gnädige Frau! rief der Baron aufſpringend. Was Teufel, Beyer, ſteht das da? Das iſt nicht wahr. Der Reichsadel braucht nach den Reichsgeſetzen nicht zu widerrufen oder um Vergebung zu bitten.

Da haben Sie recht, Herr Baron! riefen jetzt Alle. Das kann da nicht ſtehen. Man umringte Beyern, der mit vieler Geduld jedem zeigte, daß es da ſtand. Aber laßt ihn doch leſen, rief die Frau von Flaming. Wer weiß, wie

es noch kommt. Warum prügelt er gleich? Iſt es doch ſeine Schuld; was geht es uns an?

Beyer las. „Da das (nehmlich das um Gnade bitten) nicht half, und die Anklage verleſen war, ſo wollte er ſich dem Gerichte des Volks nicht unterwerfen, ſondern appellirte an den Adel, als ſeinen rechtmäßigen Richter.“

Si judicandum de nobili, judicium ad nobiles pertinet, ſagte ein Präſident hier mit einer wichtigen Miene; ein Edelmann kann nur von ſeines Gleichen gerichtet werden. Der Cäſo hat die jura nobilium recht gut gekannt.

Aber ein Rabe, antwortete die Frau von Flaming, hackt einer Krähe die Augen nicht aus.

Beyer fuhr fort. „Das Volk wurde dadurch noch aufgebrachter. Sein ehrwürdiger Vater Titus Quinctius ſuchte ſeinen Sohn in einer Rede zu vertheidigen. Mehrere von Adel traten auf; alle gaben ihm das vortheilhafteſte Zeugniß. Sie nannten ihn die Zierde, die Hoffnung, den Stolz des ganzen Römiſchen Volkes. Sie lobten ſeine Tapferkeit, ſeine Schönheit, ſeinen Edelmuth, und ſchoben ſeine Unbeſonnenheit auf die Hitze ſeiner Jugend.“

Da haben wirs! rief der Baron, und wiſchte ſich eine Freudenthräne aus dem Auge. Wahrhaftig Frau, noch einen Jungen; Cäſo ſoll er heißen, oder ich laſſe den Quinctius umtaufen.

„Jetzt aber,“ fing Beyer aufs neue an zu leſen — „Jetzt aber nahm der Volksvorſteher das Wort. Er rief einen Römer hervor, der eine neue Klage gegen den Cäſo hatte. Dieſer Römer beſtieg nun die Rednerbühne, und erzählte: da ich eines Tages in der Nacht von einem Freunde, bei dem ich gegeſſen hatte, mit meinem Bruder nach Hauſe ging, trafen wir dicht bei den öffentlichen (mit Erlaubniß der Damen) Hurenhäuſern den Cäſo an, der in Geſellſchaft von mehreren jungen Edelleuten nach ſeiner liederlichen Weiſe im Bordell geweſen war. Sie fingen —“

Auf ein andermahl, Herr Beyer, unterbrach ihn der Baron mit krauſer Stirn, ſollen Sie weiter leſen. Der Volksvorſteher iſt ein Flegel, und der Cäſo ein Luriban, deſſen Nahmen mein Hund nicht führen ſoll. Ich will nichts wiſſen, und damit Baſta! Sind meine Vorfahren alle ſolche Kundleute geweſen, ſo — (Beyer ſchlug ſeine Papiere zuſammen) —

Recht! nur weg mit den Kerlen! Bordell! ſchöne Polizei in Rom! Und was zum Henker, Herr, wenn ich's bedenke, was haben Sie mir das vorzuleſen?

Ja, gnädiger Herr, Sie haben mir befoh- len; und unter einer zweitauſend Jahre langen Reihe Menſchen muß es auch hin und wieder einen Wildfang geben. Sie ſollten nur weiter hören. Der Vater macht wahrhaftig alles wieder gut.

Herr, wie kann ein Vater es wieder gut machen, wenn der Sohn des Nachts in den Bordellen herum liegt? Hätte ich damals ein Wort in meiner Familie zu ſagen gehabt, wie jetzt: der Cäſo ſollte ſich gewundert haben! Und der Livius iſt ebenfalls ein Hans Narr, daß er ſolche Teufeleien aufſchreibt, und ehrlichen Leu- ten noch nach zweitauſend Jahren den Leib voll Aerger jagt. Pfui, ich will nichts weiter wiſſen. Der Teufel hole die ganze Verwandtſchaft, die Quinctier ſammt und ſonders — meinen Quinc- tius ausgenommen!

Beyer erröthete, verbeugte ſich einmahl über das andere, und verſchwand.

Ganzer vierzehn Tage hindurch maulte der

Baron mit ſeinem Hofmeiſter; allein endlich überwog die Neugierde doch ſeinen Verdruß. Er beſuchte Beyern, brachte das Geſpräch auf ſeine Römiſchen Anverwandten, und Beyer mußte aufs neue vorleſen. Nur ward dieſe Seſſion bei verſchloſſenen Thüren, und nicht wieder ſo feierlich gehalten. Beyer fing mit einer Art von Angſt an da fortzuleſen, wo er aufgehört hatte. Mit Cäſo war der Baron nun einmahl über den Fuß geſpannt. Er brummte, ſo oft der Nahme genannt wurde. Als er hörte, daß Cäſo's ehrwürdiger Vater alle ſeine Güter verkauft habe, um die Bürgſchaft für ſeinen Sohn zu bezahlen, ſagte er: der arme alte Mann! der Schlingel von Sohn iſt es nicht werth. Des Alten Geſchichte rührte ihn indeß. Er fand natürlich, daß der Vater alles wieder gut gemacht habe, was der Sohn verdorben hatte. Es wollte ihm zwar nicht recht behagen, daß der alte Edelmann ſelbſt pflügt; indeß machte doch die rührende Erzählung, wie ihn die Römiſchen Geſandten, die ihn als Diktator nach Rom holen ſollen, beim Pflügen antreffen, einen tiefen Eindruck auf ihn. Er wiſchte ſich heimlich eine Thräne ab. „Was iſt denn ein

Diktator?" fragte er. Beyer erklärte es ihm. „Ja," rief der Baron, „das iſt noch ein Aemtchen für einen Edelmann, wobei er Ehre hat!" Dieſer wurde ihm der liebſte ſeiner Vorfahren.

Nun kam es, nach den Geſchichten noch einiger Quinctier, endlich auf den Titus Quinctius Flaminius, der den Macedoniſchen König Philipp beſiegte, und Griechenland frei machte. Das war ſein Mann ebenfalls. Er erkundigte ſich nach dem Zuſtande Griechenlands; alles ward ihm jetzt anziehend. Aber keine Roſe ohne Dornen. So rein ſein Triumph über die Thaten ſeiner Vorfahren war, ſo großen Unmuth empfand er, als er hörte, daß der Bruder dieſes großen Mannes, Lucius, von dem Cato aus der Rolle der Senatoren geſtrichen wäre; und als er die Urſache davon erfuhr, ſpie er vor Aerger aus. Pfui, rief er, das iſt ein Schurke, ein Heide, eine Beſtie! Aber, lieber Beyer, das bleibt unter uns! — Und von dem Cajus Flaminius, der ſich von Hannibal ſchlagen ließ, behauptete er, es wäre ein Dummhut. Indeß freuete er ſich dennoch ungemein, daß ſchon einer ſeiner Ahnherren mit

Hannibal Händel gehabt hatte. Denn der Hannibal, ſagte er Beyern ins Ohr, war der Teufel ſelbſt.

So kannte nun endlich der Freiherr von Flaming alle ſeine Ahnherren. Er machte ſich mit Hülfe des Hofmeiſters ſogar einen Stammbaum der drei Linien, welcher eigentlich richtiger war, als der an der Spiegelwand. Wenigſtens wußte er von ſeinen heidniſchen Vorfahren vor Chriſti Geburt tauſendmahl mehr zu ſagen, als von ſeinen chriſtlichen, die er nur dem Nahmen nach kannte. Er führte von nun an auch immer ſeine Römiſchen Vorfahren im Munde, und erwähnte ihrer bei allen Gelegenheiten. Von dieſer Zeit an hieß in der Flamingiſchen Familie ein liederlicher Menſch: ein Cäſo; ein Schurke: ein Lucius; und ein Dummkopf: ein Cajus. Sogar die Bedienten gebrauchten dieſe Benennungen.

Die beiden Knaben ſtudierten fleißig fort, indeß der Freiherr Stammbäume machte, und ſich den Kopf zerbrach, wie er den Lucius, ohne deſſen Bruder zu verlieren, aus dem Stammbaume los werden ſollte. Ihre Fortſchritte wa-

ren zum Erſtaunen, und Quinctius konnte, wenn er ſich Zeit nahm, ſchon ſeinem Vater eine Lateiniſche Anmerkung in ſeinem Praun verdeutſchen. Sie fingen nun auch alte und neue Geſchichte an, ſo gut Beyer ſie ihnen geben konnte. Geographie und Deutſche Sprache wurden nicht verſäumt.

Beyer war ein philoſophiſcher Kopf; er lernte im Lehren, was ihm und ſeinen Zöglingen noch fehlte. Nach den Unterrichtsſtunden liefen beide Knaben entweder in den Garten, und turnierten (denn das Turnier war, trotz den Quinctiern und ihren Thaten, noch immer die Lieblingsidee des Barons); oder Quinctius ging zu ſeinem Vater, und blieb in deſſen Geſellſchaft. Der Freiherr ſprach ſeinem Sohne unaufhörlich von dem Adel ſeines Stammes, und von den großen Vorzügen eines Adeliggebornen vor; oder er hielt ihn an, einen Traktat de nobilitate, oder de privilegiis nobilium ſ. imperii romani zu überſetzen. Er bat ihn, er beſchwor ihn, ja recht fleißig zu ſeyn, und mehr zu lernen, als alle ſeines Gleichen, damit er den Glanz ſeiner Familie noch größer machen könnte. „Was weißt du, mein Sohn,“ fragte er. „Latein? Das kann Liſſow

auch. Geographie? Die lernt er ja mit dir, und iſt nur eines Predigers Sohn. Du aber biſt ein Abſtämmling des Titus Flaminius, der den König von Macedonien beſiegte, Griechenland frei machte, und drei Tage hinter einander triumphirte. Du mußt ganz etwas Beſonderes lernen, mein Sohn, damit ein Jeder ſogleich ſieht, daß du ein Flaming biſt."

Dieſe Reden, die dem Knaben ſo unaufhörlich wiederholt wurden, machten einen tiefen Eindruck auf ſeinen Geiſt. Seine Eitelkeit wurde ungeheuer in die Höhe geſchroben. So ſehr ſeine vernünftige Mutter und Beyer auch arbeiteten, dieſe Eitelkeit aus ſeinem Herzen wegzuſchaffen, ſo war es dennoch vergeblich. Sie bewirkten nichts weiter, als daß dieſe Eitelkeit nicht Hochmuth oder Egoismus wurde. Quinctius liebte ſeinen Gefährten, den kleinen Liſſow, von ganzem Herzen. Er beſchenkte ihn, theilte mit ihm das Liebſte, was er hatte, und es traten Thränen in ſein Auge, wenn Liſſow etwas fehlte; allein er wollte, trotz ſeiner Liebe, gegen ihn glänzen. Hatte er irgend etwas aufgeſchnappt, entweder in einer Unterredung ſeiner Mutter mit Beyern, oder bei einem Be-

ſuche, den ſein Vater erhielt; ſo rühmte er ſich gegen ſeinen kleinen Freund damit, als mit ſeiner eigenen Erfindung. Die Plane, die er noch als Kind machte, gingen immer ins Ungeheure. Nach allem Sonderbaren haſchte er. Erzählte Beyer von Columbus, ſo verſicherte Quinctius, daß er ſchon als Kind einen unwiderſtehlichen Trieb gefühlt hätte, neue Welten zu entdecken, und daß er eben die Beharrlichkeit in ſeiner Unternehmung haben würde, wie Columbus. Das Unnatürlichſte war ihm immer das liebſte. Er verſicherte dem kleinen Auguſt nach einer Stunde, worin Beyer von dem Genius des Sokrates erzählt hatte, in allem Ernſt, daß ihn ebenfalls oft eine Stimme von etwas abhielte, das er thun wollte. Bei dem Unterrichte des Hofmeiſters überlegte er immer, wie er das, was er lernte, wieder anbringen und damit glänzen könne. Alles fiel bei ihm bloß in das Gedächtniß, und ſeine Beurtheilungskraft blieb ohne Bildung. Er war ſehr fleißig, fleißiger ſogar als Auguſt, und lernte doch nicht eben ſo viel. Ohne ſo viel zu wiſſen, wie Auguſt, ſchien er noch einmahl ſo gelehrt, als der: denn er kramte bei allen Gelegenheiten aus, was er wußte,

und ſuchte allem, was er ſagte, eine gelehrte Form zu geben. Er wollte glänzen.

Der kleine Liſſow hingegen blieb bei allem, was er wußte, ganz natürlich. Du lernſt, ſagte ihm Beyer, um dereinſt deinen Nebenmenſchen mit deinen Kenntniſſen nützlich zu ſeyn, und ſelbſt weiſe, und dadurch glücklich zu werden. Immer faßte Quinctius die falſche Seite an allem auf, wenn Beyer die Knaben auch zehnmahl auf die richtige aufmerkſam gemacht hatte. Seht, ſagte Beyer, Cincinnatus wurde arm. Mit eben der Würde, mit der er triumphirend in Rom unter dem Jauchzen des ganzen Volkes eingezogen war, verließ er jetzt, von ſeiner Gattin und einigen Sklaven begleitet, in der Stille Rom, zog auf ſein Bauergütchen, und pflügte mit eben der Hand, die vorher das Scepter von Italien geführt hatte. Was, lieben Kinder, was erhielt dieſen Mann, in ſeinem Unglück ſo ſtandhaft? Noch mehr: was erhielt ihn ſo heiter? Und noch mehr: was erhielt ihn auch hier als Landmann ſo ſtill, ſo demüthig, ſo thätig? — Die Weisheit, lieben Kinder. Er wußte, wie wenig der Menſch bedarf, um glücklich zu ſeyn; er wußte, wie we-

nig der Ruhm, der Glanz, wie wenig die Bewunderung der Welt werth iſt. Mit eben der ruhigen Heiterkeit, womit er ſeinen Acker beſtellte, kehrte er als Diktator nach Rom zurück. Er verließ ſeine ländliche Ruhe nicht gern; aber er verließ ſie, um ſeinem Vaterlande nützlich zu ſeyn: und unſtreitig war es ſein größter Triumph, daß er, als er ſein Vaterland gerettet hatte, ruhig wieder auf ſeine Güter zurückkehrte.

Was mir am beſten gefällt, ſagte Quinctius zu Auguſt, als die Stunde geendigt war, iſt: wie die Geſandten aus Rom kommen, und ihm die Zeichen ſeiner Würde bringen. Seht ihr, wird er in ſich gedacht haben, Herr Beyer mag auch ſagen, was er will... ſeht ihr, nun könnt ihr doch ohne mich nicht leben! — Nein, höre, ſagte Auguſt, was mir am beſten gefällt, iſt, daß der alte Mann, ohne zu klagen, ein Bauer wird, und hinterher, da er wieder in Rom leben kann, doch wieder aufs Land zieht. Er hat gewiß mit ſeiner Frau auf dem Lande recht vergnügt gelebt, vergnügter als in Rom, wo er ſich immer herumzanken mußte.

So ungefähr urtheilten die Knaben von

allem. So zeigten ſie ſich auch in ihren Spie-len. Quinctius war immer Columbus, oder Herkules, oder Alexander; Auguſt begnügte ſich mit einer Nebenrolle, und that es gern. „Da ſieht man das Blut!“ ſagte der Freiherr, wenn er das bemerkte. „Immer empor, in die Höhe, voran! Iſt es nicht, als wenn der Junge die Schlappe wieder gut machen wollte, die Hanni-bal ſeiner Familie angehängt hat? Immer vor-an! Recht, mein Sohn! Deine Ahnen wa-ren auch nicht die Letzten. Immer voran!“

So wuchſen die Knaben auf. Ihre Kennt-niſſe wurden ausgebreiteter, und mit ihnen wuch-ſen Quinctius Eitelkeit und Auguſts Liebens-würdigkeit. Zwölf Jahre waren beide alt, da Quinctius zu reiten anfing. Auguſt erhielt zwar, auf Vorbitte der Frau von Flaming, denſelben Unterricht; allein Quinctius kam ihm darin weit zuvor, und eben ſo ging es auch im Tanzen und Fechten. Ein Bereiter aus der Nähe kam auf einige Zeit zu dem Baron, und unterrichtete beide Knaben. Der Baron ſtieß Beyern in die Seite, als ſie ritten: „Nun Herr, erkennen Sie da den Edelmann? Sie loben den Liſſow in der Schule. Recht! die

Feder in der Hand, das iſt für Euch. Aber die Feder auf den Hut, und dann auf den Sattel— wie ſieht es da aus? Da ſehen Sie nun, daß der Stammbaum reiten hilft.“

Der Stammbaum, Herr Baron? Ihr Sohn hat mehr Luſt, mehr Anlage dazu.

„Nun, das ſag' ich ja eben. Das iſt gerade wie mit den Mohren. Warum werden die hier nicht gleich weiß? Warum kennt man ihre Enkel vielleicht noch nach hundert und mehr Jahren an der Farbe und an den dicken Lippen? Ja, Herr, das ſitzt im Blute. So ſitzen da dem Quinctius alle ſeine Vorfahren im Blute, und helfen ihm reiten. Setzen Sie zwei Menſchen zu Pferde; den Edelmann will ich ohne Fehl herausgreifen, wie einen Tartar aus Bauerpferden.“

Es ließ ſich nicht läugnen, Quintchen ritt, focht und tanzte wie eine Puppe. Benebelt von dem Lobe ſeines Vaters, ritt er die wildeſten Pferde; und nach einigen Unglücksfällen, von denen er aber nichts ſagte, wußte er ſich ſelbſt auf dem wildeſten Pferde ſehr gut zu benehmen. Er ſetzte über Hecken und Gräben, daß dem Vater oft die Haare zu Berge ſtanden; und

als bei einer ſolchen Gelegenheit der Bereiter von einem Pferde erzählte, das Niemand zähmen könnte, fielen dem Burſchen Alexander und ſein Bucephalus ein, und er bat ſeinen Vater mit Thränen, das Pferd zu kaufen.

Um dieſe Zeit kam ein kleines Fräulein von Nothafft, eine arme Verwandte der Frau von Flaming, auf dem Gute an. Sie war nach dem Tode ihrer Mutter bei einer ſehr reichen, aber auch ſehr geitzigen Tante geweſen, und hatte alles, was einem verwaiſeten Kinde nur Hartes begegnen kann, ertragen. Eine Kammerjungfer der geitzigen Tante, die von dem Glücke der Frau von Flaming gehört hatte, wendete ſich aus der Ferne ſchriftlich an ſie, ſchilderte ihr das Elend des Kindes, und bat ſie, wenn es möglich wäre, das Fräulein doch aus dieſem Abgrunde zu retten. Die alte Tante überließ der Frau von Flaming das arme Kind ſehr gern. Man ſaß eben bei Tiſch, als das zehnjährige Mädchen ankam, und ins Zimmer geführt wurde. Sie war in Trauer gekleidet, und blieb an der Thüre ſtehen. Thränen floſſen ſtromweiſe aus ihren ſchönen blauen Augen, die ſie an

den Boden heftete. Die Frau von Flaming empfing ſie ſehr gütig; und das arme Kind brauchte Wochen, um zu glauben, daß es ihrer Tante Ernſt war, ſie nicht zu ſtoßen und zu ſchlagen. Das ſollen die letzten Thränen ſeyn, die du weinſt, hatte die Frau von Flaming bei ſich ſelbſt geſagt, als ſie das Kind mit dem furchtſamen, kummervollen und doch ſo ſchönen Geſichtchen da ſtehen ſah; und ſie hielt Wort. Nach vier Wochen hing das Mädchen mit unausſprechlicher Liebe an ihrer guten Tante. Der Baron bekümmerte ſich nicht um ſie; er war zufrieden, als er ihren Nahmen Katharina hörte. Sie blieb bei ihrer Tante auf dem Zimmer.

Das kleine Mädchen, das von ihrer ſtrengen Tante zu Gehorſam und Aufmerkſamkeit gewöhnt war, gewann das Herz ihrer guten Tante in hohem Maße. Sie lernte mit unbegreiflicher Leichtigkeit alle weiblichen Arbeiten; aber zufällig entdeckte die Tante, daß ſie wenig oder gar nicht leſen konnte. Nicht leſen? arme Käthe! ſagte die Frau von Flaming mitleidig, führte ſie auf Beyers Zimmer, und bat ihn, ſich doch des armen unwiſſenden Mäd-

chens anzunehmen. Das wäre eine Arbeit für den Auguſt, ſetzte ſie hinzu; und Beyer ergriff dieſe Idee mit vieler Freude. Er hatte ſelbſt erfahren, was für Nutzen Unterricht dem Lehrer verſchafft. Auguſt mußte noch denſelben Tag den Unterricht mit der kleinen Käthe anfangen: nicht allein im Leſen und Schreiben, ſondern auch in andern Sachen. Beyer war öfters gegenwärtig, wenn Liſſow das Mädchen unterrichtete, um nachzuhelfen, wo es fehlte. Der Unterricht ging zu der Zeit vor ſich, wenn Quinctius bei ſeinem Vater war.

Anfangs wollte es eben ſo wenig mit dem Lehrer als mit der Schülerin fort. Katharina und Auguſt hatten ſich zu wenig gekannt, um ohne Aengſtlichkeit in dieſem Verhältniſſe mit einander zu ſtehen. Auguſt lehrte, was er wußte, und gerade ſo wie er es von Beyern gehört hatte. Katharina hörte zu, ſagte nach was ſie hörte, und dankte mit Auguſt dem Himmel, wenn die Stunde vorüber war. Nach und nach aber wurden ſie bekannter. Das kleine Mädchen fragte zuweilen über etwas, das ſie nicht verſtanden hatte, und Auguſt gab

ſich nun alle erſinnliche Mühe, es deutlich zu machen. Schon nach vier Wochen erklärte Beyer, daß er Auguſten unbeſorgt das Lehreramt überlaſſen könne. Beyer ſaß nun ruhig in einem Nebenzimmer, verglich Hebräiſche Wörter mit Deutſchen, ließ die beiden Kinder ihr Weſen treiben, und lobte ſogar ihren Fleiß, wenn aus der Stunde, die Auguſt geben ſollte, etwa anderthalb wurden. Die gnädige Frau bewunderte Katharinens Fortſchritte, und ſchrieb ſie ihren guten Anlagen zu. Aber Sie ſollten auch hören, ſagte dann Beyer, wie der Auguſt ſich Mühe giebt deutlich zu werden, und wie ihm das gelingt! In dem Jungen ſteckt ein wahres Schulgenie.

Sowohl die gnädige Frau als Herr Beyer hatten ſich geirrt. Es war, mit Einem Worte, die Natur, welche ſich in beiden Kindern regte. Auguſt unterrichtete Anfangs, weil er zu gehorchen gewohnt war; und Katharina lernte aus eben der Urſache. In der Schreibeſtunde zeigte der kleine Lehrer ſeiner Schülerin öfters, wie ſehr ſie fehlte. Beyer hatte ihm, als er ſchreiben lernte, bisweilen die Hand geführt. Das wagte Auguſt mit dem

Fräulein aus Ehrerbietung nicht; endlich aber faßte er ſich ein Herz dazu. Er nahm des Mädchens weiche Hand, und zeigte ihr bei einem Paar Buchſtaben, wo die Feder leicht geführt und wo ſie gedrückt werden müßte. Dieſe Kleinigkeit war der Grund ihrer nachherigen Fortſchritte. Nachdem er es einmahl gewagt hatte, Käthens weiche, kleine Hand zu führen, wobei er wahrlich nichts dachte, that er es öfter. Dadurch wurden ſie aber beide gegen einander dreiſter; und nach einigen Wochen fand der Knabe Behagen daran, des Mädchens Hand oft eine ganze Zeile zu führen. Er wußte ſelbſt nicht, warum ihm das ſo angenehm war. Kaum aber hatte er bemerkt, daß der Beſitz dieſer weichen Hand ihm Vergnügen machte, ſo geriethen die Buchſtaben, die beide Hände zugleich ſchrieben, auch viel ſchlechter als die andern; und dennoch führte er die Hand des Mädchens wieder. Auch die Kleine ſah es gern, daß ihr die Hand geführt wurde; und wenn es eine Zeitlang nicht geſchehen war, ſo ſchrieb ſie vorſetzlich ein Paar Buchſtaben ſchlecht, damit Liſſow ihre Hand wieder führen ſollte.

Jetzt gewöhnten ſich die beiden Kinder einander anzuſehen, was ſie vorher ſelten, und nie ohne Scheu, gethan hatten. Das Mädchen lächelte ſeinem kleinen Lehrer mit den hellen blauen Augen zu, und dankte ihm für ſeine Bemühung mit ihr. Auguſt beeiferte ſich jetzt, ihr das Lernen leicht und angenehm zu machen. Aus dem Unterrichte wurde oft ein freundliches Geſchwätz. Käthe erzählte wohl bei Gelegenheit etwas Andres, und der Unterricht wurde vergeſſen, bis Beyer dann rief: „Auguſt, keine Allotria!" War aber Beyer einmahl gar nicht gegenwärtig, ſo fiel die Stunde wohl ganz aus; beide ſaßen da, und erzählten ſich tauſend andere Dinge, als die ſie reden ſollten. Kurz, Käthe und Auguſt gewannen einander ſo herzlich lieb, wie Kinder, und ſo unſchuldige Kinder es vermögen. Die Schreibeſtunde war ihnen jetzt die liebſte, und ſie konnten mit vieler Geduld eine ganze halbe Stunde Hand in Hand ſchreiben. Mit großem Vergnügen ſtand Auguſt in der unbequemen Stellung hinter dem Mädchen, ſeinen Kopf über ihre Schulter gelehnt, und führte ihr die Hand. Es war die einzige Be

rührung, die ſie ſich erlaubten. Sie hatten es noch nie gewagt, ſich die Hand zu bieten; denn faſt täglich hörte Käthe von dem Frei' herrn, wie ſchrecklich es ſey, wenn ein Fräulein einem Unadeligen erlaube, ihre Hand zu faſſen. Hier aber war es ja erlaubt, ja nöthig. Die unſchuldigen Seelen! Welche Vorſicht iſt den Eltern nöthig, die Liebe, auf ihren Millionen Wegen, von dem Herzen abzuhalten!

Niemand merkte etwas. Es ſind ja Kinder! dachte die Frau von Flaming. Und ſie unterrichten einander ſo treu, und lernen ſo fleißig! ſagte Beyer. Sie ſahen nicht, wie ungeduldig beide der Lehrſtunde entgegenharrten, und wie ſie beide einander mit Blicken voll Engelfreude empfingen. Sie ſahen nicht, wie die kleine Käthe mit einem ſeelenvollen Lächeln an den Augen ihres Lehrers hing, und wie oft er über dies Lächeln aus dem Texte kam; ſie hörten nicht, wie ſanft, wie einſchmeichelnd, wie rührend die Stimme war, mit der beide redeten. Außer den Unterrichtsſtunden ſahen ſich die beiden Kinder aus einem natürlichen Inſtinkte der Klugheit, den die Liebe

allemahl giebt, kaum an, oder doch nur ſo verſtohlen, daß es Niemand merkte.

Man glaube nicht, daß hier von einem Einverſtändniſſe die Rede ſey. Beide wußten ſelbſt nicht, was in ihnen vorging. Sie verlangten nach einander, ohne zu wiſſen warum; waren, wenn ſie ſich bei einander befanden, zufrieden und glücklich, ohne zu wiſſen wodurch; dachten an einander, und träumten von einander, ohne ſich ein Wort davon zu ſagen. Der einzige Punkt ihrer Vereinigung beſtand darin, daß Liſſow Käthens Hand beim Schreiben führte; aber dies Führen der Hand wurde denn auch mit jedem Tage beredter und bedeutender, und die Schrift während dieſer ſüßen Augenblicke immer ſchlechter. Ja, wenn Käthe jetzt ſah, daß Auguſt ihr die Hand führen wollte, (und das bemerkte ſie jedesmahl an ſeinen ſtarren Blikken vorher): ſo ſpritzte ſie die Feder aus, um nicht anſtatt Buchſtaben Tintenflecke zu machen.

Je mehr ſich Beider Herzen einander anzogen, deſto fremder ſchienen ſie in Geſellſchaft gegen einander zu ſeyn. Sie vermieden ſich überall. Im Garten ſpielte Käthe mit Quinc-

tius; Auguſt ſtand in ehrerbietiger Ferne und ſah zu. Ja, oft ſchüttelte die Tante ſorgſam den Kopf über das Mädchen, das ſonſt ſo dankbar war, und doch niemals, ſo oft ſie auch Veranlaſſung dazu hatte, ein gutes Wort von ihrem Lehrer ſprach. Sie hielt das für Adelſtolz, und zuckte die Achſeln über ihres Mannes unaufhörliche Reden von den Vorzügen des Adels, die ſo ſichtlich des Mädchens Herz gegen Auguſts Verdienſte verhärteten. Die gute Frau merkte nicht, daß das kleine Mädchen gegen Niemanden ſtolz war, als allein gegen ihren Lehrer.

Jeder trieb hier in dieſem Hauſe ſein Weſen fort. Quinctius lernte angeſtrengt, was zu lernen war. Nach der Stunde lief er hinunter, und traf er ſonſt Niemanden, ſo ſuchte er im Garten einen Arbeiter auf, um dem zu wiederholen, was er wußte. Beyer trieb nach der Schule ſeine Lieblingswiſſenſchaft; der Freiherr ſtudierte Stammbäume, und ließ ſich von ſeinem Sohne Lateiniſche Noten erklären; Auguſt unterrichtete Käthen mit einem Eifer, der den, womit hier alle ihre Steckenpferd ritten, noch weit übertraf.

So war ein Jahr verfloſſen, und des Freiherrn funfzigſter Geburtstag ſollte feierlich begangen werden. Die Frau von Flaming hatte eine große Geſellſchaft gebeten; und um ihren Mann recht ſehr vergnügt zu machen, bat ſie Beyern, etwas zu erfinden, das Bezug auf die Vorfahren ihres Mannes hätte. Beyer ſann hin und her. Ihm fiel nichts von den Flaminiern ein, das ſich ſinnlich vorſtellen lieſze, ausgenommen der Triumph des Titus Flaminius. Der Baron hatte einen Kupferſtich von einem Triumphe gekauft, und nach dieſem wurde das Feſt eingerichtet. Man ſchaffte eine große Menge Pappe an, aus denen Helme und Schilde verfertigt wurden. Einen Triumphwagen bauete man aus leichtem Holze, und ſpannte, als er fertig war, vier Schimmel in einer Reihe zur Probe vor. Es ſollten lauter Kinder aus dem Dorfe die Schauſpieler bei dieſem Feſte ſeyn. Man war alſo verlegen um den Kutſcher des Triumphwagens. Allein Quinctius, den man zum Triumphator beſtimmt hatte, trat ſeine Rolle ab, und forderte die Rolle des Kutſchers, weil es ihm mehr Ehre zu ſeyn ſchien, die vier Schimmel zu lei-

ten, als zu triumphiren. Er wollte ſich die Kutſcherrolle ſchlechterdings nicht nehmen laſſen, und nachdem er einigen Unterricht von dem Kutſcher im Hauſe erhalten hatte, führte er die Schimmel wirklich ſehr gut. Nun ſchlug Beyer Auguſten zum Triumphator vor. Die gnädige Frau aber machte ihn aufmerkſam, daß ihr Mann das übel nehmen würde. Man war in Noth, und wählte endlich die kleine Käthe zum Triumphator. Ein goldner Harniſch und ein Helm mit einem Lorbeerkranze wurden für ſie verfertigt; indeß, damit doch Auguſt ebenfalls eine ausgezeichnete Rolle hätte, ſo machte er den Prieſter Jupiters.

Alles war eingerichtet, und jeder in ſeine Rolle einſtudiert, als der Tag, der große feſtliche Tag, heran kam. Die Geſellſchaft hatte ſich verſammelt, und man lockte den Baron in den Garten, wo alles bereit war, ſogleich anzufangen. Da ſtand Käthe, wie der bewaffnete Liebesgott, an dem goldnen Wagen. Neben ihr ſtand der ehrwürdige Prieſter Jupiters, und ſchlug die glühenden Blicke auf ſie. Sein ſchwarzes Haar war mit Blumen gekränzt; ein weißer Leibrock hing ihm

bis auf die Hälfte der Beine herunter. Er ſah aus wie eine Veſtalin, die dem Amor opfern will. Beyer verſtand ſich nicht recht auf das Coſtum; aber ſchöner hätte er es nicht angeben können: wenigſtens ließ Käthe den ſchönen Prieſter mit ſeinem Korbe voll Blumen nicht aus den Augen. Hinter ihnen ſtanden die Bauerknaben des Dorfes mit Schwert und Schild bewaffnet, und mit Lorbeerkränzen geſchmückt, um dem Wagen zu folgen.

Das Zeichen wurde gegeben. Quinctius hatte ſchon längſt mit ſtolzen Händen die Zügel der Schimmel gefaßt, die aber noch von einigen Bedienten an den Köpfen gehalten wurden. Jetzt winkte er Käthen, einzuſteigen. Der Prieſter Jupiters half dem zitternden Mädchen in den Wagen, und bat den Kutſcher, ja vorſichtig zu ſeyn. Dann traten ein Paar Bauerknaben, wie moderne Herolde, in Wapenkleidern, auf denen der Kaiſerliche Adler ſtand, mit Trompeten in den Händen hervor.

Der Teufel! rief Flaming: was iſt das? Aha! ein Paar Turnierherolde! Bravo, Ronichen! ich habe etwas gemerkt. Ein Turnier zu meinem Geburtstage! Hier unterbrachen

ihn die Herolde. Sie riefen mit zitternder Stimme: Stille, ihr Bürger von Rom! und ſehet den Triumph des Titus Quinctius Flaminius, der den König von Macedonien beſiegte!

Gut gemacht, Herolde! rief der Freiherr. Der Titus Flaminius war mein Ahnherr. Lächelnd ſagte er das der Geſellſchaft. In dem Augenblicke kam der Triumphwagen aus der Allee hervor. Prächtig! rief der Freiherr, und drückte ſeiner Frau die Hand. Der Wagen bewegte ſich näher. Der Freiherr ſtand entzückt da. Der Prieſter trat vor den Wagen; das nachfolgende Heer ſtellte ſich dahinter in einem langen Kreiſe. Es lebe, rief Auguſt jetzt, der Konſul Flaminius und ſein großer Enkel der Freiherr von Flaming hoch! In dem Augenblicke ſchmetterten die Pauken und Trompeten aus der Nebenallee. Die Pferde wurden von dieſem hölliſchen Lärm erſchreckt, und liefen in vollem Galopp gerade auf die verſammelte Geſellſchaft der Damen und Herren los. Wie durch Zauber aus einander geriſſen, flog die Geſellſchaft über einander her. Alles ſchrie laut auf. Die Mu-

ſikanten machten einen noch ärgern Lärm; die Pferde, die jetzt von den über einander fallenden Menſchen noch mehr geſcheucht waren, kehrten um, und flogen durch die Armee der Römer, die ebenfalls zu Boden ſtürzte, die Allee hinunter. Bei dem Umdrehen war Quinctius vom Bocke geſtürzt, und lag im Sande. Der Triumphator allein ſtand noch auf dem Wagen, und ſchrie mit lauter Stimme um Hülfe.

Alles war erſtarrt vor Schrecken. Quinctius! ſchrie die Mutter; und Quinctius warf ſich geſund in ihre Arme. Die Verwirrung war unbeſchreiblich. Jetzt kamen die brauſenden Pferde mit dem halb zerſchmetterten Wagen aus einer andren Allee wieder hervor. Alles nahm die Flucht in das Haus, und auf dem Platze lagen Hauben, Schilde, Helme, Fächer, Trompeten, Schürzen, Hüte, Schwerter und Pfeifen. Die Pferde blieben endlich vön ſelbſt ſtehen. Sie hatten den Wagen an einen Baum verſchlungen. Man ſah ſich an, zitterte, und lachte endlich, da man alles geſund fand. Zuletzt aber, als der erſte Tumult vorüber war, als die Muſikanten und das Römiſche Heer

ſich von den hochadeligen Damen getrennt hatten, ſah man, daß der Triumphator noch fehlte. Aber, mein Gott! wo iſt Käthe? rief die Frau von Flaming, und wurde todtenbleich. Man ſtürzte nun mit einem neuen Tumult in den Garten. Alles flog die Allee hinunter. Man bog um, und da lag Käthe in Auguſts Armen, an ſeinen Buſen gedrückt, auf dem Raſen. Er ſaß auf dem Boden; ſie lag auf ſeinem Schooße, und hatte den einen nackten Arm um ſeinen Hals geſchlagen. Er hielt ſie mit beiden Armen umſchlungen feſt an ſich. An Beiden ſahe man Blut. Sie war bleich wie Wachs, und ihm hingen die Augen, die er ſtarr auf ſie geheftet hielt, voll Thränen.

Das Mädchen ward ins Haus geführt. Auguſt ging hinterher, und hatte noch immer ſeine Blicke auf Käthen gerichtet. Man erkundigte ſich nun bei ihr; ſie wußte nicht, wie ihr geſchehen war. Auguſt erzählte endlich. Als Käthe auf dem fliegenden Wagen ſchrie, ſtürzte allein Auguſt, der den Wagen nicht aus den Augen gelaſſen hatte, aus der allgemeinen Verwirrung ihm nach. Durch eine

Nebenallee kam er den Pferden vor. Er ſprang, ohne ſich zu beſinnen, ihnen entgegen, ergriff den Zügel des einen, und ließ ſich ein Paar Sekunden lang fortſchleppen, bis endlich der Wagen ſtand. Springen Sie, Käthe! rief er dem ſchreienden Mädchen zu. Sie ſprang, und ſprang in die Arme, die er ihr entgegen breitete. Die Pferde riſſen den Wagen aufs neue fort.

Auguſt fragte geſchäftig: Ihnen fehlt doch nichts? Sie ſah ihn mit ſtarren Blicken an, ohne zu antworten, und wurde nun erſt recht bleich. Er wollte ſie auf den Raſen niederſetzen, damit ſie ſich erholen könnte. Sie hielt ihn feſt umſchloſſen, und er ſank mit ihr auf den Raſen, wo man ſie antraf. Aber Ihr blutet ja, Kinder! ſagte die Frau von Flaming. Auguſt hatte ſich die Hand an der Deichſel aufgeriſſen. Man wuſch das Blut ab; es war eine Kleinigkeit. Alle erholten ſich bald. Man ſuchte die ſieben Sachen wieder zuſammen. Die letzte Scene des Triumphs, worin das ganze Römiſche Heer ſeine Lorbeerkränze auf den Altar des Herrn von Flaming legte,

ging

ging ohne Gefahr ab, und der Tag verfloß ſehr heiter.

Der Baron legte ſeinem Quinctius die Hand lachend auf die Schulter, und ſagte: Cajus Dummhut Flaminius! Wahr iſt es, flüſterte er Beyern leiſe ins Ohr, an Muth fehlt es ihnen nicht: der greiſt den Hannibal an; und Quinctius nimmt es mit den vier wilden Beſtien auf. Es wäre auch alles gut gegangen, wenn nicht die Pauken und die Trompeten ihm in die Flanke gefallen wären. Gerade wie in der Schlacht am See Thraſimenus. Erſt ſtürzte die Reiterei über einander her, (ich meine die Damen mit ihren Federn und Plümagen) und dann das Fußvolk. Schreiben Sie das doch auf, lieber Beyer, aber nicht Lateiniſch; und laſſen Sie das weg, daß Sie die Käthe in einen General verkleidet haben. Hören Sie! Ich kann die verfluchten Verkleidungen nicht leiden; das iſt und wird nichts als Betrügerei, wie die Zigeuner, die heimliche Juden ſind.

Die Kinder blieben den Abend in ihren Römiſchen Kleidern; und wo hatte die Frau von Flaming die Augen, daß ſie die ſehnli-

chen Blicke, mit denen der Triumphator und der Prieſter einander betrachteten, nicht ſah und Käthens vertrauliche, zärtliche, liebevolle Blicke nur für Dankbarkeit hielt? Auguſt fühlte die Schmerzen an ſeiner Hand nicht; er hatte ja die ſchöne Käthe gerettet. Heute dachte er zum erſtenmahl daran, daß er ſie gern für ſich gerettet hätte. Noch immer glaubte er mit ihr auf dem Raſen zu ſitzen, und ſah ihr bleiches Geſicht, die thränenvollen blauen Augen, den pochenden Buſen. Er verlor ſich den ganzen Abend in Träume, nahm an nichts Theil, und dankte dem Himmel, als er auf ſeiner Kammer allein war.

Ach, Käthe! mit dieſem Seufzer ſetzte er ſich zu neuen Träumen nieder, bis ihn endlich der Schlaf überfiel. Nun wollte er ſich niederlegen, und ſah auf ſeinem Kopfküſſen den vergoldeten Lorbeerkranz liegen, den Käthe getragen hatte. Er riß ihn in die Höhe, betrachtete ihn mit leuchtenden Augen, drückte ihn an ſeine Bruſt, und verſchloß ihn endlich nach einer ſüßen Stunde auf den Boden ſeines Koffers. Nun erhielten alle ſeine Gefühle Beſtimmtheit; denn jetzt erſt ahnete er, daß

Käthe ſie mit ihm theile. Als er ſie zum erſtenmahle wieder ſah, überzog eine hohe Röthe Beider Wangen. Als er ihr wieder die erſte Stunde gab, ſtockte er im Lehren, und ſie hörte es nicht. Beide ſagten nicht ein Wort über die letzte Begebenheit. Er wünſchte, ſie — ach! — nur noch einmahl ſo in ſeine Arme ſchließen zu dürfen, und ſah ſie dabei mit großen, brennenden Augen an. Sie ſchlug das blaue, ſanfte Auge dann nieder, ſeufzte ganz leicht, und pflückte an der Schürze, als ob ſie ihn verſtanden hätte, und ſagen wollte: es geht nicht, ſo ſehr wir es wünſchen!

Kurz, es entſtand hier unter beiden jungen Perſonen eine Liebe, die, ſo furchtſam, ſo wort- und thatlos, ſo unmerklich ſie auch war, dennoch mit jedem Tage mächtiger wurde. Auguſt wußte ſehr wohl, daß er nicht recht that, das Fräulein zu lieben; Käthe empfand ſehr wohl, daß ihre Empfindungen das tiefſte Geheimniß bleiben mußten, wenn ſie ſich und dem Geliebten nicht den heftigſten Zorn des Freiherrn zuziehen wollte. Aber ihre Empfindungen ſchienen ihnen dagegen wieder ſo natürlich, ſo überwältigend, daß ſie nicht daran

dachten, je Herren dieſer Neigung werden zu können, daß ſie nur über ihr Unglück ſeufzten, und ſich immer mehr von dieſem mächtigen Zuge fortreißen ließen.

Seltſam! Eltern fordern mit einer Dreiſtigkeit, welche nur die reinſte Gerechtigkeit bewirken müßte, von ihren Kindern, ſie ſollen ihr Herz an Niemand anders geben, als der auch ihren Willen hat; und dennoch machen ſie es durch ihre Unvorſichtigkeit den Kindern beinahe unmöglich, ihnen zu gehorchen. Hier iſt der Fall. Die Frau von Flaming weiß, daß ihr Mann lieber würde die Erde zertrümmern, als Käthe von Nothafft die Frau eines Bürgerlichen werden ſehen; und dennoch ſtößt ſie das ungewarnte Mädchen muthwillig in Auguſts Arme, läßt ſie täglich Stundenlang allein bei ihm, und lächelt zufrieden, wenn Käthe ſchon um drei Uhr anfängt unabläſſig nach der Uhr zu ſehen, ob ſie noch nicht vier iſt, wo ihre Stunde anfängt. Sie läßt das Mädchen ins Feuer rennen, und ſagt ihr nur ganz gleichgültig: Kind, brenne nicht! Alles was höchſtens geſchieht, beſteht darin, daß die Mutter der Tochter die Liebe lächerlich macht.

Man behandelt ſie als eine bloße Grille, die ſich ablegen läßt, wenn man nur ſo viel Vernunft hat, Weiß von Schwarz unterſcheiden zu können. Die Tochter legt bei dieſer ſchönen Predigt die Hand auf ihr heißes Herz, und denkt: predige nur, Mutter; ich fühle es anders. Ich habe Vernunft; doch auch ein Herz: und das fehlt dir. Die Folge davon iſt, daß die Mädchen die Heirath als eine allgemeine Mode betrachten, den erſten, der ſich anträgt, heirathen, oder ſich durch einen unbeſonnenen Liebeshandel, den ſie darum verheimlichen, weil man ihn verſpottet, unglücklich machen. Der ſchöne Zug der Natur, der Menſchenglück gründet, geht verloren, weil man ihn nicht anerkennen will.

Auch Käthe und Auguſt verheimlichten ihre Liebe allen Menſchen, ja hätten ſie ſich ſelbſt verheimlicht, wenn es möglich geweſen wäre. Aber von dem Tage an, da der Jüngling das Mädchen in ſeinen Armen gehalten hatte, war es ganz anders. Sie gaben einander freilich noch nicht die Hände, ſie errötheten noch immer, wenn ſie ſich auf ihren Blicken ertappten; aber ihre Neigung zu einander bekam

doch eine andre Richtung. Käthe ſaß dem Jünglinge gegenüber. Zufällig berührte ſein Fuß den ihrigen. Raſch, als ob eine Schlange da läge, zog ſie ihren Fuß an ſich. Auguſt erröthete. Nach und nach kam das Füßchen wieder hervor, und drückte den ſeinigen. Sie laſen in einem Buche, und hüteten ſich Beide, daß ihre Hände, ihre Arme, ihre Schultern ſich nicht berührten. Leiſe näherten ſie ſich dennoch, und nach einigen Stunden lag Arm an Arm, Schulter an Schulter, feſt, innig. Sie mußten jetzt langſamer leſen, weil ihnen der Athem gebrach. Beyer horchte von Zeit zu Zeit hin. Er hörte unterrichten, und es war gut. Die Frau von Flaming kam zuweilen. Sie fuhren aus einander, als ob ſie ein Verbrechen begangen hätten. Die Frau von Flaming war zufrieden; denn Käthe lernte, und lernte mehr als ſie vermuthet hatte.

So dauerte das einige Jahre, und niemand bemerkte etwas, außer allein Quinctius. Der ſah, wenn ſie ſich alle drei irgendwo allein befanden, wie gut Käthe und Auguſt einander waren; allein er hatte nichts Arges daraus. Käthe ſchmeichelte ihrem Vetter,

ließ ſich von ihm erzählen, was er alles noch thun wollte, ſchien aufmerkſam an Auguſts Seite darauf zu horchen, und hörte nicht ein Wort. Quinctius war zufrieden.

Eines Tages in einer Lehrſtunde ſaßen ſie beide neben einander. Beyer hatte ausgehen müſſen. Die Karte von Deutſchland lag vor ihnen. Auguſt fing Schwaben mit Käthen an. In Schwaben, ſagte Käthe, bin ich geboren. Wo? fragte Auguſt eifrig. Sie nannte den Ort. Man ſuchte und fand ihn. Da! ſagte Auguſt und unterſtrich den Nahmen dreimahl mit rother Tinte. Käthe kam von da auf ihre Tante, auf das Elend ihrer Kinderjahre. Sie erzählte mit naſſen Augen, und Auguſten floſſen Thränen im Herzen. Ach! ſagte ſie, und legte die Hand vor die Stirn: Sie glauben nicht, wie verſtoßen ich da war! Ach, es iſt ein Elend, in einem Hauſe zu ſeyn, wo man nur aus Gnade gelitten, und von keinem Menſchen geliebt wird!

Warum das Auguſten jetzt ſo auffiel, mag der Himmel wiſſen. Er ſtand auf. Ja, rief er, und ſchlug die Hände zuſammen: es iſt ein großes Unglück. O, was Sie dort fühlten,

das fühle ich hier! Sehen Sie, es thut mir weh, daß mir hier jeder meine Geburt vorrückt, daß man mir es als eine Gnade anrechnet, hier zu ſeyn.

Sie ſind ungerecht, ſagte Käthe, und ſtand ebenfalls auf. Der Onkle iſt doch allein nur ſo gegen Sie. Die Tante hat Sie gewiß lieb; Beyer und Kuſin Quintchen ebenfalls, das weiß ich.

Wie aber? wie haben ſie mich lieb? Ich liebe die gnädige Frau, wie meine Mutter, und darf es ihr nicht ſagen. O, glauben Sie mir, ich möchte ihr zuweilen für mein halbes Leben nur die Hand küſſen, und darf es nicht. Ich muß es verſchweigen, daß ich ſie lieb habe. Quintchen iſt mit mir erzogen. Ja, er hat mich lieb, das weiß ich. Aber kann die Liebe dauern? Er nennt mich du; ich muß ihn Sie und Junker nennen. Heimlich nenne ich ihn wohl du, weil er es haben will; aber — Nein, es thut weh! Ich darf hier Niemanden als Beyern ſagen, daß ich ihn lieb habe; Niemanden weiter, als dem allein. Thränen drangen bei dieſen Worten aus ſeinen Augen.

Das Fräulein blickte ihm lächelnd, betrübt, mitleidig ins Geſicht. Ich, fing ſie abgebrochen und leiſe an, ich bin nicht ſtolz. Mir dürfen Sie es ſagen, wenn Sie mich lieb haben. Kaum waren die Worte heraus, ſo überzog eine hohe Röthe ihre Wangen. Sie ſchlug die Augen nieder. Denn ich, ſetzte ſie hinzu, ich bin ja hier ebenfalls nur aus Gnade, wie Sie. O, ich bitte Sie, ſeyn Sie doch wieder heiter. Sie hob ihre Hand ein wenig auf, als ob ſie ihm dieſelbe geben wollte, und zog ſie furchtſam wieder an ſich. Auguſt lächelte ein wenig bitter, und ſah auf ihre Hand. Sie fühlte den Blick, und reichte ihm die Hand wieder hin. Er nahm ſie, drückte ſie an ſeine Lippen, an ſein Herz, und benetzte ſie mit Thränen. O, rief er, darf ich es Ihnen ſagen, liebes, theures Fräulein, darf ich es Ihnen ſagen, wie lieb ich Sie habe? Lieber, lieber als alles auf der Welt! lieber als die gnädige Frau! lieber als Beyern! Das ſagte er mit einem unbeſchreiblichen Eifer.

Die arme Käthe! Sie wußte nicht, was ſie ſagen, wohin ſie ihre Blicke werfen ſollte, und wendete ſich mit dem Geſichte bald hier-

her, bald dorthin. Sie machte ſogar einen ganz leichten Verſuch, ihm ihre Hand zu entziehen. Das ging nicht; denn der Verſuch beſtand mehr in einem Vorſatze, als in der That. O, laſſen Sie mich! ſagte ſie endlich mit einer Stimme, die wider Willen etwas Befehlendes bekam. Liſſow ließ ihre Hand fahren. Der kalte, befehlende Ton ihrer Stimme machte ihn ſtarr. Er erröthete vor Scham, ſich ſo geirrt zu haben. Ich verſtand Sie nicht, mein Fräulein, ſagte er mit einer Verbeugung. Vergeben Sie mir. Befehlen Sie, daß wir wieder anfangen? — Der Ton ſeiner Stimme war bitter. Er wollte bei ihr vorüber gehen. „Liſſow!“ ſagte ſie jetzt, ſtemmte die flache Hand auf ſeine Bruſt, und hielt ihn zurück. Er ſah ſie an; ſie lächelte wehmüthig. „Liſſow!“ ſagte ſie noch einmahl. O, Fräulein, rief er: ein kaltes Wort von Ihnen iſt mir ſo viel, als von Andern der giftigſte Haß. „Kalt bin ich gegen Sie nicht,“ ſagte ſie, und ſchüttelte den Kopf, als ob ſie ſich ſelbſt tadelte, das geſagt zu haben. Sie legte die Hand an die Stirn, ging das halbe Zimmer nachdenkend hinunter, und blieb ſo ſtehen.

Liſſow ſtand im Fenſter, und ſah ihr mit einem unbeſchreiblichen Tumult in ſeiner Seele nach. Er wollte hin zu ihr, ſie in ſeine Arme ſchließen, und ihr ſagen, wie heiß er ſie liebe, wie unglücklich er ſey; denn das alles fühlte er in dieſem Augenblicke ganz hell. Aber er blieb ruhig im Fenſter ſtehen; ein anderes Gefühl ſagte ihm, das ſey jetzt ungroßmüthig, und hielt ihn zurück. Käthe empfand beinahe eben daſſelbe. Sie zitterte davor, daß Liſſow ihr jetzt ſeine Wünſche ſagen würde; ſchon glaubte ſie ſeinen Athem in ihrem Nacken, ſeine Arme an ihren Schultern zu fühlen, und ſie dankte ihm dafür, daß er ihrer ſchonte. Endlich wendete ſie ſich nach ihm um, und reichte ihm die Hand. „Laſſen Sie uns beide ſchweigen,“ ſagte ſie leiſe, und drückte ihm die Hand. — Und ſollte mein Herz auch darüber brechen! fuhr er unedel heraus.

„Nein, Liſſow, dann, dann reden Sie! Wenn es Sie beruhigt, dann reden Sie! Was ſoll ich hören?“

Nichts, antwortete er beſchämt, als daß Sie gütig ſind, wie die himmliſche Güte, und daß ich für Sie tauſend Leben opfern wollte.

„O das, ſagte ſie zärtlich, das thaten Sie ja ſchon vor drei Jahren an des Onkles Geburtstage.“

Aber, ſagte er, und ſchlug die entzückten Blicke gen Himmel, aber ich wurde auch belohnt; Sie fielen in meine Arme. Das ſagte er, und Käthe umſchlang ihn jetzt ſanft mit beiden Armen, legte ihre Stirn an ſeinen Buſen, und ſtand ſo eine lange glückliche Minute. Er beugte ſeine heißen Lippen auf ihre ſchöne Wange. Sie hob ſich auf, ſah ihn mit unruhigen und zärtlichen Blicken ein Paar Pulsſchläge lang an, ſagte dann leiſe und betrübt: o Gott! und verließ das Zimmer. Er ſeufzte auch: o Gott! ſah ihr nach, und warf ſich ſchluchzend in einen Stuhl.

Sie ging auf ihr Zimmer, und ſetzte ſich in ein Winkelchen, um nachzugenießen. Die Thür flog auf, und Quintius herein. Hören Sie, Kuſinchen, ſagen Sie mir, was glauben Sie: iſt ein Wort ein Körper, oder nicht?

„O, lieber Vetter, ich weiß es nicht. Wozu ſoll ich das auch wiſſen?“

Wozu? nun meinetwegen, wenn Sie nicht richtig wollen reden lernen! Ich habe mir

in dieſer Stunde den Kopf zerbrochen und eine Erfindung gemacht, die unbeſchreiblich fein iſt. Ein Ton, liebes Käthchen, das haben Sie ſchon von Liſſow gelernt, beſteht aus bewegter Luft. Luft iſt ein Körper; alſo iſt ja auch jeder Ton oder jedes Wort ein Körper. Nun, Mühmchen? was ſagen Sie dazu? Nun ſehen Sie, das Feine dabei iſt, daß ein Ton ein Körper, oder auch kein Körper iſt, je nach dem man ſpricht. Sagen Sie, ein Ton beſteht aus bewegter Luft, ſo iſt ein Ton ein Körper; ſagen Sie, ein Ton iſt die Bewegung der Luft, ſo iſt er kein Körper. Da man nun beides ſagen kann, ſo iſt ein Ton zu gleicher Zeit ein Körper und auch kein Körper; und ſo, liebes Käthchen, habe ich mit einemmahle die ganze Philoſophie umgeſtoßen, die allein auf dieſem Satze ruht.

„Da geht es Ihnen, wie mir; meine Philoſophie iſt auch in Trümmern, und ebenfalls durch ein Paar Worte.“ Sie rieb ſich unruhig die Stirn und die naſſen Augen.

Nun, aber, Sie ſagen nichts dazu, liebes Käthchen? Ich könnte Ihnen noch mehr ſagen. Wo iſt Ihre Seele?

„Ja, lieber Quinctius, das will ich doch noch eine Zeitlang für mich behalten. Es iſt ein Geheimniß.“

O, ich könnte es Ihnen ſagen, liebes Mädchen, wo ihre Seele jetzt iſt, ſagte er mit einem ſchlauen Blicke auf ſie, und ſah ſie ſtarr an.

Käthe erröthete. „Nun? fragte ſie: und wo wäre ſie?“

Ja, ja, Deutſch läßt es ſich nicht gut ſagen. Ihre Seele iſt wo, aber nur nicht an einem Orte; ubi, aber nicht —

„Ich danke Ihnen, daß Sie nicht mehr wiſſen, als das,“ ſagte ſie lächelnd. „Sie haben mich ordentlich mit Ihrer Weisheit in Angſt geſetzt. Wenn Sie nicht mehr wiſſen, ſo mag es darum ſeyn.“

Aber, Käthchen, fing er auf einmahl an: Sie ſehen heute, ich weiß ſelbſt nicht wie, aus; ſo ſonderbar! Ihre Augen glänzen, ihre Wangen glühen wie Roſen. So hab' ich Sie noch nie geſehen. Ich weiß nicht, ſo freudig, und doch auch ſo traurig! Was iſt Ihnen denn begegnet? was fehlt Ihnen?

„Nichts, lieber Quinctius; nichts, in der That nichts. Kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir; wir wollen ein wenig plaudern.“ Sie ſah ihn hellläch elnd an, und ſtreichelte ihm die Wangen. Quinctius ſetzte ſich mit Wohlgefallen zu Käthen. Ihre rührende Stimme, das Leidenſchaftliche in ihren Augen, in ihrem ganzen Weſen, machte doch einigen Eindruck auf Quinctius. Sie liebkoſte ihm, um den Eindruck, den ihre Spannung, auf ſeine Neugierde gemacht hatte, wieder zu verlöſchen; und ſelbſt ihre Liebkoſungen waren noch jetzt von dem Geiſte der Liebe angehaucht. Quinctius hatte das nie bei Käthen gefühlt, was er heute fühlte. Er verließ ſie ungern. Indeß der Eindruck wäre ſogleich wieder durch eine Schmeichelei von einem Andern verlöſcht worden, wenn nicht Käthens böſer Genius, da ihre Liebkoſungen noch nicht vergeſſen waren, ihm den Plato in die Hände geſpielt hätte. Es war eine Lateiniſche Ueberſetzung. Beyer redete von dem Plato immer mit einer Ehrfurcht, die an Anbetung gränzte. Man denke, was Beyers Schüler von dieſem Philoſophen halten mußte. Er las eine Stelle, worin Plato

die Liebe als die Quelle alles Großen, Vortreff-lichen und Schönen empfiehlt. „Wo iſt ein großer Mann, ſo ſchloß Plato, der nicht ſchon als Jüngling ein liebevolles Herz gegen einen geliebten, ſchönen Gegenſtand gehabt hätte?“ Quinctius ſchlug das Buch zu. Er erröthete vor Scham: denn er mochte nachdenken ſo viel er wollte, er war noch nicht verliebt geweſen; und Plato, der große, der göttliche Plato, machte dies zum Kennzeichen jedes großen Mannes. Man denke an Quinctius ungeheure Eitelkeit. Da ſaß er und verlangte nach Liebe. Wer konnte ihm einfallen, als Käthe, deren Liebkoſungen einen ſo wohlbehaglichen Eindruck auf ſein Gefühl gemacht hatten?

Am andern Morgen früh war er ſchon bei Käthen. Er faßte ſie näher ins Auge, als ſonſt, und fand jetzt zum erſtenmahle, wie reitzend ſeine Kuſine war. In der Stunde, die er bei ihr blieb, erwies er ihr eine ſo große Menge Gefälligkeiten, und ſo auffallend, daß ſie es merken mußte; und ſie neckte ihn dafür. Indeß je länger er das trieb, deſto mehr Geſchmack fand er an dieſer Art von Unterhaltung. Er flatterte nun beſtändig um ſeine Ku-

ſine her, und verließ ſie nicht anders, als wenn er ſeine Lehrſtunden beſuchte. Aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Je weniger er Käthen verließ, deſto überläſtiger wurde er ihr; je mehr er ihr Gefälligkeiten erzeigte, deſto zurückhaltender, deſto kälter wurde ſie. Das that ihm grade nicht weh; aber er wollte lieben, weil er ein großer Man ſeyn mußte: und ſo war es ihm unangenehm, daß Käthe ſo wenig auf ihn merkte.

Von Zeit zu Zeit durchſuchte er, um etwas zu lernen, das Liſſow nicht wußte, Beyers Büchervorrath. So war er auch einmahl davor, und fand den Ovidius de arte amandi, oder von der Kunſt zu lieben. Augenblicklich ſteckte er ſeinen gefundenen Schatz in den Buſen, und ſchlich ſich in die fernſte Laube des Gartens, um ungeſtört zu leſen. Er hatte ſchon einige Römiſche Dichter kennen lernen, und verſtand ſeinen Lehrer in der Liebe ziemlich genau. Mit Heißhunger las er das Büchelchen halb aus, und nun fing er an, alle Lehren, die Ovid den Römiſchen Jünglingen in der ſüßen Kunſt zu lieben giebt, und die er heute geleſen hatte, zu befolgen. Er dach-

te nicht mit einem Gedanken daran, daß Plato eine andere Liebe meinen könnte, als Ovid. „O, rief er, o Käthe! wenn es nur das iſt, ſo will ich bald ein großer Mann werden!“

Noch dieſen Abend holte er eine große Menge Blumen aus dem Garten, wand heimlich, da alles ſchlief, Kränze daraus, und hängte ſie an Käthens Thüre. „Vereinige Neugierde mit Dankbarkeit, ſagt Ovid, und laß es die Geliebte nicht erfahren, wer ihr Geſchenke macht.“ Am andern Morgen fand Käthe die Blumenkränze an ihrer Thür hangen. Sie erſtaunte über die ſeltſame Galanterie, und rieth auf Quinctius, weil ihr der ſeit einigen Tagen unabläſſig nachgegangen war; allein Quinctius hielt ſich an ſeinen Ovid, und verſicherte ehrlich, daß er nichts davon wiſſe. Käthe rieth alſo auf Liſſow, und dabei blieb es. Am andern Morgen hing wieder die ganze Thür voll Blumenkränze. Käthe nahm ſie mit Kopfſchütteln in ihre Kammer. Sie erſtaunte über Liſſows Dreiſtigkeit, ſo viele Blumen auf einmahl aus dem Garten zu holen, beſonders da der Baron die Blumen liebte. Indeß ver-

ſteckte ſie die Kränze unter ihr Bett. Sie wußte nicht, wo ſie die Blumen alle laſſen ſollte. Quinctius, der noch keinen Erfolg von ſeinem Gehorſam gegen Ovids Lehren ſah, las wieder, und fand: „Sei ſtandhaft in deinen Bemühungen, Jüngling. Geduld führt in den Hafen.“ Er holte am Abend einen ganzen Korb voll Blumen, ſchlich ſich in Käthens Kammer, beſtreute ihr Bett und den Boden damit, und legte alle Tiſche voll Käthe ging am Abend zu Bett. Sie öffnete ihr Schlafzimmer, — ſchlug in die Hände, und ſagte: Aber, mein Gott! das ſind doch einfältige Dinge! Sie kramte die Blumen wieder unter das Bett, und am andern Morgen ſtand vor ihrer Kammerthür abermals ein großer Korb voll.

O wahrhaftig, er iſt toll geworden! rief ſie, doch ein wenig böſe, ſo lieb ſie Liſſowen auch hatte. Sie ging zu Liſſow in die eine Stunde, die er ihr jetzt noch im Deutſchen Styl geben mußte. Beyer war wieder zugegen. Doch ſagte ſie zuletzt noch in einer Wendung zu Liſſow: ich habe nun Blumen genug. Das half; am andern Morgen war die Thür, die ſie furchtſam öffnete, nicht mit Blumen

geziert. Sie glaubte nun ganz ſicher, daß dieſe Galanterie von Liſſow hergekommen wäre, und daß die Paar Worte, die ſie ihm geſagt, ihre Thür befreiet hätten. Allein das war nicht die Urſache. Der Gärtner wurde noch den Abend vorher von dem Baron beordert, mit einer Büchſe den Garten durchzupatroulliren, und dem Blumendiebe ohne Umſtände die Waden voll Hagel zu ſchießen. Quinctius war dabei gegenwärtig geweſen; er hielt es alſo nicht für rathſam, ſeine Galanterie dieſe Nacht fortzuſetzen, und Käthens Thür blieb ohne Blumen.

Am Morgen nun hörte Käthe den Baron über den Blumendieb toben. Sie gerieth in große Angſt, verſchloß ſich in ihre Kammer, und verſteckte die Blumen unter ihr Bettſtroh. Tauſendmahl verwünſchte ſie die reichlichen Geſchenke ihres Geliebten. Quinctius aber hielt ſich ohne Umſtände an das conſtanter des Ovid. Er holte am Tage noch ganze Taſchen voll Blumen aus dem Garten, und beſtreute wieder Käthens Bett und Schlafgemach damit. Käthe wollte verzweifeln, als ſie das Schlafzimmer öffnete. Sie ſammelte die Blumen

alle, und heute ſogar unter Thränen, ſorgfäl-
tig auf, ſteckte ſie wieder zu den verwelkten,
und war entſchloſſen, morgen dem wunderli-
chen Menſchen den Text zu leſen. Sie zitter-
te, als ſie die Thür öffnete, wieder einen Korb
voll zu finden; allein damit war ſie doch ver-
ſchont geblieben. Nun ging ſie zu ihrer Tante
in das Zimmer. Der Baron kam kurze Zeit
darauf, und tobte, fluchte, und lärmte über
den Blumendieb, der nothwendig im Hauſe
ſeyn müßte, weil die ganze Nacht Leute im
Garten gewacht hätten. Käthe wurde blaß
und roth. Der Onkle bemerkte es. Wie, Püpp-
chen? wie ſtehts um dein Gewiſſen? he! Ohne-
hin kramen die Jüngferchen immer mit Blu-
men. Weißt du um den Blumendieb?

Käthe wurde todtenbleich. Sie ſagte mit
zitternder Stimme: nein! Der Onkle wollte ſich
aber dabei nicht beruhigen, und nahm ſie mit
ſich nach ihrem Zimmer. Sie ging noch ziem-
lich ruhig mit, weil ſie glaubte, ihr Verbre-
chen gut genug verborgen zu haben. Kaum
aber ſteckte der Baron den Kopf in die Thür,
ſo rief er: hier riecht es ja wie in einem
Blumengarten! Der Geruch führte ihn auch

ſogleich zu Käthens Bette. Er hob einige Küſſen auf, und der Duft wurde beinahe erſtickend. Endlich fand er die Blumen im Stroh, und erſtaunte über die Menge.

„Aber, Käthe, du mehr als Cajus, Lucius und Cäſo" — fing der Oheim grimmig an.

Ach, liebſter, gnädiger Herr Onkle, ich ſchwöre Ihnen, ich habe noch nie eine Blume abgeriſſen.

„So geſteh, wer hat ſie dir gebracht!" Käthe erzählte, was ſie wußte; und ſo ſehr man ihr auch zuſetzte, ſo blieb ſie dennoch dabei, daß ſie nicht wiſſe, nicht vermuthe, wer ihr die Blumen gebracht habe. Sie zitterte mehr für Liſſow, als für ſich ſelbſt. Auch hatte ſie die Sache ſo erzählt, daß das Blumenbringen mehr wie eine Poſſe herauskam, die man ihr hätte ſpielen wollen, als wie eine Galanterie. Man zerbrach ſich im ganzen Hauſe vergebens die Köpfe darüber. Der Thäter blieb verſchwiegen. O, du ſollſt ihn wohl noch erfahren, Käthe, dachte Quinctius; und Käthe erſtaunte beſonders darüber, daß Liſſow ihr das großmüthige Stillſchweigen ſo wenig dankte.

Quinctius fing an von einer andern Batterie zu ſchießen. „Geſchenke,“ ſagt Ovid, „Geſchenke ſind die Heerſtraße, welche die Liebe am liebſten geht. Ein weißes Nebelgewand, ein Kopfputz, eine Perlenſchnur erhöhen des Mädchens Schönheit, und öffnen ihr Herz der Liebe, beſonders wenn du ſchenkſt, ohne Dank zu fordern, heimlich, wie die Flamme, welche dich verzehrt.“ Quinctius ließ durch einen Jäger, der ihm treu war, richtig alles, was Ovid befahl, für Käthen beſorgen, und Käthe fand heute auf ihrem Bett ein ſchönes Kopfzeug, ein modernes Halsband, und eine andere Kleinigkeit, die aber eben nicht wohlfeil war. Liſſow konnte das nicht angeſchafft haben. Jetzt ging Käthen ein Licht auf. Sagen Sie mir, Liſſow, fragte ſie, haben Sie mir denn die ungeheure Menge Blumen nicht auf mein Zimmer geſchleppt? — „Nein!“ — Haben Sie mir nicht Geſchenke auf mein Bett legen laſſen? — „Nein!“

Käthe nahm nun Quinctius vor. Er leugnete mit einer ehrlichen Miene, und Käthe wußte nicht, woran ſie war. Quinctius rief: O, mein Ovid hat recht. Es wirkt nach. Kä-

the zeigte der Tante die Geſchenke, und fragte um Rath. Man rieth ſich zu Tode, und rieth nichts heraus. Der Eiferſuchtsteufel fing an, Liſſow zu plagen. Er forſchte nach dem unſichtbaren Liebhaber. Quinctius verrieth ſich nicht mit einer Miene; er bedurfte keines Vertrauten; er lobte Käthen nicht; er fing ſogar an, ſich weniger um ſie zu bewerben, als vorher. Liſſow blieb in Ungewißheit. Endlich ertappte doch Käthe ihren Vetter auf der That. Er geſtand zwar, was er auch leugnen konnte, daß er die Blumen ſowohl als die übrigen Sachen gebracht habe; allein über ſeine Abſicht ließ er Käthen gänzlich im Dunkeln. Ovid hatte nicht vorgeſchrieben, wie der Liebhaber, wenn er ertappt würde, ſich benehmen ſolle. Quinctius ſagte ſeiner ſchönen Muhme ganz ruhig: es wird ſich zeigen, was ich damit habe ſagen wollen; und ging.

Liſſow erfuhr alles, und ihm ſchien der ganze Handel ſehr klar; er bewunderte dabei nichts, als wie Käthe ſo unmäßig über eine Sache lachen könnte, bei der er nichts Lächerliches fand. Sie ſehen, mein Fräulein, ſagte er bitter, der Herr von Flaming liebt Sie.

Sie ſehen — Er liebte mich? fiel Käthe ein; Liſſow, ich dächte, Sie trauten mir zu, daß ich zu unterſcheiden weiß, was Liebe iſt, und was nicht. Quinctius iſt ein Narr, nichts mehr und nichts weniger.

Auch Narren ſind zuweilen glücklich, ſagte Liſſow, und ſchüttelte den Kopf bedenklich. Käthe lachte laut auf.

„Ueberraſche," ſagt Ovid, „deine Geliebte ſchlafend, drücke deine heißeſten Küſſe auf die Roſen ihres Mundes; ſie erwacht nicht. Schneide eine Locke von ihrem Haupt; ſie erwacht nicht, und läßt deinen Händen das ſüße Unterpfand ihrer geheimen Liebe." — Nein, rief Quinctius; das geht ins Große. Den Henker auch! Er las fort. Ovid ſprach mit ſo vieler Sicherheit von dieſer Unternehmung; und im Weiterleſen traf er noch dazu auf folgende Stelle: „Giebt die Geliebte deine Geſchenke nicht ihrer Jungfer, trägt ſie ſelbſt und ſchont ſie, ſo iſt ihr Herz voll Liebe gegen dich, und wenn ihre Lippen ſo rauh wären wie der Nordwind, der das Adriatiſche Meer peitſcht." Dieſe Stelle machte unſern Quinctius von Käthens Liebe gewiß. Ja, rief er, ſie liebt

mich! Alles trifft zu. Sie ſeufzt, ſie hängt das Köpfchen, ſie kann ohne zu arbeiten ſtundenlang in Träumen verſenkt daſitzen; ſie antwortet verkehrt, iſt zerſtreut, erröthet ohne Urſache, geſtikulirt mit den Händen ohne zu reden, rührt die Lippen ohne etwas zu ſagen, und ſpricht in einem Krankentone ohne krank zu ſeyn: gerade, wie Ovid ſagt. Sie liebt mich! — Er war halb entſchloſſen, das Abentheuer mit der Ueberraſchung zu wagen.

Quinctius hatte wirklich nicht falſch geſehen. Käthe war ein lebendiges Bild von ſeiner Beſchreibung; denn ſie hatte ſich bitter mit Liſſow über Quinctius gezankt. Liſſow machte dem armen Mädchen Vorwürfe, beklagte ſein Unglück, und verwünſchte ſich, die Welt, und alle Mädchen. Käthe wollte ihn beruhigen; Liſſow nannte ihre Gründe Heuchelei. Sie ſetzte nun ihren Kopf auf; geſtand endlich ſpöttiſch, daß ſie den jungen Flaming liebe; fragte Liſſow, ob er denn Anſprüche auf ihr Herz machen könne, und ob ſie ihm je ihre Liebe geſtanden habe. Liſſow erſtarrte, und wollte einlenken; aber nun wurde Käthe noch aufgebrachter, vergoß einen Strom von Thränen,

machte eine Verbeugung, ſchimpfte noch ein-
mahl, und ſchwor, nie wieder ein Wort mit
ihm zu reden. So waren ſie geſtern aus ein-
ander gegangen, und ſeit dieſem Augenblick
ſaß Käthe da, ſeufzte, hängte den Kopf, wein-
te, ſchalt, bat ab, und bereuete, was ſie eine
Minute nachher ſich wieder aufs neue vorſetzte.

Auf dieſen Troſt hin wollte alſo Quinc-
tius die Ueberraſchung wagen. Er ſtand des
Morgens mit dem anbrechenden Tage auf,
ſchlich ſich, mit dem Ovid in der Taſche und
einer Schere in der Hand, über den Saal, und
öffnete leiſe Käthens Thür. Käthe ſchlief
ſüß. Er ſah ſie in dem wenigen Lichte, das
der Morgen durch die Jalouſieen fallen ließ,
wie die Göttin der Liebe da liegen. Sie er-
wachte nicht. Er ließ die Schere fallen. Schon
wollte er fliehen, und ſie erwachte nicht. O
mein Ovid! ſagte er leiſe. Er ſchlich ſich dem
Bette nahe. Ein ſüßer Traum mußte vor ih-
rer Seele ſeyn; ihre Bruſt flog, und ihre
Wange glühete. Leiſe näherte er ſich ihrem
Lager. Zitternd hob er eine der ſchönen, blon-
den Locken von ihrer Schulter, legte ſie zwi-
ſchen die Schere, und ſchnitt zu. Die Schere

klirrte; Käthe erwachte nicht. O mein Ovid! ſagte er leiſe. Jetzt bückte er ſich über ihr Geſicht. Der Athem flog. Er drückte ſeine Lippen, Anfangs ſanft, dann feſter, in die Roſen ihres Mundes. Sie erwachte nicht. Auf einmahl drückte er (was Ovid die Quinteſſenz der Liebe nennt) des Zahnes dauerndes Denkmahl ſo feſt in die wächſerne Schulter der ſchönen Schläferin, daß ſie zuckte; aber ſie erwachte nicht. Er erſtaunte ſelbſt darüber, daß Ovid ſo Recht hatte, und konnte nicht begreifen, warum ſeine Kuſine nicht erwachen wollte, oder erwachte. O, mein Ovid! ſagte er leiſe, und ſchlich mit ſeinem Raube von dannen. Nun legte er die blonde Locke in den Ovid, ſtützte den Kopf auf, und fing an in Ernſt nachzuſinnen, warum Käthe nicht erwacht wäre. Daß ſie ihn ſo heiß liebte, glaubte er doch nicht ſo ganz. „Recht hat er, der Ovid, das ſeh ich nun wohl; aber warum es ſo iſt, das begreif ich nicht.“ Er ſann und ſann, und ſann nichts hervor, außer daß er nun feſt beſchloß, mit einem blinden Köhlerglauben dem Ovid zu folgen.

Käthe hatte wirklich ſehr feſt geſchlafen, als Quinctius herein trat; ſie erwachte aber, als die Schere zu Boden fiel. So wie ſie das Auge aufſchlug, ſah ſie die Figur einer Mannsperſon ſich bücken. Ah, dachte ſie, das iſt Liſſow; geſchwind die Augen zu! Ihr Athem ging wie eine Flöte.— Er faßte ihre Locke, und ſie ſah, als ſie ihre Augenlieder ein wenig öffnete, die Hand mit einer Schere ſich nähern. Laß ihn ſchneiden, dachte ſie; ich habe dem armen Jungen zu viel gethan. Laß ihn ſchneiden. Er ſchnitt. Dann fühlte ſie ein Paar warme Lippen auf den ihrigen. Sie drückte die Augen feſt zu. Die Lippen preßten ihren Mund, und ſo ſehr ſie ſchlief, ſpitzte ſie doch den Mund ein wenig. Dann fühlte ſie den Biß auf der Schulter nach Römiſcher Sitte. Nun, dachte ſie, das thut weh! Die Figur zog ſich wieder zurück und zur Thür hinaus.

Als Käthe ſicher zu ſeyn glaubte, daß ſie nicht behorcht würde, ſprang ſie auf, lief vor den Spiegel, beſah ihr blondes Haar, und rief doch ein wenig verdrießlich: aber mein Gott, welche eine Menge Haar hat er mir

weggeſchnitten! Dann beſah ſie ihre Schulter. Da ſaß des Zahnes dauerndes Denkmahl. Das ließ ſie gelten. Aber die ſchöne Locke! Nun, dachte ſie, was hilft es? Es war nicht hell genug zum Sehen. Sie kämmte das übrige Haar mehr vorwärts, um den Raub zu verbergen. Quinctius glaubte, doch endlich beim Friſiren ſeiner Muhme eine Klage über den Raub zu hören. Vergebens. Käthe ertrug ihren Verluſt ſehr geduldig. Quinctius nickte mit dem Kopfe, und ſagte vor ſich: o mein Ovid! Aber Käthe war, als ſie Liſſow ſprach, nicht mehr ſo geduldig. Sie erröthete. Noch jetzt fühlte ſie ſeine Küſſe auf ihren Lippen; und ſein Geſicht, auf dem ſie den Himmel und ſeine Seligkeit erwartete, war finſter und ohne Charakter. Sie war entſchloſſen zu thun, als ob ſie wirklich geſchlafen hätte. Da aber Liſſow nicht ein Wort von ſeinem Glück erwähnte, ſo meinte ſie, er glaube ſie habe geſchlafen, und fing ſelbſt an, auf den Verluſt ihrer Locke Anſpielungen zu machen. Liſſow blieb gleich finſter. Käthe wurde verdrießlich. Die Verſöhnung, die ſie ſchon im Herzen mit ſich her getragen hatte, unterblieb, und beide

verließen ſich kalt und voll Unmuth. Liſſow ſtichelte noch immer auf Quinctius.

Bis hieher war Quinctius wirklich nichts weiter als ein eitler Thor geweſen, den Plato zur Liebe überredet und Ovid geführt hatte. Aber ſeit den heißen Küſſen auf die Roſen von Käthens Lippen übernahm doch auch das Herz ſeine Rolle bei dem Handel. Er ſah den ganzen Morgen das ſchöne Bild ſeiner Muhme. Mit einem ungewöhnlichen Vergnügen dachte er an ihre reitzende Lage, an die ſchneeweiße Schulter, welche die abgeſchnittene Locke bedeckte. Die Küſſe brannten noch in ſeiner Seele. Er traute es ſich nicht ganz zu, daß er geliebt würde; aber er wünſchte jetzt von ganzem Herzen, daß er es ſeyn möchte. Nun gerieth er in ein tiefes Nachdenken, und zog zum erſten mahle ſein Herz zu Rathe, nicht den Ovid. Er überlegte alles genau; ſeine Eitelkeit ſowohl als die Begebenheit dieſes Morgens beredeten ihn, daß er geliebt ſey, und dieſer Gedanke machte ihm unendliche Freude.

Er ging zu Käthen, als ſie von Liſſow zurück war. Da ſaß ſie mit finſtern Blicken, und hatte die Hände läſſig auf dem Schooße

liegen. Zum erſtenmahle näherte ſich Quinc- tius ihr mit einer Art von Furchtſamkeit, und noch nie war er ſo wenig eitel und liebens- würdig geweſen als heute. Als er die Thür öffnete, erwartete Käthe von ihm die gewöhn- lichen Poſſen; und ach! ſie war heute ſo we- nig dazu aufgelegt. Aber, wie hatte ſie ſich geirrt! Er trat an ihren Stuhl, nahm ſanft ihre Hand, und ſagte: Ihr Kummer, liebe Kuſine, läßt Ihnen ſo ſchön, daß man Ihnen auch den beneidet. Wenigſtens wird jedes Herz ihn gern mit Ihnen theilen. Die Kuſine machte bei dem Komplimente große Augen, ſah ihn lange ſtarr an, und überlegte einige Sekunden, ob ſie nicht Liſſows Eiferſucht wahr machen ſollte. Freilich nahm ſie es ſich nicht vor; aber es geſchah dennoch: ſie that ſchön mit Quinctius.

Dann ſaß ſie wieder ein Paar Minuten in trübem Nachdenken. Quinctius hielt das für den letzten Kampf ihres jungfräulichen, zö- gernden Herzens. Faſt wäre er ihr zu Füßen geſunken, und hätte ihr ſeine Liebe geſtanden. Er hielt ſich indeß, und Käthe war zu zer-

ſtreuet,

ſtreuet, um etwas Andres zu bemerken, als daß ihr Vetter heute ſehr artig geweſen wäre.

Ein Paar Tage nachher wurde denn der Friede zwiſchen Liſſow und Käthen wieder hergeſtellt. Sie konnte der kummervollen Miene des armen Jungen, ſeinen Seufzern, und den Thränen, die er heimlich aus den Augen wiſchte, nicht länger widerſtehen. Die beiden Liebenden waren allein. Aber was iſt Ihnen, Liſſow? fragte Käthchen. Mir? antwortete er, legte die Hand auf die Bruſt, und Thränen drangen dabei aus ſeinen Augen. Das war der Anfang einer Scene, die durch alle Tonarten, Amaramente, Furioſo, Dolce u. ſ. w. mit großen Abwechſelungen ging, bis ſie ſich in einem Amoroſo und einer zärtlichen Umarmung endigte. Sie verſprachen einander, wie das Manier iſt, ewige Treue, Standhaftigkeit und Ausdauer bei allen Widerwärtigkeiten, die ſie beide erwarten mußten, und die heiligſte Verſchwiegenheit bis zu dem Zeitpunkte, da — es war nicht anders, es mußte heraus, ſo ſehr Beide auch davor errötheten — da Liſſow Brot haben würde, um Käthen heirathen zu können. Die Stunde war vorüber, und Käthe

hatte diesmal zwar nichts im Briefſtyl, aber deſto mehr im Dialog gelernt. Schöner hätte ſelbſt Longin ſie nicht im erhabnen Styl unterrichten können, als Liſſow in dieſer Stunde. Käthe verließ um fünf Uhr ihren Unterricht, und nun ging es auf Flügeln der glücklichen Liebe. Man hörte ihre Stimme im ganzen Hauſe; ſie ſang, wie das Vögelchen, das ſein Neſt heute vollendet hat.

Sie war ſo zärtlich; ſie drückte Quinctius, der zu ihr kam, die Hand zehnmahl in einem Athem, und tanzte mit ihm umher. Quinctius ſtahl ihr die ſüßeſten Küſſe. Sie ließ ſie ſtehlen; denn ſie hätte heute die Welt tanzen laſſen, ſo vergnügt war ſie. „Aber was hat denn der Junge“ — ſo rief der Baron zur Thüre hinaus, Quinctius entgegen, der auf dem Saale aus Leibeskräften ſang: „was haſt du denn zu ſchreien?“

Ich bin ſo vergnügt, Vater, ſo glücklich! Hören Sie nicht, wie alles ſingt? — Eben ſchlug Käthens Stimme hell an.

„Recht ſo! die ſingt, und ich ſorge, woher das Vögelchen ein Neſt nehmen ſoll. Komm Quinctius, überſetze mir einmahl. Da

iſt wieder ein Narr von Kerl, der ſich ſeiner Mutterſprache ſchämt. Er las Gehagens Unterſuchung, ob adelige Töchter die Güter ihrer Vorfahren beerben können, und ſollen. Käthens Tante in Schwaben wurde alle Tage älter. Der Freiherr hatte einen Brief ohne Nahmen erhalten, der ihm Nachricht gab, daß die Tante wohl gar einen andern als Käthen zum Erben einſetzen könnte. Er ſchlug alle ſeine Bücher nach. Endlich fand er den Gehagius. Darin aber kam zu viel Latein vor. Quinctius überſetzte ihm, daß von Gottes und der Naturwegen Töchter Anſprüche auf die Erbſchaften der Vorfahren zu machen hätten. Gehagius bewies es aus der Bibel, Römer 8, 17.

Wie? rief der Baron, und ſtand eifrig auf: in der Bibel ſteht es, daß die Fräulein erben ſollen? und die Alte wollte die Käthe, Fräulein Katharina von Nothafft, enterben? Nein, Ihr Gnaden, dazu red' ich auch noch ein Wort. Nicht alſo! Sie werden doch in Schwaben die Bibel reſpektiren? Käthe ſoll erben! Lies weiter, Quinctius.

„Auch das Naturgeſetz erklärt es für unmenſchlich, Töchter —“

Halt! das mag ich nicht wiſſen; das Naturgeſetz iſt das einfältigſte Geſetz von allen. Ich möchte wiſſen, welch ein Narr das gemacht hat. Den Teufel auch! Das Naturgeſetz, ſagt Maibom, nimmt keinen Adel an. Wie kann alſo das Naturgeſetz über adelige Streitigkeiten entſcheiden? Das mag bei den Türken gelten, wo kein Adel iſt, aber nicht bei Chriſten! Halt du dich ans Reichsgeſetz, Quinctius! Menſchlich, unmenſchlich. Narrenpoſſen! Käthe ſoll erben! ſoll, ſag' ich! Nun verſprich mirs, Quinctius, hier auf der Stelle, daß du, wenn ich früher ſterbe, als die alte unchriſtliche Tante — daß du Käthen zu ihrem Rechte verhelfen willſt, mit Gut und Blut.

Quinctius ſchloß ſeinen Vater voll Entzücken in ſeine Arme. „O Vater, rief er, ich nehme gewiß mehr Antheil an Käthens Glück, als irgend ein Menſch auf der Erde. Ich will Käthens Rechte vertheidigen, und ſollte es mir den letzten Stein meiner Güter koſten;

und müßte ich ſie mit meiner Hände Arbeit ernähren: ſie ſoll nicht Noth leiden.“

Wie? rief der Baron mit großen Augen: wie war das? Was ſprichſt du da? Wie war das? Da geht mir ein Licht auf! — Er ſah Quinctius ſtarr an. — He! Quinctius, nun merk ichs. Du quinkulirſt, wie ein Vogel auf dem Dache, ſie auch. Das läuft Trepp auf, Treppab; du wie ein Narr hinterher. Junge, du biſt verliebt!

„Lieber Vater, ja ich liebe meine Muhme von ganzem Herzen; und, wie Plato ſagt, —“

Plato? wer iſt der Ehrenmann? was ſagt er?

„Der Vater der Philoſophie. Er ſagt, daß man ohne Liebe kein großer Mann ſeyn kann. Und, wie ich mich fühle, ſeitdem ich Käthen liebe, theurer Vater, hat er ſehr Recht.“

Du biſt ein Narr, Quinctius. Was Plato! was Philoſophie! Da hier! — (Er führte ihn zu dem Stammbaume der Flaminger.) Da ſtehſt du und neben dir ein leeres Schild, und über dir gar nichts. Sieh Quinctius, darum mußt du lieben und heirathen, daß

du den Stammbaum größer machſt. Plato! Narrenpoſſen! Nun? (Er ſah ihn ſtarr an.) Wie alt biſt du denn? he! Und wie alt iſt denn Fräulein Katharina von Nothafft?

„Ich bin neunzehn, und die Kuſine ſechzehn Jahre alt.“

Hm! hm! Er trat zu dem Stammbaume, und betrachtete ihn ſehr nachdenkend. Ja, ja ich möchte wohl noch einige Schilder darauf malen laſſen. Meinetwegen, Quinctius. Du ſollſt ſie haben. Nun laß mich allein; ich muß doch das Ding näher überlegen. Haben ſollſt du ſie, das iſt richtig!

Quinctius flog zur Thüre hinaus, und ſeine ſingende Stimme wurde ſogleich von Käthens heller Stimme beantwortet. Eben trat die Frau von Flaming zu ihrem Manne hinein. Hörſt du, Ronichen? ſagte er lachend, wie die beiden ſingen? Die ſingen, wie die Vögel, die ſich paaren. —

„Paaren? Quinctius und Käthe?“

Der Freiherr ſchlug ihr Römer 8, 17 auf. Da lies, Ronichen. Käthe iſt gar nicht arm; und wenn ſie auch nichts hätte — was thuts? Sie iſt ein Fräulein von Nothafft, und der erſte Junge, den ſie haben, ſoll Ti-

tus heißen, und das erſte Mädchen Razilia; denn ſo hieß des großen Diktators Quinctius Frau, eine ſehr brave, herzensgute Frau. Was ſie für eine Geborne war, weiß ich nicht; aber ich will —

„Aber, lieber Mann, von wem redeſt du denn? wer ſoll denn heirathen? Quinctius und Käthe?“

Nun ja doch, ja. Der Junge iſt bis über die Ohren in ſie verliebt.

Die Frau von Flaming erſtaunte über die Neuigkeit. Der Freiherr gab ihr nun den Auftrag, Käthen ihr Glück anzukündigen. Sie ging in Käthens Zimmer. Das Fräulein ſaß neben Quinctius. Er hatte ſeinen Arm um ihren Leib geſchlagen; ſie merkte es nicht, weil ſie an Liſſow dachte. Sieh da! ſagte die Mutter: ſo ertappe ich Euch! Käthe erröthete, riß ſich los, und ſprang auf. O, fuhr die Frau von Flaming fort, es iſt keine Sünde, ſo zu ſitzen, kleine Heuchlerin! Setze dich nur hin. Sie drückte das Mädchen wieder auf den Stuhl neben Quinctius. Und was gebt Ihr mir, Kinder, fuhr ſie heiter fort, wenn ich Euch die Erlaubniß gebe, ſo vertraut zu ſeyn

als Ihr wollt? Käthe erröthete, und Quinctius warf ſich an ſeiner Mutter Bruſt. O Mutter! rief er, ſoll ich glücklich ſeyn? habe ich Ihre Erlaubniß, meiner geliebten Käthe meine Hand anzubieten? — Käthe erſtarrte. O Käthe, rief er, und küßte ihre Hand: o Käthe, geliebtes, theures Mädchen, ſagen Sie mir endlich, daß Sie mich lieben, daß Sie mir erlauben, Sie glücklich zu machen. Käthe ſtand wie eingewurzelt. Nun Käthe, fragte die Mutter, nahm ihre Hand, und wollte ſie in Quinctius Hand legen: ſoll ich? Erröthe nur immer, Tochter; du brauchſt nicht ja zu ſagen. Käthe erröthete wie eine Sommerroſe; aber ſie riß ihre Hand los. O, um Gottes willen, theure, theure Tante! rief ſie mit einem Angſtgeſchrei, und flog von Quinctius faſt mit Abſcheu zurück.

Jetzt warf die Mutter einen Blick auf Quinctius. Er lächelte. „Du ſcheinſt deiner Sache ſo gewiß zu ſeyn, Quinctius?“ Ich bin überzeugt, Mutter, ſagte Quinctius, Käthe liebt mich. In dem Augenblicke trat der Baron in das Zimmer. Sie liebt dich? fragte er. Nun, Käthe ſo gieb ihm die Hand! Geſchwind! Ei ſo mach! mach!

Käthe zitterte wie ein Eſpenlaub. O theurer, gnädiger Herr Onkle, rief ſie, erlauben Sie, daß ich mich erhole.

„Was erholen? Narrenpoſſen! Erhole dich nachher! Komm, gieb deinem künftigen Manne die Hand!“

Quinctius flog auf Käthen mit Entzücken ein. Käthe, rief er, Käthe, o zögre nicht länger, laß es mich eine Minute früher wiſſen, daß du mich liebſt. O Käthe, ich weiß ja, daß du mich liebſt.

„Nun, wenn es der Junge weiß, ſo gieb ihm die Hand, Mädchen, und ziere dich nicht.“

O mein Gott! rief Käthe ängſtlich; was weiß er denn? Nichts weiß er, nichts! O mein Gott, Vetter, ich bitte Sie.

Liebſte Käthe, wie? rief Quinctius mit Gutherzigkeit. Warum wollen Sie ableugnen, jeʒt ableugnen, was Sie mir ſo ſchön, ſo heimlich geſtanden haben, daß Sie mich lieben? O Käthe, ſagen Sie, warum? Habe ich nicht die theuren Unterpfänder Ihrer Liebe, die Sie mir zu nehmen erlaubten? O Käthe, ſeyn Sie doch aufrichtig!

Wie? welche Unterpfänder meiner Liebe haben Sie? Reden Sie! Ich bin unſchuldig, ich bin unſchuldig!

„Aber Hans Narr, wenn du Unterpfänder ihrer Treue, wenn du Verſprechungen haſt, ſo zeige ſie.“

Quinctius nahm zögernd aus ſeinem Buſen Käthens lange blonde Locke hervor. Käthe erblickte ſie. Voll Schrecken ſchrie ſie auf: Ach, mein Gott! ich bin verloren! Der Baron betrachtete das Ding, und rief zu gleicher Zeit mit Käthen: „ein Haarſchwanz? was ſoll der? iſt das ein Pfand auf die Treue?“

Es iſt eine Locke, ſagte Quinctius ein wenig verlegen, eine Locke von Käthens Haar, die ſie mir erlaubt hat abzuſchneiden.

„Aber ſeid ihr toll? Ihr ſchneidet euch einander das ſchöne Haar ab, und das aus Liebe? Und obendrein iſt ja langes Haar ein Zeichen des Adels! Man beſchor Königen, die man abſetzen wollte, die Köpfe. Seid Ihr ganz toll?“

Lieber Vater, beim Turnier bekam ja doch oft ein Ritter von einem Fräulein eine

Haarlocke, und trug ſie dann auf dem Helm, zum Zeichen ihrer Liebe, und ſo —

„Aha! ja, das iſt wahr! Nun, zum Henker, Käthe! nun biſt du überführt. Du haſt ihm den Haarſchwanz (Haarlocke, fiel Quinctius ein) gegeben, und aus Liebe gegeben. Nun gieb ihm auch die Hand, und ziere dich nicht.“

Ach, gnädiger, beſter Onkle! rief Käthe, und ſtreckte die Arme zu ihm empor.

„Die verfluchte Verſtellung! Mädchen, ich kann die Zigeunerſtreiche nicht leiden. Wir wiſſen ja doch, daß du in ihn verliebt biſt. Fort, gieb ihm die Hand! du haſt ihm die Haare gegeben.“

Nein, nein; ich habe ihm die Locke nicht gegeben; ich habe ſie ihm nicht gegeben!

Ich habe ſie ihr abgeſchnitten, und ſie — o Käthe, warum ſoll ich mein Glück nicht ſagen? — ſie erlaubte es.

„Das iſt einerlei. Haſt du es erlaubt, Käthe? Thu die Lippen auf! Ich will es wiſſen.“

Nein, ich habe es ihm nicht erlaubt, gnädiger Onkle, ſagte ſie zögernd und ängſtlich.

„Und er hat ſie dir mit Gewalt abgeſchnitten? oder haſt du ſtill gehalten? Denn das iſt einerlei.“ Keiner antwortete. „Nun, wollt Ihr reden? Ich will doch heraus! Hat ſie ſtill gehalten, Quinctius?“

Ja, Vater! ſagte Quinctius zögernd.

Aber ich ſchlief, rief Käthe dazwiſchen.

„Schliefſt? wo war es denn? wo ſchliefſt du? he! Antwort! wo war es? wollt Ihr antworten?“

Ich ſchlief dort im Bett. Es war des Morgens um drei. Ich weiß von nichts, gnädiger Onkle.

„Aber du Cäſo, du Lucius! was machſt du des Nachts auf den Kammern der Jungfern? Je, das iſt ja hier im Hauſe eine hübſche Wirthſchaft! Was wollteſt du denn da bei Käthen in der Nacht? Je, du wahrer Cäſo!“

Quinctius gerieth in eine nicht geringe Verwirrung. Ich wollte, ich wollte . . . Es war ein ſo ſchöner Morgen. Ich wollte ſehen, ob Käthe ſchon auf wäre, um die Sonne . . . Sie lag und ſchlief ſo ſchön. Dieſe Locke hing ihr über die Schulter. Ich nahm die

Schere, und ſchnitt ſie ab, als ein Pfand ih-
rer Liebe.

„Du biſt ein Narr mit deiner Haarlocke. Laß mir das Nachtwandeln bleiben! Gut, du haſt ihr die Locke abgeſchnitten, und ſie ſchlief. Da gilt es nicht. Es iſt nichts als ein Diebſtahl. Gieb ihr die Locke wieder. Du biſt ein Narr!"

Die Mutter lachte. Das verdroß Quinctius. Er war in großer Verlegenheit. Endlich ſagte er wieder zögernd: Käthe, ich bitte Sie, ſeyn Sie aufrichtig! Ich bitte Sie, Sie machen mich lächerlich, und Sie — Ich begreife Sie nicht.

Ich ſchlief! ich ſchlief! ich ſchlief! rief Käthe; was weiß ich von der Locke?

Sie wußten doch aber, daß es drei Uhr Morgens war! Käthe warum zwingen Sie mich? Ich habe dieſe ſchönen, blauen Augen ein wenig blinzen geſehen, und Sie verſchloſſen ſie wieder, als ſie mich angeblickt hatten.

Nein, ich ſchlief, ich ſchlief! rief Käthe beſtürzt und höchſt verlegen.

Gut denn, ſagte Quinctius: Sie ſchlieſſen, als ich Ihnen die Locke abſchnitt. Sie wollen es ſo. Aber, liebſte Käthe, als ich meine Lippen auf Ihren Mund drückte; als ich fühlte, daß Ihre Lippen mir meine Küſſe wiedergaben; als —

„Wie zum Teufel!“ rief der Baron; „das wird ja immer ärger! He, Jungfer! nichts mehr geleugnet! Haare, das laß ich gelten, da fühlt man nichts. Aber Küſſe? die haſt du gefühlt. Wie?“

Ach, gnädiger Herr Onkle, Quinctius küßte ſo leiſe, daß ich nicht davon aufwachen konnte.

Vater, ſagte Quinctius erhitzt, ich biß ſie ſogar in die Schulter; das Denkmahl meines Zahns muß noch an ihrer Schulter ſitzen; und ſie ſchlug die Augen nicht auf.

„Aber Herr Gott! Das iſt ja wie unter Kannibalen! Junge, erzähle es nur auf einmal, was du alles noch thateſt. Sprich! Veronika, noch heute ſollen Franzöſiſche Schlöſſer an die beiden Schlafzimmer, daß ſie nicht heraus können. Das iſt ja abſcheulich! Beißen ſich, und ſchneiden ſich die Haare ab; und

alles aus Liebe! Nun, Käthe? wirſt du den Mund aufthun? Er küßte dich, du ihn wieder; er biß dich, und du ſchlieſeſt immer fort?"

Ach Gott, gnädiger Herr Onkle, ich fühlte es wohl, daß er mich küßte; aber es war mir ſehr zuwider.

„Zuwider? Das mach du einem Narren weis, aber mir nicht. Wäre es dir zuwider geweſen, ſo kenn' ich Euch Schreihälſe recht gut. Hu! da würdeſt du die Kehle ſo aufgethan haben, daß wir es wohl hätten hören ſollen, oder du hätteſt ihn mit einem Paar derben Maulſchellen weggeſchickt. Ne, ne, Kind! Ihr ließet Euch ja lieber einen Finger abſchneiden, als eine Handvoll Haare. Alſo kurz und gut! Quinctius hat hier eine Handvoll Haare von dir, iſt bei dir vor deinem Bette geweſen, hat dich im Bette geküßt und gebiſſen, und du haſt die Augen zugemacht, nicht geſchrieen, nicht gekratzt, nicht geſchlagen, ſondern wieder geküßt. Das paßt zuſammen, wie es ſoll. Alſo die Hand her!" — Er nahm ihre Hand. Käthe fing aber jetzt an ſo kräftig zu ſchreien, daß der Baron ſie mit den

Worten: „alberne Trine! ſo hätteſt du ſchrei-en ſollen!“ fahren ließ. „Du kannſt dich be-ſinnen, ſagte er weiter. Ich gebe dir acht Tage oder vier Wochen Bedenkzeit. Komm Quinctius, komm!“ Beide gingen und ließen Käthen mit ihrer Tante allein.

Die Tante war auf der rechten Spur. Sie ſah wohl, daß Käthe ihren Abſcheu vor Quinctius nicht heuchelte. Der nächtliche Be-ſuch mußte alſo nothwendig anders erklärt wer-den. Unter den mancherlei Fragen, die ſie dem Mädchen vorlegte, war auch die: saheſt du etwa Quinctius für jemand anders an? Kä-the wurde bleich, wie die Wand; allein ſie leugnete ganz dreiſt. Das Blaßwerden merkte ſich die Tante. Sie that, als glaubte ſie Kä-then, und ging weg. Sollte wohl Liſſow? dachte ſie im Gehen, und der Gedanke fiel ihr ſchwer aufs Herz. Jetzt erſt ſah ſie ein, wie unvorſichtig ſie gehandelt hatte, die ſchöne Käthe zur Schülerin des jungen hübſchen Menſchen zu machen. „Heraus muß doch das!“ und ſo ging ſie gerade zu Beyern, wo Liſſow war. Gleichgültig fing ſie zu Beyern an: Ganz etwas Neues, lieber Beyer. Mein

Mann denkt aus Quinctius und Käthen ein⸗mahl ein Paar zu machen. Liſſow wurde wie eine Leiche. Die gnädige Frau ſchien es nicht zu bemerken. Sie brach ab, und ging auf ihr Zimmer, wo ihr ſchönes Herz mitleidige Thrä⸗nen für Käthen und Liſſow vergoß.

Unruhig ging ſie umher. Sie ahnete wohl, daß es nicht leicht wäre, die Liebe eines jungen heißen Herzens zu bekämpfen; aber zu gleicher Zeit fühlte ſie auch, daß dieſe Liebe denn doch noch leichter zu unterdrücken ſeyn müßte, als ihres Mannes Ahnenſtolz. Sie ſah ein, daß ihr Mann, ſobald er nur das Ge⸗ringſte von der Liebe der beiden jungen Leute merkte, troß ſeinem guten Herzen, Liſſowen zum wenigſten hülflos aus dem Hauſe ſtoßen, und daß Käthe von dem Augenblicke an ſei⸗nem heftigſten, ſchrecklichſten Zorne ausgeſetzt ſeyn und bleiben würde. Das Verhältniß der beiden jungen Leute, woran ihre eigene Unbe⸗ſonnenheit ſchuld war, mußte alſo dem Baron nothwendig unbekannt bleiben, und zu gleicher Zeit die Verbindung der beiden heißen Herzen getrennt werden. Wie war das anzufangen?

Vielleicht iſt die Leidenſchaft noch im Entſtehen, dachte ſie; noch nichts mehr als eine flüchtige Neigung. Allein ſie irrte ſich ſehr. So wenig wir auch von der Leidenſchaft beider jungen Leute geſagt haben, ſo wird doch jeder, der das menſchliche Herz kennt, leicht einſehen, daß ſie ſchon ſehr tiefe Wurzeln geſchlagen haben mußte. Sechs Jahre war Liſſow Käthens Lehrer. Kein ſchneller, gewaltſamer Stoß hatte ihre Herzen vereinigt; aber tauſend kleine unmerkliche, und eben deswegen gänzlich unzerreißbare Bande, knüpften ſie zuſammen. Unſchuld der Kindheit, Wärme der Jugend, lange Jahre, Gewohnheit, ein ähnliches Schickſal hatten Feſſeln um ihre Herzen geſchmiedet. Käthe dachte wie Liſſow, fühlte wie Liſſow, wußte was Liſſow wußte. Ihre Phantaſie, ihre Gedanken nahmen immer Einen Weg. Liſſow hatte ſeine ganze Seele in Käthens Buſen gegoſſen.

Zwar hatten ſie ſich erſt ſeit Kurzem geſagt, daß ſie einander liebten; allein ſie wußten es ſchon ſeit dem funfzigſten Geburtstage des Barons. Seit dem Tage, da ſie es ſich

ſagten, hatten die zärtlichſten Briefe, die aller-vertraulichſten Liebkoſungen, die heißeſten Umarmungen jene alten Bande noch mit dem feſteſten von allen, dem Bande der Sinnlichkeit, vermehrt. Wahrlich! es war nicht leicht, alle dieſe Bande zu zerreißen; aber dennoch wagte es die Frau von Flaming.

Sie ließ zuerſt Käthen zu ſich in ihr Zimmer kommen. Höre, meine gute Tochter, fing ſie zärtlich an, ich weiß, du liebſt Liſſow. (Käthe zitterte.) Geſteh es mir, liebes Kind. Wenn ich auch deiner Leidenſchaft meinen Beifall verſagen muß, ſo will ich dir doch Rath ertheilen; du bedarfſt ihn. Verſchwiegenheit veſpreche ich dir voraus. Du liebſt ihn!

Ein Thränenſtrom brach aus Käthens Augen. Sie ſah ihre Tante bedenklich an. Endlich konnte ſie Worte finden. „Ja, beſte Tante, ja, ich liebe ihn, und bin höchſt unglücklich.“

Wie lange liebſt du ihn ſchon?

„So lange ich ihn kenne, liebſte Tante. Von dem erſtem Augenblick an, da ich ihn ſah, liebte ich ihn.“

Aber wann merkteſt du es zuerſt, daß du ihm ſo ſehr gut warſt?

„An des Onkles Geburtstage, da er mir das Leben rettete. Ach, Tante, ich lebte ja ohne ihn nicht mehr! ich muß ihn lieben!“

Die Tante rieb ſich die Stirn. Sie ſetzte das Examen fort, und erfuhr, daß ſie mit einem Rieſen von Leidenſchaft zu kämpfen hatte. Nun machte ſie Käthen mit aller Freundlichkeit und allem Mitleiden begreiflich, daß ihre Liebe mit der Unmöglichkeit zu ſtreiten habe. Oder ſiehſt du ein Mittel, glücklich zu werden? fragte ſie.

Aber da kam die gute Tante ſchön an. Ein Mittel? Tauſend Mittel hatte Käthe, die alle darauf hinausliefen, daß es ihr gleichviel wäre, in Armuth, in einer Wüſte, in Amerika, in Verachtung, im Gefängniſſe zu leben, wenn ſie nur mit Liſſow leben könnte. Sie machte dann eine ſo rührende Beſchreibung von dem Glücke der Eintracht, der Freundſchaft, der durch Liebe ſo ſüßen und ſo frohen Genügſamkeit, der Einſamkeit, des Selbſtgenuſſes, daß der Tante die Augen übergingen. Aber, Mädchen, fragte

dieſe, woher weißt du das alles? Käthe legte die Hand auf ihre Bruſt, und ſagte mit einem aufrichtigen, ehrlichen Blicke: „aus meinem Herzen voll Liebe!" Und ſie ſagte die Wahrheit. Romane waren damals noch nicht da. O Mütter, ſcheltet nicht immer auf die Romane! weinet über Euch ſelbſt, daß Ihr Euren Töchtern vertraulichen Umgang mit Jünglingen erlaubt. Das Herz giebt Euren Töchtern alle die Thorheiten der Liebe; Romane lehren die Liebe nur anſtändig reden.

Aber meinſt du, Käthe, fuhr die Tante fort, daß dein Onkle je dir bewilligen wird —?

„Das weiß ich, Tante, das weiß ich. Aber ich kann ja warten, Tante, und will gern warten, zehn, zwanzig, dreißig Jahre. O, ich bin ſchon glücklich, wenn ich nur keinen andern Mann nehmen darf."

Und wirſt alt und grau darüber!

„O nein, liebſte, gütigſte Tante; glauben Sie mir, die Liebe und das Herz werden nicht alt."

Aber mein Gott, Kind, wenn dein Onkle etwas erführe, ſo wäre Liſſow unglücklich.

Oder dein Onkle wollte nun ſchlechterdings, daß du Quinctius Frau werden ſollſt? wie dann? Du kennſt den Onkle.“

„Dann,“ ſagte Käthe, und ihre Thränen ſtanden auf einmahl, „dann, liebſte Tante“— ſie ſchwieg.

Nun dann? Sey ganz aufrichtig, liebe Käthe.

„Dann ginge ich mit Liſſow davon, und ſollte ich mich irgendwo als Magd vermiethen.“

Und fragſt nicht darnach, wenn deine Verwandten vor Gram ſterben; wenn deine Tante, die dich doch auch liebt, ſich alle Nacht mit Thränen um die geliebte Landläuferin niederlegt!

„Ach, Tante, ſie machen mir nur das Herz ſchwer; aber wenn man liebt, ſo thut man ſolche Fragen gar nicht. Denken Sie dann, liebe Tante, daß ich glücklich bin. O, fragte Liſſow damals, als er ſich zwiſchen die wilden Schimmel ſtürzte, und ſich von ihnen ſchleifen ließ — fragte er damals: was werden deine Verwandten ſagen, wenn ſie hören, daß du gerädert biſt? Nein, Tante, er hatte mich lieb, fragte

nicht lange, ſondern ſprang zwiſchen die Pfer-de, und ich lebe noch. O, Tante, bedenken Sie doch, ich muß ihn lieben.“

Die Tante ſchüttelte den Kopf; aber ſie konnte doch auf das alles nichts Rechtes antworten. Dem Mädchen ein Paar Ohrfeigen! wird manche ſagen. Aber, lieber Gott, auch Ohrfeigen helfen gegen die Liebe nicht. Die Frau von Flaming ſtreichelte dem Mädchen die ſchöne Wange, ſagte dann: „es iſt doch unmöglich; du mußt vergeſſen,“ und ging zu Beyern hinüber, nachdem ſie ſich von Käthen hatte verſprechen laſſen, Liſſowen heute nicht zu ſehen oder an ihn zu ſchreiben.

Sie trug Beyern den Fall vor. Beyer machte ein Paar große Augen, wollte es nicht glauben, beſann ſich aber auf dieſe und jene Kleinigkeit, die er bemerkt hatte, und ſagte dann: nun iſt es mir deutlich, warum der Liſſow die Dichter den Proſaiſten ſo vorzieht! Ja, ja, nun begreife ich, warum ihm Boethii Topik ſo wenig gefällt als Thilonis Topologia. Darum, darum! Nun geht mir ein Licht auf. Aber wart! ich will dir die Dichter anſtreichen. Sie glauben nicht, Ihr Gnaden, wie

der Liſſow die Dichter überſetzte. Wahrhaftig, ich war nicht im Stande, es ihm nach zu thun. Und darum las er auch Fräulein Käthen, des Styls halber, wie er ſagte, den Virgil vor und den Homer. Aber Geduld! den Boethius ſoll er mir auswendig lernen; und, hilft das noch nicht, Kaspar Knittels via regia dazu!

„Aber hilft das gegen die Liebe, lieber Beyer?“

Ja, das weiß ich nicht, Ihr Gnaden. Aber wer hätte das denken ſollen! Verführt? das Fräulein? Der Bube!

„Mein Gott, wer ſpricht denn von Verführen? Die jungen Leute haben ſich lieb.“ Sie fing nun an, Beyern, der wohl ſeine Hebräiſchen Wurzeln kannte, aber die Liebe deſto weniger, ein wenig zu belehren. „Iſt denn unter allen Ihren Büchern, fragte ſie endlich, keins, das von der Liebe handelt?“

Von der Liebe? Mein Gott, Ihr Gnaden, welcher ehrliche Mann wird denn davon ein Buch ſchreiben!

„Aber dieſe Leidenſchaft iſt doch ſo gewaltſam und ſo ſchwer zu heilen. Ich ſollte

glauben, von der Liebe müßten hundert Gelehrte ſchreiben, damit wir armen Mütter doch Rath wüßten.“

Da haben Ihr Gnaden Recht. Ach, da beſinne ich mich auf ein Buch. Ganz recht! Ovidius de arte amandi. Ganz recht! — Beyer ſuchte, und das Buch fehlte. Er beſchrieb es der gnädigen Frau: Ganz klein, einen Finger lang, mit einem goldnen Schnitt. „Das liegt bei Quinctius,“ ſagte die gnädige Frau. Wie? was? rief Beyer erſtaunt: Bei Quinctius? Das iſt ja unerhört! Der eine treibt Liebeshändel, der andre lieſt welche! Mein Gott, wo habe ich die Augen gehabt! Die gnädige Frau holte das Buch. O Jugend! Jugend! Mit dieſen Worten ging Beyer indeß das Zimmer auf und nieder. Nur Geduld! nicht aus den Augen ſollt Ihr mir mehr kommen!

Das Buch war da. Die gnädige Frau ſtand erwartungsvoll. Beyer blätterte, und blätterte. Ja, hob er auf einmahl an: wie man Liebe erregen ſoll, das ſteht hier; aber wie man ſie vertreiben ſoll —

„Nun, leſen Sie doch einmal, wie man die Liebe erregen ſoll. Ich bin neugierig auf das Buch.“

Beyer fing an die Stellen zu leſen, die mit rother Tinte unterſtrichen waren. Quinctius hatte ſie unterſtrichen. Er las: „überfalle dein geliebtes Mädchen, wenn ſie noch ſchläft; drücke deine brennendſten Küſſe in die Roſen ihres Mundes —“ (iſt eine Figur, Ihr Gnaden; es ſoll eigentlich heißen: küſſe ihren roſenrothen Mund. — Aber das erſte klingt beſſer, Herr Beyer. —Ja; das macht, weil es Verſe ſind —) „drücke deine brennendſten Küſſe in die Roſen ihres Mundes: ſie wird nicht erwachen.„(Ich wüßte doch nicht warum?ſetzte Beyer hinzu.) „Schneide eine Locke von ihrem Haupte; ſie wird nicht erwachen, und ſie läßt in deinen Händen das ſüße Pfand ihrer geheimen Liebe.“

Das las Beyer, und die gnädige Frau lachte herzlich. „Denken Sie, Beyer, denken Sie! gerade wörtlich ſo, hat es Quinctius mit Käthen gemacht. Gerade ſo.“ Wie? fragte Beyer; wie hat es Quinctius gemacht? „Ich ſage Ihnen ja, gerade wie es in Ihrem

Buche da ſteht. Er ſchleicht zu Käthen auf die Kammer, ſchneidet ihr eine Locke vom Kopfe, und küßt ſie; gerade ſo, wie Sie da geleſen haben."

Und Fräulein Käthe?

„Macht es gerade ſo, wie das Mädchen im Buche, und erwacht nicht. O, leſen Sie, leſen Sie! Haben Sie das in Quinctius geſucht? Sehen Sie, der geht recht gelehrt zu Werke. Er liebt ſogar auch Lateiniſch."

Das verdammte Buch! ſagte Beyer unwillig. Aber mein Gott, von dem allen weiß ich nichts. Der Quinctius iſt ſonſt ſo ſolide; aber ein ſolches Buch ſollte wohl auch einen Engel verführen.

„Hören Sie, lieber Beyer, das Buch iſt vielleicht böſe genug. Aber nehmen Sie es mir nicht übel, der Mann, der es geſchrieben hat, muß doch bei dem allen ein geſcheidter Kopf ſeyn, und das menſchliche Herz genau kennen. Was er ſagt, trifft ja wörtlich ein. Sehen Sie doch einmahl hinten hin, ob da nicht Mittel gegen die Liebe ſtehen. Das Buch ſollte alsdann jede Mutter auf ihrem Tiſche liegen haben. Gebe der Himmel, daß

der Rath, den er den Müttern giebt, nur halb ſo viel taugt, als den er dem Quinctius gegeben hat!“

Beyer blätterte und las: „Willſt du die Liebe aus des Jünglings Bruſt vertreiben, ſo laß ihn täglich viermahl die gelbe Tiber ſchwimmend durchmeſſen. Dann zähme er ein wildes Puniſches Roß in dem Staube des Marsfeldes zwei Stunden. Dann laufe er mit ſeinen Freunden zweimahl die große Rennbahn aus. Ein hartes Lager von einem Bärenfelle empfange dann den Müden. Ehe noch der Sonne goldne Strahlen die Thäler erleuchten, wecke ihn aus den Armen des Schlafes zur Arbeit des vorigen Tages.„ Beyer lächelte. Euer Gnaden haben wohl nicht viel davon verſtanden?

Ich habe alles verſtanden, lieber Herr Beyer. Leſen Sie nur weiter. Der Mann gefällt mir.

Ey, ey! wie kämen Euer Gnaden zu den Antiquitäten? Zum Beiſpiele: ein Puniſches Roß, die gelbe Tiber, das Marsfeld, die große Rennbahn!

Das verſteht ſich ja ganz leicht: ein wildes, flüchtiges Pferd; ein Fluß, der eine gelbe Farbe hatte; das Marsfeld war ein großes Feld, und die Rennbahn ein Platz, wo ſie um den Preis rannten. Nur weiter!

Ei Ihr Gnaden, hätte ich doch nicht geglaubt, daß Sie in den Römiſchen Antiquitäten ſo ſtark wären! — „Hilft das nicht; ſteht der Jüngling noch da, auf einer Stelle, wie ein Terminus; kreuzt die Arme über einander wie einer, der mit der Regierung ſchmollt; flieht die Menſchen wie ein Peſtkranker; redet ſo kränklich wie ein Bettler: ſo verdoppele die Arbeit. Laß ihn einen beladenen Kahn ſtromauf rudern, oder einen Morgen goldner Aehren abſicheln; oder laß ihn das Holz, das Lucull täglich in der Küche verbrennt, ſpalten; oder hilft nichts, ſo laß ihn wie ich Verſe zuſammenzählen, und wenn ſie auch von der Liebe ſingen. Die Liebe fliehet aus müden Armen; ſie verläßt die Bruſt, über die der Schweiß der ſchweren Arbeit in Strömen rinnt.“

O wahrhaftig, lieber Beyer, Sie haben kein ſchöneres Buch in Ihrer ganzen Samm-

lung. Ich danke Ihnen von Herzen. Das Buch ſoll mir die beiden Leutchen hoffentlich kuriren. Alſo ſchwere Arbeit, die den Körper ermüdet. O gewiß, ich fühle zum Voraus, das Buch hat Recht. Aber wie fangen wir das nun an, lieber Beyer?

Beyer ſann lange nach. Schwimmen und rudern geht nicht, hob er an, weil es an Waſſer fehlt. Mähen? es iſt Herbſt; die Ernte iſt vorüber. Holz ſägen, Ihr Gnaden, das macht müde Arme. Und ich dächte, wir ſäumten nicht, ſondern jagten gleich morgen früh das Fräulein Käthe mit dem Liſſow in den Holzſtall; da könnten ſie zuſammen ſägen, bis ſie ſchlagmüde wären.

Die gnädige Frau mußte lächeln. „Zuſammen, lieber Beyer? ja wahrhaftig, das wäre das rechte Mittel für die Liebe! Sie müßten Noten zu dem Buche ſchreiben; da würden ſchöne Sachen herauskommen!"

Ihr Gnaden verzeihen. Das könnte ich doch wohl, ohne gerade zu wiſſen, was Liebe iſt, und recht gelehrte Noten. Ich verſichere Ihnen, unſere beſten Kommentare ſind ſo, und recht ſehr gelehrt! Aber das muß ich

ſagen, der Ovid hat den Liſſow ſo natür⸗lich gemalt, als ob er vor ihm geſeſſen hätte! Und ich habe nichts gemerkt! Ich will doch den Ovid künftig einmahl leſen. Er ſteht in ſo böſem Ruf.

„Ich will Sie darum bitten. Merken Sie doch darauf, wenn er die Zeichen beſchreibt, an denen man ſehen kann, ob es mit der Liebe vorbei iſt, und beſonders, was er von den Mäd⸗chen in dieſem Falle und von ihrer Kurart ſchreibt. Ich bitte Sie darum.“ — Sie ging.

Beyer las nun fort, und ſchon nach ei⸗ner Stunde war er mit dem kleinen Buche von der Liebe in dem Zimmer der gnädigen Frau. Die Zeichen der Geſundheit habe ich gefun⸗den, Ihr Gnaden. Ich will ſie Ihnen vor⸗leſen; und ſo können wir denn ſogleich ſehen, wenn Liſſow geheilt iſt. Ihr Gnaden, ich meine nur, daß die Arbeit wohl die Liebe aus⸗treibt; aber, aber die Topik wird bei der Ge⸗legenheit mit dahin gehen. Es iſt ein kleines Stellchen. Hören Sie. „Habe deinen Sohn in Augen, traue ihm nicht, wenn er auf die Liebe ſchmält. Dieſes Bild will ich dir ma⸗

len. Glaube nicht eher, daß die Liebe von ihm gewichen iſt, als bis er meinem Bilde ähnelt. Da tritt der Jüngling her, der nicht an Amors Altären fröhnt. Er ſchreitet daher wie ein Numidiſcher Löwe, in einem trotzigen Gange. Seine Augen ſind hell und blitzend, und ſchauen gerade vor ſich hin, hangen nicht entzückt an den Wolken, oder düſter am Boden. Jetzt ſagt einer eine Poſſe; er lächelt nicht darüber, er lacht ſo gellend, wie der Hahn krähet, der die Sonne empfängt. Er heult nicht mit einem Unglücklichen; er tröſtet ihn männlich, und bleibt heiter. Er hat lange Weile, wenn er allein iſt, neckt alle Dummköpfe. Bei einer wohlbeſetzten Tafel nimmt er ſeinen Platz nicht zwiſchen den Mädchen, ſondern da, wo der größte Becher und die ſchönſte Schüſſel ſteht. Er ißt wie ein Calabrier, ſingt mit lauter Stimme ein Trinklied, ſpeiet mit Geräuſch aus wie ein Reicher mitten durch den Saal; und wenn er allein ſeyn muß, ſo zieht er ſeine Schreibtafel hervor, und berechnet ſeine Schulden mit lautem Lachen. Wenn er . . .“

In

In dem Augenblicke trat der Baron in das Zimmer. „Was leſen Sie da meiner Frau vor, Beyer?“ — Beyer wurde roth, räuſperte ſich, öffnete den Mund, und ſchwieg. „Nun?“ — Ein Buch von der Liebe, Ihr Gnaden.

Von der Liebe? fuhr der Freiherr auf. Alſo auch Sie mit meiner Frau von der Liebe? Nun, ſo wollt' ich doch —! Seid Ihr denn alle närriſch? Quinctius redet von nichts als von Liebe, und dem Plato; und Sie leſen nun gar vor. Ja freilich, wenn der Hofmeiſter der Frau im Hauſe von der Liebe vorlieſt, ſo iſt es kein Wunder, wenn die Kinder des Nachts den Mädchen auf die Kammern laufen, Locken ſtehlen, Küſſe geben, und ſo weiter.

Ihr Gnaden, hob Beyer an, glauben doch nicht etwa, daß ich aus böſen Abſichten der gnädigen Frau —?

Herr, ich glaube, was ich Luſt habe! Aber das glaubt mir, die Liebe wird noch mein Haus umkehren. Wenn die Käthe den Quinctius nicht nimmt, ſo thut ſich der Junge ein Leids, ſo verliebt iſt er in die Trine.

Das wird ſich geben. Ihr Gnaden dürfen nur befehlen, daß Quinctius ein Paar Tage ein wildes Roß zähmt und Holz ſpaltet, wenn er verliebt iſt. So kann Liſſow mit ihm zugleich ſägen.

Die gnädige Frau winkte Beyern. „Ich glaube überall nicht, lieber Mann, daß Quinctius verliebt iſt.“

Da haben Ihr Gnaden recht; denn er kann entſetzlich weit ausſpeien. Und Schulden hat er nur nicht, ſonſt —

Was, zum Henker, ſchnackt Ihr denn da? Was hat das Ausſpeien mit der Liebe zu theilen?

Die Frau von Flaming konnte vor Lachen nicht einfallen, und alſo fuhr Beyer fort: Das iſt ein ſicheres Zeichen, ob einer verliebt iſt oder nicht, Ihr Gnaden. Speiet einer weit, ſo iſt es nichts; aber ſpeiet er leiſe und nahe vor ſich, ſo —

Herr, ſpeien Sie denn ſo erſchrecklich? Und ich will doch nicht hoffen, daß Sie verliebt ſind?

Hier ſteht es gedruckt, Ihr Gnaden. Iſt es nicht wahr, ſo bin ich nicht Schuld. Die

gnädige Frau aber haben nun einmahl ihren Glauben darauf geſetzt. Es ſind noch mehr Zeichen da und eine ganze Kurart gegen die Liebe.

Wenn es mit der Kur eben ſo iſt, wie mit den Zeichen, ſo werfen Sie das Buch getroſt ins Feuer.

Nein, die Kur iſt probat. Liſſow fängt ſie morgen an mit Fräulein Käthe, und Quintchen kann ſie ja auch gebrauchen. Hilft es nicht, ſo ſchadet es auch nichts.

Nicht etwa das ganze Haus, wie eine Frühlingskur? Wozu denn Liſſow und Käthe? ſind die verliebt?

Die Frau von Flaming fiel hier zu rechter Zeit ein; ſonſt war das Geheimniß verrathen. Sie winkte Beyern, und er ging. Nun fing ſie an, ihrem Manne ihre Meinung von Quinctius zu ſagen. „Ich glaube wirklich nicht, daß er Käthen liebt. Sieh, da hat er Beyern ein Buch genommen. Du weißt ja, lieber Mann, wie der Quinctius iſt. Was er irgendwo lieſt, das will er probiren. Nun lieſt er in eben dem Buche, das Beyer mir vorlas." — Sie erzählte ihm nun, wie das mit

dem nächtlichen Beſuche bei Käthen gekommen war, hieß Quinctius einen Narren, ſagte daß Käthe ihn hätte anführen wollen, und der Baron war zufrieden.

Nun ja, ſagte der Baron: das ſeh' ich nun wohl, der Junge iſt ein Narr; aber im Grunde hat er doch mit aller ſeiner Narrheit Recht. Da hängt mein Stammbaum im Staube. Nein, ich möchte gern noch einen kleinen Flaming mit meiner eigenen Hand hinein ſchreiben. Er ſoll Käthen haben, kurz und gut!

„Nun ja, ich ſehe es recht gern, und Käthe nimmt ihn gewiß gern; denn das vorhin war Ziererei, das ſah man wohl. Aber Quinctius iſt ja noch nicht zwanzig Jahre alt, und dann, ſagſt du ja, durften die alten Deutſchen erſt heirathen. War es nicht ſo, lieber Mann?"

Ja, ja, richtig; ſo war es. Ja, ja! der Junge ſoll noch ein Jahr warten; die Käthe läuft ihm nicht davon. Doch wenn die alten Deutſchen im neunzehnten Jahre ſolche Kerl geweſen wären, wie Quinctius — ich ſtehe dafür, ſie hätten auch geheirathet. Na, er

ſoll noch ein Jahr warten. Man muß die Alten ehren.

„Und wäre es denn nicht beſſer, da er doch noch ein Jahr warten ſoll, man ſagte ihm nicht, daß Käthe ihm zur Frau beſtimmt iſt, und Käthen eben ſo wenig? Käthe iſt jung und unbeſonnen, und das Kammerſchleichen hat mir nicht gefallen. Doch wie du willſt, lieber Mann.“

Nein, Ronichen, da haſt du Recht. Das ſind dumme Dinge! Nein, da nehm' ich den Jungen vor, und ſage ihm: du, mach dir keine Hoffnung auf Käthen; ſie wird deine Frau nicht. Käthen ſag du daſſelbe. Dann Franzöſiſche Schlöſſer an die Kammerthüren! Und Liſſow iſt ja vernünftig; der kann ihr einmahl in einer Stunde vorſtellen, wie häßlich es iſt, wenn ein junges Mädchen ſolche Dinge macht. Und mit dem Ausſpeien, da iſt Beyer ein Narr. Er hat wohl einmahl von einer verliebten oder Liebeskrankheit gehört, da müſſen die Leute Merkurius freſſen, bis ſie allen Gift von ſich ſpeien. Ja, das hilft wohl da, aber nicht gegen die Liebe. Die ſitzt im Herzen; da hilft das Ausſpeien nichts. Wenn er will, ſo

kann er ſelbſt ſpeien. Eine Kur gegen die Liebe! hat das je ein Menſch erhört! Sag ihm das, Ronichen; nichts von einer Kur, und damit Amen. — Er ging.

Man denke ſich unter meinem Beyer nicht etwa einen albernen Pinſel; das will ich mir in ſeinem Nahmen verbitten. Ich habe ihn oben einen philoſophiſchen Kopf genannt. Die Recenſenten, die zuweilen ein Buch kommentiren, wie Beyer die Kunſt zu lieben, könnten auf den Einfall kommen, zu behaupten, ein philoſophiſcher Kopf müſſe nothwendig die Liebe kennen; allein, mit Erlaubniß dieſer Herren, das folgt nicht nothwendig. Beyer war von früher Kindheit an auf der Schulpforte erzogen, wo man damals alle Dichter wie den leidigen Teufel floh. Er ſah bis ins zwanzigſte Jahr kein weibliches Geſchöpf, als eine alte Magd auf dem Kloſter. Auf der Akademie, wo er ſtudierte, ging er in die Kollegia, und von da in eine öffentliche Anſtalt zum Unterricht. Hier wohnte er auch, und fand die Frömmigkeit dieſer Anſtalt gar nicht drükkend, weil er wirklich fromm war, und äußerſt einfach lebte. Von da zog er zu dem Baron

von Flaming. Hier ſetzte er ſein Lieblingsſtudium, Hebräiſche Sprache und damalige Philoſophie, fort. Die Kammerjungfern liefen von ſelbſt vor ſeiner Perücke, ſeinem ernſthaften Geſicht, und ſeiner docirenden Stimme. Wo konnte Beyer die Liebe kennen lernen, oder Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften bekommen? Sobald alſo davon die Rede war, ging es Beyern, wie manchem jetzigen Gelehrten, wenn von Latein oder gar vom Griechiſchen die Rede iſt: er ſchweigt, oder ſagt alberne Dinge.

So viel von meinem guten Beyer, der in ſeinem vierzigſten Jahre durch ſeine Frau die Liebe, und in ſeinem ſechzigſten durch ſeine Söhne die ſchönen Wiſſenſchaften noch kennen und ſchätzen gelernt hat.

Die Frau von Flaming traf noch heute Anſtalten, Ovids weiſe Lehren auszuführen. Sie rief Käthen, und ſagte ihr, daß ſie von morgen an die Haushaltung beſorgen müſſe. Es iſt die Frage, mein liebes Kind, ob du einmahl reich heirathest; und ſo mußt du nothwendig die Haushaltung lernen, um nicht mit deinem künftigen Manne zu Grunde zu gehen.

Käthe zog aus dieſen Worten, ich weiß nicht welche Hoffnung für ihre Liebe, und verſprach fröhlich Gehorſam. Die Schlüſſel wurden alſo Käthen übergeben, ein Rechnungsbuch dazu; und, ſiehe da! Käthe flog mit einem Bunde Schlüſſel die Treppe hinunter in die Küche, dann in den Keller, dann auf den Boden, gab heraus, ſchloß weg, holte Wein, nahm die Arbeit der Mägde in Empfang u. ſ. w. Die Lehrſtunden hatten ein Ende. Abends war Käthe ſo müde, daß ſie, als ſie im Bette lag, nach einem kleinen Gedanken an Liſſow ſogleich einſchlief. Morgens weckten die Mägde ſie ſchon ſo früh, daß ſie kaum einmahl an Liſſow denken konnte. Damit ihr Eifer auch nicht erkalten möchte, ſaß ihr die Tante beſtändig auf den Ferſen. War ſie eine Stunde frei, ſo wollte Tante ſpazieren gehen. Kurz, Käthe hatte alle Hände voll zu thun, ſo daß für die Liebe und für Liſſow nur wenige Augenblicke übrig blieben.

Dazu kam nun noch, daß mit Liſſow eine große Veränderung vorgegangen war. Was willſt du werden, Auguſt? fragte der Baron: Prediger? Landprediger? Gut! Beyer ſagt,

du wiſſeſt jetzt genug, die Akademie zu beziehen. Das ſollſt du in Jahr und Tag, mit Quinctius vielleicht, oder allein. Aber Ihr, du als Landprediger, und Quinctius als freier Reichs-Ritter, braucht einmahl Kenntniſſe von der Land-Oekonomie. Dies Jahr ſollt Ihr Eure Freiſtunden dazu anwenden. Ich habe den Amtsverwalter ſchon deshalb inſtruirt.

Am andern Morgen um vier Uhr wurde Liſſow geweckt. Der Verwalter ritt mit ihm um die ganze Flur des Gutes, und fing den Unterricht praktiſch bei dem Pflügen an. Quinctius ſowohl als Liſſow mußten pflügen lernen, dann eggen, dann ſäen. Kamen ſie zu Hauſe, ſo ſaß ihnen Beyer mit der Topik und Philoſophie auf dem Halſe. Das ging ſo Tag für Tag. Alles, von dem Verwalter an, bis auf die Knechte, hatte geheimen Befehl von der gnädigen Frau, die beiden jungen Leute zu beſchäftigen. Sie mußten von einer Arbeit zur andern. Käthe war auf dem Käſeboden, und gab für die Haushaltung Käſe heraus; Liſſow ſtand mit ſeiner Schreibtafel im Staube auf dem Kornboden, und ließ Korn aufmeſſen. Käthe ſchrieb Eier

ins Buch; Liſſow die Herrendienſte ins Regi-ſter. Nur am Tiſche kamen ſie zuſammen. Da konnte denn Liſſow zur großen Freude der gnädigen Frau einen Hammelbraten eben ſo ſehnlich betrachten, als die Minute vorher Käthen; und Käthe vergaß doch nicht mehr über das Anſchauen ihre Suppe zu eſſen.

„Ihr Ovid iſt ein ganzer Mann!“ ſagte die gnädige Frau zu Beyern. „Sie ſollen ſehen, Liſſow wird bald krähen wie ein Hahn. Geben Sie Acht!“ Allein die gnädige Frau hatte ſich doch geirrt. Auf einmahl fing Käthe an die Treppe hinauf und hinunter zu ſchleichen; häng-te das Köpfchen wieder; ſchlug die Augen gen Himmel, wenn Liſſow ſie anſah; vergaß ihre Suppe, und aß nach Tiſche lieber noch unter Thränen ein Butterbrot.

Auch Liſſow fing wieder an zurückzufallen. Er ritt einen Schritt, anſtatt ſeines gewöhn-lichen Trabes. Er ritt in den Wald, anſtatt nach dem Felde; er pflügte zu hoch oder zu tief, und ſeine ganze ſchöne Oekonomie war vergeſſen. Da ſtand er, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, die Hand vor die Stirn ge-legt, bei den Dreſchern auf der Tenne, und

träumte. Und an allem dieſem Unheil war Beyer Schuld. Beyer liebte unſern Liſſow, wie ein Vater ſeinen Sohn. Er hatte einen ſo fürchtlichen Begriff von der Liebe, daß er ſie für ärger als den Teufel hielt. Man kann alſo leicht denken, was er bei der Vorſtellung litt, daß Liſſow in den Abgrund der Liebe verſunken ſey. Man denke ſich aber auch die Freude des liebevollen, guten Lehrers, als er ſeinen jungen Freund von dieſer gefährlichen Krankheit gänzlich geheilt glaubte. Er hatte es der Frau von Flaming hoch und theuer verſprechen müſſen, Liſſowen nicht eher etwas über dieſen Vorfall zu ſagen, als bis er gänzlich geheilt wäre. Das hielt Beyer; aber da er einmahl Liſſowen laut, ſchallend, lachen hörte, ſo hielt er deſſen Heilung für ganz vollendet, und glaubte ſich ſeines Wortes entbunden. Sein Glaube an den Ovid war ungeheuer geworden.

Er redete Liſſowen, da er mit ihm allein war, folgendermaßen an. Ich wünſche Dir Glück, mein lieber Sohn, zu deiner jetzigen Geſundheit. Gott gebe, daß du nun den ge-

hörigen Nutzen für die Zukunft daraus ziehen mögeſt!

„Mein Gott, lieber Herr Beyer, ich bin ja nicht krank geweſen.“

Ich meine die Krankheit deines Herzens, deiner Seele: deine Liebe zu Fräulein Käthe. Denkſt du, ich habe das nicht gewußt? O, mein guter Jüngling, ich war beſorgter um dich, als du ſelbſt. — Er entdeckte ihm nun, welche Mittel er und die Frau von Flaming angewendet hatten, ihn und Käthen zu heilen. — Schäme dich nicht, mein Sohn. (Liſſow erröthete wahrhaftig mehr vor Verdruß, als aus Scham.) Oder ja; ſchäme dich deiner vergangenen Thorheit. Thorheit ſage ich, mein Sohn; ich würde Bosheit ſagen, wenn ich nicht dein Herz kennte. Denn wie konnteſt du nur einen Augenblick daran denken, ein Fräulein zu heirathen? Ich will nicht einmahl von dem Verdruſſe reden, den du deinem Wohlthäter, dem Baron, dadurch erregt hätteſt, wenn die gnädige Frau nicht ſo gütig geweſen wäre, es zu verſchweigen. Danke dem Himmel und der gnädigen Frau, die dich gerettet haben.

Alles Blut wallte in Liſſows Adern. Käthe hatte ihm in einem Briefchen die neuen Hoffnungen mitgetheilt, die ſie von ihrer Tante bei ihrer Beſtallung als Wirthſchafterin erhalten hatte. Dieſe Hoffnungen waren eine von den Urſachen ihrer Heiterkeit geweſen. So oft Käthe und Liſſow einander einen Augenblick allein ſahen, ſprachen ſie von nichts, als von dieſer reitzenden Ausſicht. Die gnädige Frau ſchien ihnen ein vom Himmel geſandter Schutzgeiſt. Sie wurden noch gewiſſer in ihren Hoffnungen, da Quinctius ſich beklagte, daß ihm von ſeinem Vater alle Ausſicht auf Käthens Beſitz genommen ſey. In dieſen Hoffnungen lebten und webten die beiden Liebenden; und nun wurden ſie aus einer Region voll Roſenlicht auf einmahl in den Abgrund voll Finſterniß geſtürzt!

„Die gnädige Frau wird wiſſen, ſagte Liſſow kalt und bitter, wie viel Dank ſie von mir und Käthen verdient. Wie ſie handelt, gerade wie ſie, ſo will auch ich handeln: eben ſo ehrlich und offen.“ — Das thu, mein Sohn, ſagte Beyer; und du wirſt ein redlicher Mann werden, ob du gleich dabei dennoch

immer aus der Topik die Regel vor Augen behalten mußt: non exemplis, ſed legibus judicandum ac vivendum eſt. — „Aber auch die, ſetzte Liſſow hinzu: multitudo errantium, und ſo weiter.“

So wie er von Beyern frei war, ſetzte er ſich hin, und ſchrieb Käthen die heimtückiſche Falſchheit ihrer Tante. „Wir ſind verrathen,“ ſchrieb er, „von der Frau verrathen, der wir Menſchlichkeit genug zutraueten, nicht ein Paar Herzen zu zerſchmettern, die ſich lieben, und in ihrer einfachen Liebe ſo glücklich ſind. Aber wir ſind verrathen! Man beſtimmt Sie noch immer für Quinctius. Und mich? mich wird man leicht los werden können. Den läſtigen, elenden Menſchen, in deſſen Adern kein hochfreiherrliches Blut rollt, und in deſſen Herzen keine Tugenden leben, die von einem Stammbaum ihre Würde erhalten — den ſtößt man auf die Gaſſe, überläßt ihn dem Gefühle ſeines Elendes, ſeiner Verzweiflung, und raubt ihm das Herz, das allein ſein Glück war, und das allein für ihn ſchlug.

So ungefähr ſchrieb er, und ſteckte Käthen das Briefchen zu. Käthe machte am Abend ihre Rechnung, legte ſich nieder, zog das Tiſchchen mit dem Lichte vor das Bett, und wollte den Brief ihres Geliebten leſen, um dann mit dem letzten Worte in den Augen einzuſchlafen. Sie gähnte ſchon, als ſie den Brief aus dem Buſen zog. Aber welch ein Paar helle Augen bekam ſie wieder, da ſie eine Zeile geleſen hatte! Sie las noch einmahl. Alles wurde ihr deutlich. Sie vergoß Thränen, die ſie ſeit langer Zeit nicht mehr geweint hatte, und konnte nicht einſchlafen, ſo müde ſie auch war. Noch in der Nacht antwortete ſie Liſſow'en ein Paar Worte, worin ſie ihm von neuem feierlich ihre Treue zuſicherte, auf die Tante, auf Quinctius, den Onkle, und alle Stammbäume in der Welt ſchmählte, und die Tochter eines Bauern zu ſeyn wünſchte, damit ſie doch die Erlaubniß haben möchte, ihren theuren Liſſow zu heirathen, mit dem ſie lieber in einer Bauerhütte leben wollte, als mit Quinctius auf einem Throne. Sie legte das Briefchen zuſammen, ſteckte es in ihren Buſen, ſchlug ein Knipschen, ſagte: ich will

nun doch keinen andern als Liſſow! und ſchlief dann ruhig ein.

Von dieſem Abend an ſuchten Liſſow und Käthe jeden Augenblick, den ſie beiſammen ſeyn konnten. Ihre Liebe, die nach Ovids Vorherſagung ſchon anfing, unter der Menge von Geſchäften, und unter Ermüdung zu erliegen, ſchlug wieder mit hohen Flammen auf. Wer konnte die jungen Leute hindern, einander zu ſehen, beſonders da die Frau von Flaming voll guten Zutrauens nicht mehr ſo beobachtende Blicke auf Käthen warf? Sie ſahen ſich alſo jetzt öfter als vorher. Liſſow revidirte das Biergebräude gerade wenn Käthe Bier für die Leute holen ließ. Er kam vom Kornboden auf der einen Seite, wenn Käthe auf der andern nach dem Tauben- oder Flachsboden ging. Da ſtanden ſie zwiſchen den brütenden und ſchnäbelnden Tauben, und liebkoſten ſich wie die. Sie waren nun von allen verlaſſen, und ſo hängten ſie ſich noch weit feſter und inniger an einander. Ihr gegenſeitiges Vertrauen ſtieg in dem Maße, als ſie ſich von allen andern Menſchen verrathen glaubten. Sie nannten ſich jetzt Du, was ſie vorher

nie

nie gethan hatten; ſie mußten auf der Flucht genießen, und ihre Küſſe wurden jetzt feuriger und ſinnlicher als jemals. Auch ihren Planen konnte man die heißen Küſſe anhören; denn ſie liefen alle darauf hinaus, ſich, ſo bald es nur möglich wäre, zu vereinigen. Ich kann Verwalter werden, ſagte Liſſow. Und ich irgendwo Wirthſchafterin, fiel Käthe ein. Oder ich kann von Unterricht leben, ſagte Liſſow. Und ich von der Nähterei, erwiederte Käthe. Ach, wenn du erſt ganz mein biſt! riefen dann Beide, und fielen einander in die Arme.

Lange konnte indeß das Ding der Frau von Flaming nicht verborgen bleiben. Zuerſt wurde ſie durch Käthens kaltes Mißtrauen, das gegen die vorherige Liebe zu ihr ſo merklich abſtach, aufmerkſam; dann ſah ſie Käthen ſeufzen und träumen, wenn ſie allein war; und endlich hörte man die Mägde an der Bodenthüre nach Fräulein Käthe beinahe ſich heiſer rufen. Fräulein Käthe! rief man im Hauſe; und Herr Liſſow! auf dem Hofe. Man ſuchte immer beide zu gleicher Zeit. Die Frau von Flaming ging, wenn endlich Käthe die Treppe herunterſtürzte, wohl hinaus, um ſie zu ſehen,

und Fräulein Käthe glühete wie eine Purpur-roſe, und erſchrak vor der Tante.

Lieber Beyer, ſagte die Frau von Fla-ming, ich komme, Ihren Ovid um Rath zu fragen. Das iſt nichts mehr mit den jungen Leuten. Es iſt ärger als vorhin. Beyer er-ſchrak, und wollte das nicht glauben. Die gnädige Frau erzählte, und überzeugte ihn.

Beyer hatte manche Stellen angezeichnet; ach! er glaubte ſie nicht nöthig zu haben, und jetzt mußte er ſie leſen. „Siehe, Römerin, du nahmeſt Lukretia, die Mutter der Grac-chen, oder Katos männliche Tochter zum Mu-ſter, nach dem du deine Tochter erzogeſt. Aber nun ſitzt ſie da, heimliche Thränen vergießend, mit Seufzern zwiſchen den Lippen. Sie ver-birgt in ihren Buſen Briefe, die ihr ein Jüngling zuſteckte, und die ſie mit Thränen benetzt. Ihr Gang iſt unſtät: bald geht ſie wie ein Mütterchen, das ein Jahrhundert auf dem Rücken fortſchleppt; dann hüpft ſie wie ein Spaz, der ein glänzendes Würmchen er-blickt. Sie faltet die Hände, und ſchlägt weh-müthige Blicke auf den Boden, als ob ſie die Rolle der Hekuba ſpielte. Auf einmahl iſt ſie

verändert. Sie ſingt, ſie iſt fröhlich, ausgelaſſen; ihre Wangen glühen; ihre Hände zittern; ihr Auge liegt voll ſtiller Wolluſt. Sie iſt, als käme ſie jetzt von der nächtlichen Feier der Iſis. Du zitterſt, Mutter, und fragſt: was fehlt meinem Kinde? Zittre; denn deine Tochter iſt verliebt.“

Weiter, lieber Beyer. Ihre Antiquitäten auf ein andermahl.

„Fliſtert dir ein guter Gott den Nahmen der Krankheit ins Ohr, oder entdeckt ein Zufall ſie dir, Mutter, ſo hüte dich deine Tochter zu ſchelten oder wohl gar zu ſchlagen. Sieh, je mehr du das Eiſen ſchlägſt, deſto glühender wird es. Nimm ihr den Griffel und das Wachs nicht weg, damit ſie keine Briefe ſchreiben ſolle. Die Liebe kann mit Thränen in die Luft ſchreiben, und der Geliebte verſteht die Briefe zu leſen. Bedenke, daß alle deine Sklavinnen, deren Herzen noch unter einer vollen Bruſt ſchlagen, deiner Tochter Freundinnen ſind. Sperre ſie nicht ein. Denke an Danae's Geſchick. Suche insgeheim den Nahmen des geliebten Jünglings zu erfahren. Sprich von ihren Bekannten; und nennſt du

zufällig den Geliebten, ſo ſchlägt die Tochter das Auge nieder, erblaßt oder erröthet. Am beſten, ſie erröthet; denn ſie hat ſich doch des Geliebten nicht zu ſchämen, wie Paſiphae von Kreta. Iſt der Geliebte von ihrem Stande, und kein Ungeheuer, ſo ſorge, daß des Mädchens Hand in die ſeine gelegt werde. So iſt es am beſten, und du kannſt dann bald den lieben Nahmen Großmutter hoffen.“

Nun aber, nun weiter. Nun, denk' ich, kommt es.

„Aber iſt es unmöglich, kannſt du ihm deine Tochter nicht geben, oder iſt ſein Geſchlecht für dich zu alt und zu reich: ſo zittre und folge! Schmähle nicht, tobe nicht wie ein Sturmwind, bitte nicht; die Liebe iſt taub wie ein Fels auch gegen Vorſtellungen, deren ſich Kato nicht zu ſchämen hätte. Schweig, und handle im Stillen. Beſchäftige deine Tochter mit ermüdenden Arbeiten, raube ihr lachend die weichen Polſter, auf denen ſie ruhet, würze das Eſſen nicht, das ihre Lippe berührt. Suche die Liebe zur Jagd bei ihr rege zu machen; aber ſey zugegen, wenn ſie jagt. Hilft dennoch das alles nicht, weil du des Jüng-

lings Schritte nicht leiten kannſt, ſo gieb vor, in Aſien ſey dir eine Erbſchaft zugefallen, die du holen wolleſt. Packe dich und deine Tochter auf ein Schiff. Leg ein Meer zwiſchen die Liebenden, und eine Zeit von zwei Jahren; und deine Tochter iſt geheilt, wenn du ſie zu zerſtreuen suchſt. Die Liebe iſt wie Figuren in Eis geſchnitten; der leichteſte warme Hauch löſt ſie auf, und im Froſt ſcheinen ſie ewig halten zu wollen."

Gut, lieber Beyer, ſehr gut. Die armen Kinder! Wenn Liſſow kommt, ſo ſchicken Sie mir ihn doch ſogleich auf mein Zimmer, und laſſen Sie ſich nichts gegen ihn merken. Sie ging.

Liſſow war ſchon in einer Stunde bei ihr. Sie hatte alle Anſtalten getroffen, daß man ſie nicht ſtören konnte. „Höre, mein lieber Liſſow, ich habe mit dir zu reden, wie eine Mntter mit ihrem Sohne. Ich glaube, du haſt bei allen Gelegenheiten merken können, daß ich mütterlich gegen dich geſinnt bin. Mein Sohn, ich bitte dich, ſey aufrichtig. Ich will mit dir über Käthen und über Eure Liebe zu einander reden. Dieſe Liebe kenne ich

ſchon lange. Ich ſelbſt bin Schuld daran, daß du Käthen liebſt; aber mein Sohn, ich möchte es nicht gern mit Käthens und deinem Unglücke büßen, daß ich Schuld daran bin. An deiner Miene ſehe ich, daß du mißtrauiſch biſt, liebes Kind; aber glaube mir, du haſt es nicht Urſache, gewiß nicht, Liſſow. Ich will dein, ich will Käthens Wohl; und wenn Ihr nicht anders glücklich werden könnt, ſo will ich die erſte ſeyn, die es dir leicht macht, Käthen einmahl zu heirathen. Denn unmöglich wäre es eben ſo wenig als unerhört."

Liſſow machte ein Paar große Augen. „Du erſtaunſt? ja, das iſt meine Meinung, und ſie iſt es geweſen, ſeitdem ich Eure Liebe kenne. Ich habe ſie meinem Manne verſchwiegen, weil er zu heftig iſt. Er würde dich einen Verführer, einen Betrüger, einen Undankbaren geheißen, und dich mitten auf der Laufbahn zu deinem Glücke verſtoßen haben; und das wäre hart und ungerecht geweſen. Du biſt kein Verführer, kein Undankbarer; nichts als ein Jüngling, deſſen Herz ganz natürlich gegen die Reitze meiner Käthe nicht gefühllos bleiben konnte. Deine Leidenſchaft war ſchon

allmächtig, als du ſie vielleicht noch nicht einmahl merkteſt. Dieſe Liebe ſcheint Dir ſogar eine Tugend, und wahrſcheinlich iſt ſie es auch. Du willſt Käthen glücklich machen; du fühlſt es mit Gewißheit, daß du allein unter allen Menſchen das kannſt. Sollteſt du nun dein Glück, und, was dir gewiß noch mehr iſt, auch Käthens Glück, aufopfern, ſollteſt du dich und Käthen in Verzweiflung ſtürzen um ein Vorurtheil des Ranges? Das konnteſt du nicht; dazu liebteſt Du Käthen zu ſehr. Du warſt, mit Einem Worte, zu gut, zu edel, um das zu können. Nicht wahr?“

Ja, Ihr Gnaden, ja, das war ich. O, wenn es nur mich beträfe, nur mich; wie gern wollte ich dann leiden! Aber —

„Siehſt du, ich weiß genau, wie du dachteſt, weil ich ſelbſt ein Herz habe, das, wenn es auch keine Leidenſchaft hat, dennoch fühlt, wie dem zu Muth iſt, der ein unſägliches Gut, eine unausſprechliche Liebe, aufopfern ſoll. Ich will dir beweiſen, daß ich ſo denke. Mein Mann hatte deinem Freunde Quinctius Käthen zugeſagt. Du kennſt meinen Mann. Ich habe ihn von dieſem Vorſatze wieder ab-

gebracht; und hier haſt du meine Hand darauf, ſo lange dieſe Augen offen ſtehen, ſoll Käthe nie gezwungen werden, einem Manne, gegen den ſie Abneigung fühlt, ihre Hand zu geben.“ — Liſſow ergriff die Hand, küßte ſie, und benetzte ſie mit Thränen, die auf einmahl hervorbrachen, mit Thränen der Dankbarkeit und des zärtlichſten Vertrauens. O, wie glücklich bin ich! rief er laut, wie glücklich machen Sie mich!

„Nur wirſt du mir Recht geben, beſſer würde es ſeyn, wenn Käthe von deinem Stande wäre. Nicht wahr?“

Ach, Ihr Gnaden, wäre ſie in der ärmſten Hütte geboren, die Tochter eines Bettlers, ich —

„Du würdeſt ihr eine Krone zu Füßen legen, wenn du ſie hätteſt. Und du ſiehſt, ſie thut nicht weniger. Sie opfert dir ihren Rang auf, ein ſorgenfreies, bequemes Leben, das ihr Quinctius Reichthum ſo leicht verſchaffen kann. Deine Schickſale kennt ſie nicht; und dennoch, dennoch, ſie mögen kommen, wie ſie wollen, iſt ſie ſchon jetzt fröhlich entſchloſſen, ſie mit dir zu theilen. Vielleicht brauchſt du noch zehn

Jahre, vielleicht noch zwanzig, ehe du Brot haſt, und ſie iſt entſchloſſen, dieſe lange Zeit Reichthum und Glanz auszuſchlagen, um noch wenige Jahre in deinen Armen zu ſeyn. Sie iſt entſchloſſen, dieſen Pallaſt, ihre hellen Zimmer, ihre ſchönen Möbles zu verlaſſen, um mit dir in einem kleinen Pfarr- oder Schulhauſe ärmlich, ohne Bequemlichkeit zu leben. Siehſt du, Liſſow? Liebe Käthen, ſo heiß du willſt; deine Liebe wird nie ſo groß ſeyn, als ihr Edelmuth, als ihre Entſagung. Du wirſt noch immer gegen ſie zurückſtehen."

Ach, das fühle ich, das fühle ich. Aber nie ſoll ein Mann ſo geliebt haben, wie ich Käthen; mein einziger Gedanke ſoll ihr Glück ſeyn, meine einzige Sorge, wie ich ſie vergnügt machen könnte.

„Recht gut, Liſſow; ich kann mir das von dir denken. Aber es würde doch beſſer ſeyn, das mußt du fühlen, wenn ſie von deinem Stande wäre. Wir wiſſen beide, was wir von dem Unterſchiede der Stände denken ſollen; aber es wäre doch beſſer."

O Ihr Gnaden, wer fühlt das mehr, als

ich? Glauben Sie etwa, daß Eitelkeit von meiner Seite, oder Hochmuth —

„Lieber Liſſow, würde ich ein Wort mit dir reden, wenn ich das von dir glaubte? Aber beſſer wäre es, oder, was im Grunde wohl einerlei iſt, wenn Ihr Euch nicht geliebt hättet."

Sie hielt hier einen Augenblick inne. Liſſow ſchien in Nachdenken verſunken zu ſeyn. Sie legte ihre Hand auf ſeinen Arm, um ſeine Aufmerkſamkeit wieder zu erregen. „Denn denke dir, Liſſow, du verſänkeſt nun in Armuth, Käthe ſäße bei dir unter Mangel, Unbequemlichkeit, und ſo weiter. Denke dir das Bild, wie du willſt. Wie manchmahl würdeſt du auf den, doch immer ſchrecklichen, Gedanken fallen: hätte ich ſie nicht geliebt, ſie wäre vielleicht glücklicher; hätte ſie mich nicht geſehen, ſie lebte jetzt vielleicht in Ueberfluß! Mich dünkt, der Gedanke müßte dir um deſto ſchrecklicher ſeyn, je mehr du ſie liebteſt."

Liſſow heftete ſeinen Blick auf den Boden des Zimmers. Er ſchien nachzudenken. Die Frau von Flaming fuhr fort. „Denke nicht etwa, ich glaubte, Käthe würde aufhö-

ren dich zu lieben. Nein, die Liebe wird dann erſt recht heilig, wenn ſie Leiden mit tragen hilft. Aber denke dir, Käthe ſäße da nun auf einem Strohſtuhle, ein Paar Kinderchen um ſich her, denen ſie nicht geben könnte, — ich will nicht ſagen, was ſie hier gehabt hat, ob das gleich ihrem mütterlichen Herzen weh genug thun ſollte; ſondern auch nicht einmahl das Nothdürftigſte. Denke dir, du hörteſt ihre Seufzer, du ſäheſt ihre Thränen, die ſie heimlich abtrocknete — wie lebendig müßte der Wunſch bei dir werden: ach, hätte ſie dich nie gekannt! Denke, ſie hat dir alles aufgeopfert; was haſt du für ſie gethan? Nichts, gar nichts! Sieh, da würdeſt du ſtehen, wie ein armer Sünder, und würdeſt denken: ich habe ſie in dies Elend geſchwatzt. Wenn ich ihr Zeit ließ, ſie beſann ſich anders, und war glücklicher. Aber da, wirſt du denken, da benutzte ich den Augenblick, wenn das Herz am ſchwächſten iſt; ſie war ein junges Ding, das nicht gehörig nachdachte, das nicht wußte, wie bitter Armuth iſt. Ich liebkoſte ſie; ich gab ihrer Leidenſchaft, ihrer Liebe die Stärke, daß ſie an das mögliche Elend nicht dachte. Sie

hätte ſich gewiß beſonnen; gewiß ſie hätte es, und wäre nun glücklicher.“

Nein, Ihr Gnaden, ſagte Liſſow betreten und mit furchtſamer Stimme; das hätte ſie nicht. Gewiß nicht, und wenn ich ihr tauſend Jahre Zeit ließe. Anders beſonnen hätte ſie ſich nicht.

„Woher weißt du das, Liſſow? fragte die Frau von Flaming ſehr ernſthaft. Zuverläſſig mußt du es doch wohl wiſſen, wenn du nicht der allerungroßmüthigſte Menſch gegen Käthen ſeyn willſt, die gegen dich ſo großmüthig iſt. Woher weißt du ſo gewiß, daß ſie ſich nie anders beſinnen würde?“

Ach, wenn Sie wüßten, Ihr Gnaden, wie innig ſie mich liebt, wie ich ihr alles bin! alles!

„Das biſt du ihr jetzt; aber nach einem Jahre, wenn ſie dich nicht mehr ſähe, oder nach zehn Jahren, wenn ſie ganz vollkommen über ſich nachdenken könnte? Lieber Liſſow, ſtehlen willſt du doch Käthen nicht; überrumpeln auch nicht. Aber wahrhaftig, faſt ſcheint es mir ſo, als wäre dir daran gelegen, das arme Mädchen in dieſem Zuſtande der Leiden-

ſchaft zu erhalten, damit du ſie nur nicht verlierſt, ihr mag es dann auch gehen, wie es will. Denn was haſt du gethan, um überzeugt zu werden, daß ſie dich über alles liebt, und daß ihre Liebe unveränderlich iſt? Nichts; vielmehr das Gegentheil. Und Käthens Edelmuth verdiente doch wohl, daß du eben ſo edelmüthig wärſt. Weißt du, ob nicht Ein oder zwei Jahre Entfernung Käthen ganz von dieſer Liebe geheilt haben würden, von dieſer Liebe, die ſie ſo unglücklich machen kann? weißt du das ſchon? Ja, wenn du dich einige Jahre entfernt hätteſt, ohne ihr zu ſchreiben, ohne ſie heimlich zu ſehen, und ihre Liebe hätte dennoch ausgehalten, ſie wäre dir dennoch treu geblieben, ſie hätte dann doch jeden andern Vorſchlag ausgeſchlagen, ihr Herz hätte nach dir allein verlangt, dich allein gewollt, auf dich allein gehofft: o, Liſſow, ſieh! dann, bei Gott, der mich hört! dann wollte ich Käthen bei der Hand nehmen, und wenn ich wüßte, wo du wärſt, ſie dir in deine Arme führen, und ſagen: nimm ſie, Liſſow; Gott und ihr Herz haben ſie dir beſtimmt! Dann wäre es der Streich eines teufliſchen Herzens

dir dein Weib vorzuenthalten, die ohne dich nicht glücklich ſeyn konnte; es wäre die hölliſchſte Bosheit, Käthen darum unglücklich zu machen, weil du nicht von Adel biſt, und du, du Liſſow, du hätteſt bei jeder Thräne, die ſie vergöſſe, bei jedem Seufzer, der aus ihrem Herzen ſtiege, bei dem allerfürchterlichſten Elende, unter dem ſie erläge, den Troſt ſagen zu können: ich bin nicht Schuld an ihren Thränen, und ſie würde noch unglücklicher ſeyn, wenn ſie nicht mein Weib wäre."

Liſſow ſtand da, tiefſinnig und erſchüttert. Er ſchwieg; er warf nicht einmahl einen Blick auf die Frau von Flaming. „Das, Liſſow, fuhr ſie fort, wollte ich dir ſagen. Ich liebe dich, ich liebe Käthen, ich nehme Theil an Euch Beiden; aber an Eurer Liebe kann ich noch keinen Theil nehmen, weil ſie jetzt noch nichts als eine Thorheit iſt. Du ſprichſt Käthen heimlich, du ſchreibſt ihr Briefe. Es iſt von dir ungroßmüthig. Aber nimm dich in Acht, daß du nicht Käthen früher unglücklich machſt, als ich es fürchte. Es kann nicht fehlen, mein Mann wird es bald merken müſſen. Du kennſt meinen Mann. Wie gern würde ich Käthen

durch dich glücklich ſehen, wenn ich mich nur überzeugen könnte, daß Eure Liebe keine Laune der Jugend iſt, ſondern auch in der Entfernung dauern wird. Ich wollte dich warnen, Liſſow, und zugleich dir ſagen, wie nahe es mir geht zu ſehen, daß ein Jüngling mit einem Herzen wie das deine ſo ungroßmüthig, ſo ſelbſtſüchtig ſeyn kann. Jetzt geh, mein Sohn. Du biſt zu voll, als daß du mir etwas antworten könnteſt, was gehörig überlegt wäre. Wir wollen weiter über die Sache reden. Jetzt geh!"

Liſſow ging, und war tief erſchüttert. Er hatte Tadel, Spott, von der Frau von Flaming erwartet, und bekam Liebe und beinahe Billigung. Er hatte ſeine Liebe zu Käthen vertheidigen zu müſſen geglaubt, und ſie forderte von ihm noch mehr Liebe, ſie forderte Großmuth gegen das Mädchen. Er wiederholte ihre Worte, und überall fand er Wahrheit. Sie forderte nicht von ihm, ſeine Liebe zu unterdrücken; ohne Umſtände würde er dann gerufen haben: das iſt unmöglich! Sie forderte nichts als einen Beweis ſeiner Liebe. Weniger konnte ſie nicht fordern; das fühlte er

ſelbſt, ob er gleich über ihren Zweifel daran lächelte. Hätte die Frau von Flaming mehr gefordert, ſo würde ſie nichts erhalten haben. Sie forderte, was ſelten ein guter, junger Menſch zu geben ſich weigern wird, und was ihm die größte Kleinigkeit dünkt: den Beweis, daß die Liebe dauern werde. O, rief er, und legte die Hand auf die Bruſt: ſo biſt du mein, Käthe! mein biſt du, wenn eine zweijährige Treue die Bedingung iſt! Könnt' ich es nur deiner Tante ſogleich zeigen, wie keine Zeit, kein Leiden mir dein Herz nehmen kann!

Bei dieſem Gedanken blieb er ſtehen. Wie war es? Sie ſelbſt wollte mir dann Käthen in die Arme führen? Himmel! nach zwei Jahren! O, rief er laut, Käthe, ich will dich verdienen! Er bildete freudig den Gedanken aus, zwei Jahre das Gut des Barons zu verlaſſen. Fremd war ihm der Gedanke nicht; ſchon oft hatte er mit Käthen die Flucht ergreifen wollen. Es iſt wahr, ſagte er, und ſtützte den Kopf auf: kann ſie dich vergeſſen, ſo muß es ſich in zwei Jahren zeigen. — Und wenn dich Käthe vergäße — wenn Quinctius indeſſen — Er verſank in ein tiefes Nachſinnen. Jetzt

fing

fing es an ihm ſogar wahrſcheinlich zu werden, was ihm vorher ganz unmöglich ſchien. Gut denn! vergißt du mich, Käthe, ſo ſey es — ich werde um dich weinen, ſo lange dieſe Augen offen ſtehen, und du magſt glücklich ſeyn. Glücklich! glücklich! Ja, Käthe, ſo ſey es! denn ich liebe dich!

Er raffte einiges von ſeiner Wäſche zuſammen, und ſteckte eine ziemliche Summe Geld ein, die er von den Geſchenken des Barons und ſeiner Gattin zu der Flucht mit Käthen geſpart hatte. Abends kam er unter einem Vorwande nicht zu Tiſche. Nein, dachte er, ich will ſie nicht einmahl mehr wiederſehen, um endlich zu erfahren, ob ſie mir wirklich treu iſt. Käthe, ich will dieſe gefährliche Probe mit deinem Herzen machen. Ach, wenn dein Herz dieſe Probe beſteht, dein treues Herz! Weinen wirſt du; aber wenn deine Thränen nicht früher aufhören zu fließen, ſo werden wir die glücklichſten Menſchen ſeyn!

Er ſchrieb an die Frau von Flaming, und entdeckte ihr ſeinen Entſchluß, Käthen zwei Jahre zu verlaſſen, um ihr den Beweis von der Wahrheit ihrer Liebe zu geben. „Ich werde zwei lange Jahre trauern, meine gnädige Wohl-

thäterin; aber ich werde gern trauern, weil mir dieſe zwei Jahre Ihre Achtung, und meiner Liebe einen mächtigen Schutzengel erwerben ſollen. Tröſten Sie Käthen. Ich übergebe Ihrer Liebe dies theure Mädchen, das ich verlaſſe. Ich habe ſie nach unſerer Unterredung nicht wiedergeſehen; auch gebe ich Ihnen mein Wort, ich werde ſie nicht wiederſehen, und nicht eher ſchreiben, als bis dieſe zwei Jahre vorüber ſind. Dann aber, wenn ſie mich nicht vergeſſen hat, dann ſoll mich kein Rang, keine Macht in der Welt abhalten, Käthen mein zu nennen; und ob ſie mich vergeſſen hat, oder nicht, das will ich von Niemanden hören, als von Ihnen, meine gnädige Frau. Heute über zwei Jahre bin ich Abends unter der großen Eiche, am Hochwalde. O, meine Wohlthäterin, mit welch einem von Furcht und Hoffnung zerriſſenen Herzen werde ich Sie dort erwarten! Leben Sie wohl. Ich unterſchreibe mich mit der Empfindung eines Sohnes, der ſein geliebtes väterliches Haus verläßt."

Den Brief ſchrieb er unter Thränen. Es war Nacht, eine ſchöne mondhelle Nacht. Er wollte noch vor dem Anbruch des Tages Käthen

und ſein Glück verlaſſen. Je feſter er dieſen Entſchluß faßte, deſto wahrſcheinlicher fing es auch an ihm zu werden, daß Käthe, ſeine geliebte Käthe, ihn vergeſſen würde. Und dennoch, dennoch blieb er bei ſeinem Entſchluſſe; denn er hatte, troß der Spitzfindigkeit, mit der ſein Kopf zu Werke ging, nicht das mindeſte auf die Vorwürfe der Frau von Flaming zu antworten, und ſein Gewiſſen wiederholte ſie ihm, ſo oft ſein Herz wanken wollte.

Um zwölf Uhr ſchlich er von ſeinem Zimmer, den Saal entlang, nach dem Zimmer der Frau von Flaming. Er ſteckte den Brief an ſie durch eine Spalte in der Thüre. Leb wohl! fliſterte er mit Thränen, und ging den Gang hinab. Hier war Käthens Zimmer. O Himmel! da ſtand er, rang die Hände, ſeufzte leiſe: Käthe! o Käthe! ſchlich ſich näher an die Thür, und horchte. Alles war todtenſtill; ſelbſt ihren Athem hörte er nicht einmal ſäuſeln. Er legte die Hand auf den Drücker, ſtand an, und öffnete endlich die Thür. Alles ſtill. Die Kammerthür war halb geöffnet. Da hörte er ihren Athem, da ſah er im hellen Mondlichte die reitzende Käthe ſo ruhig ſchlummern. Jüng-

ling, was wagſt du? Er ſtand an ihrem Bette. Wer beſchreibt ſeine Empfindungen! Das Mädchen, mit den Reitzen eines Engels, ſollte er verlaſſen? Unmöglich! Es war, als ob an ſeinen Füßen Bleigewichte hingen. Er ſtand und ſchaute. Mit tauſend Stimmen ſchrieen Herz, Liebe, Phantaſie und Sinnlichkeit. „Nur noch einen Abſchiedskuß will ich auf dieſen holden Mund drücken!“ Er näherte ſich. Schon berührte ihr Athem ſeine Lippen. Er hob ſich wieder empor. „Sie würde erwachen, ſie würde dich halten; und du haſt dein Wort gegeben, ſie nicht wieder zu ſehen.“

So kämpfte er. Reitzender war gewiß nie eine Verſuchung. „Ach, ſagte er leiſe; ſo bin ich denn hier, und es iſt mein grauſamer Zweck, dich zu verlaſſen? — Nein, mein Zweck iſt dich zu erkämpfen, mit dem allerſchönſten Kampfe, den je ein Menſch kämpfte.“ Sein moraliſches Gefühl erwachte hier noch einmahl, und erinnerte ihn an die Vorſtellungen der Frau von Flaming. „Was iſt deine Abſicht? Käthen glücklich zu machen! Dich glücklich zu machen, geliebtes Mädchen, und wenn du mich auch vergäßeſt.“ Bei den Worten Zweck, Abſicht, fiel ihm auf ein-

mahl, ſeltſam genug, aus Beyers Topik der Locus de Fine ein. Er murmelte zwiſchen den Zähnen: qui vult finem efficaciter, vult etiam media. „Dich glücklich machen! Nein, leb wohl, leb wohl, Käthe!“ Er drückte ſeinen Mund auf die Spitze ihres Buſentuchs, die über das Bett her hing. „Nein, ſagte er leiſe; Thränen ſoll dir deine Liebe nicht koſten! mit Kummer ſollſt du mein Glück nicht bezahlen!“ So ſtand er vor ihr, mit weinenden Augen. Er betrachtete ſie jetzt aufmerkſam. Da hing eine blonde Locke über ihre Schulter herab. O, dies einzige Andenken! Er nahm von dem Tiſchchen eine Schere, und ſchnitt leiſe die Locke ab.

„Leb wohl, theuerſtes Mädchen,“ ſagte er, und knieete im Uebermaß der wehmüthigen Leidenſchaft an ihrem Bette nieder. „Leb wohl! und vergißt du mich, ach, Gott! Gott! vergißt du mich, ſo erfahre dein Herz nie, daß ich hier vor deinem Bette ſtand, mit dieſer Liebe, und dann ging, um dich glücklich zu machen. Leb wohl, Käthe!“ Ach, wenn ſie es doch wüßte, dachte er nun, daß ich hier war; dann könnte ſie dich nie vergeſſen. Seine Augen rollten. O, wenn ſie es wüßte! wenn ſie es

wüßte! Er nahm das Rechnungsbuch, eine Feder, und ſchrieb unter die Rechnung: „Bleib mir treu Käthe, und leb wohl! Wir ſehen uns wieder!“ Er ſchlug das Buch zu, warf noch einen Blick auf Käthen, verließ ihr Zimmer und das Haus, ging durch den Garten, ſtieg über die Planke, und wanderte unter vielen Thränen, mit ſeinem Päckchen Kleidung unter dem Arm, die große Heerſtraße dahin: unter vielen Thränen, aber doch mit dem unbeſchreiblich ſüßen Gefühl, das ein Sieg über uns ſelbſt uns immer giebt.

Das hätte der Jüngling gethan? Das that er, ja. Er kannte die Wolluſt nicht, und ein Herz, das die nicht kennt, hat unglaubliche Stärke. Ueberdies war Beyer in Einem Punkte ein unübertrefflicher Lehrer. Er ſprach mit einem ſolchen Enthuſiasmus von der Tugend, und von ihrer ſchwerſten Pflicht, der Selbſtüberwindung, daß er die beiden jungen Leute damit anſteckte; und die Tugend ward in den Herzen ſeiner beiden Zöglinge dadurch befeſtigt, daß er nicht allein von ihr ſprach, ſondern ſie auch wirklich ausübte. Er blieb ſich immer gleich, ruhig, kalt, ein wenig ſteif ſogar; aber jedes-

mal wurde er warm, wenn er über Heuchelei redete. Nein, rief er laut, und ſeine Augen blitzten: nein, Kinder, wer erkennt, dies oder das iſt ſeine Pflicht, und es nicht thut, weil es ihm Mühe macht, oder Schmerz, oder Schande, oder was es ſonſt ſeyn mag; der iſt vor Gott und Menſchen ein Schurke, ein Heuchler gegen ſich ſelbſt, ein Teufel. Wer Wahrheit eingeſehen hat, beſonders in der moraliſchen Welt, und ihr nicht folgt, oder wohl das Gegentheil thut, weil es den Sinnen, oder der Phantaſie, oder dem Gefühle ſchmeichelt; o Kinder! (er faltete dann über dem Tiſche die Hände, und ſah ſie mit ſehr rührenden Blicken an) Kinder! der iſt nicht werth, daß er eine menſchliche Geſtalt hat. Ich will nicht richten, Kinder, ihr ſollt es auch nicht, weil Gott es ſich vorbehält; aber laufen will ich vor dem Menſchen, ausſpeien vor ihm. Gott vergebe es mir! ich kann nicht anders; denn das iſt ein Schurke, der es mit keinem auf der Welt gut meint! Wer die Wahrheit verräth, verräth auch ſeine Freunde, und ſein Weib und ſeine Kinder, ja auch ſeinen Wohlthäter, wenn es noth thut und ihm nützlich ſcheint. Pfui! Gott behüte uns davor!

So ſprach er oft, und die Wahrheit wurde beiden heilig, beſonders Liſſow'en. Auch fehlte es dem Jünglinge gar nicht an Stärke, das, was er für ſeine Pflicht hielt, auszuführen. Er verließ alſo Käthen, weil er glaubte, es ihr ſchuldig zu ſeyn.

Am andern Morgen ſtand Käthe, als ſie gerufen wurde, ruhig auf, ohne ihr Unglück zu ahnen. Sie wuſch ſich, flog in die Küche, gab heraus, ſah nach Liſſow auf dem Hofe umher, ging dann zurück auf ihr Zimmer, nahm ihre Nachthaube ab, ergriff den Kamm, faßte nach ihrem Haar, und — es fehlte eine Locke. Aber, mein Himmel, rief ſie voll Verdruß, wenn das ſo fortgeht, ſo behalte ich kein Haar auf dem Kopfe! Ganz gewiß wieder Quinctius! Aber dieſesmal habe ich wirklich geſchlafen; ſonſt hätte er es fühlen ſollen, der alberne Menſch! Sie vergaß indeß nach einigen Minuten ihre Locke, und ging ruhig auf den Boden, wo ſie ihren Liſſow erwartete. Nicht ſo ruhig ſtand es bei der Frau von Flaming. Als ſie in ihr Zimmer trat, fiel ihr der Brief ſogleich in die Augen. Sie las, und erſtaunte. Dann ging ſie zu Beyern hinüber. Liſſow war nicht da; nie=

mand hatte ihn geſehen. Das lief gegen ihren Plan. Sie wollte ihn entfernen, aber ihn nicht hülflos in die Welt ſtoßen. Daher ſchickte ſie ſogleich ein Paar Reitknechte auf verſchiedenen Wegen ab, und gab jedem ein Billet an den Flüchtling mit, worin ſie ihn bat, ihr ſogleich Nachricht von ſeinem Aufenthalte zu geben. Sie befahl den Reitknechten, niemanden etwas von dieſem Ritte zu ſagen, und ging dann wieder in ihr Zimmer. Da ſaß ſie traurig mit dem Briefe des Jünglings in ihrer Hand. Sie hatte ihn ſchon zehnmal geleſen, und zehnmal geſagt: Gott, wenn ihm ein Unglück zuſtößt, wer iſt Schuld daran, als ich? So ſaß ſie, als ſchnell die Thür aufflog, und Käthe athemlos und todtenbleich hereinſtürzte. „Tante, er iſt fort! er iſt fort!" rief ſie. „O du lieber Gott! er iſt fort! gewiß, er iſt fort!"

Große Thränentropfen rollten ihr bei dieſen Worten aus den ſtarren Augen; die Hände hob ſie gefalten der Tante entgegen. „Ach, liebſte Tante, wohin iſt er? Er iſt gewiß fort!" Ein neuer Schlag an das Herz der Tante. Faſt hätte ſie es bereuet, die beiden jungen Leute getrennt zu haben, ſo rührte ſie Käthens

Anblick. Ich ſtehe dir dafür, ſagte ſie mit beruhigender Gewißheit, er wird wiederkommen. — „Wird er? wird er gewiß?“ rief Käthe, und ſtürzte ihrer Tante beinahe ſinnlos in die Arme. Die Tante hatte alle Mühe, das arme Mädchen zu beruhigen. Sie nahm in dieſer Abſicht ſogar zur Unwahrheit ihre Zuflucht, und verſicherte Käthen, daß Liſſow Abſchied von ihr genommen habe.

„Und von mir nicht, liebe Tante! von mir nicht! Was habe ich ihm denn gethan? Ich liebte ihn ſo, ſo über alle Beſchreibung. Mir hat er nicht ein Wort geſagt, nicht ein Wort, und er hatte mir doch verſprochen“ — Sie wollte hinzuſetzen: mich mitzunehmen; hielt aber ein. „O, ſagen Sie mir, wohin iſt er gegangen? wohin iſt er?“

Das, liebes Kind, hat er mir nicht geſagt; aber er wird uns ohne Zweifel Nachricht geben. Das verſprach er mir. Hat er dich nicht geſehen ſeit geſtern um vier Uhr?

„Ach, was gäbe ich darum! ſicher wäre er dann noch hier. Nichts, als die Locke hier hat er mir dieſe Nacht abgeſchnitten, nichts weiter! Und ich habe geſchlafen, und er hat mich nicht

geweckt. O Tante, beſte Tante! warum iſt er fortgegangen? Sehen Sie, mir ſchreibt er nichts, als: Leb wohl! wir ſehen uns wieder! Das ſteht von ſeiner Hand in meinem Rechnungsbuche. Weiter nicht ein Wort! Warum iſt er gegangen? O, ſagen Sie es mir!"

Die Tante erzählte, warum. Es war ein Glück, daß Käthe ſo unruhig war; ſie hätte ſich ſonſt nicht mit einer ſo widerſprechenden Antwort abfinden laſſen. Mehr Mühe machte es, die Uebrigen im Hauſe zu beruhigen Seine Neigung, die Welt zu ſehen, ſagte die Frau von Flaming, einſtimmig mit Beyern, war ſo groß, daß er ſich vielleicht ſchon ein Jahr lang mit dem Gedanken trug, zu reiſen. Er hat den Gedanken ausgeführt, und Gott gebe, daß es ihm wohl gehe! Indeß es zeigt doch, daß in ſeiner Bruſt Leben und That war.

„Was? Leben und That!" rief der Baron. „Ein Cajus-Streich, oder gar ein Cäſos-Streich. Leben und That? Den Teufel auch! Da mußte er hier arbeiten. Er will in der Welt herumdudeln, das iſt es. Was hat ſo ein Menſch die Welt zu ſehen? Was will er an der Welt ſehen, von der ihm nicht ein Fußbreit gehört? Das

ließe ich noch von dem Quinctius gelten; da wäre es Leben und That. Denn da ſagt der Adelſpiegel, daß ein Edelmann nach dem Beiſpiel des Ulyſſes — ich kenne die Familie zwar nicht, thut aber nichts zur Sache — daß ein Edelmann die Welt ſehen müſſe, weil die Welt dem Adel gehört. Der muß reiſen, von Amts- und Standeswegen; aber der allein."

Auch die Handwerksburſchen, Ihr Gnaden, fiel Beyer ein; ſie bekommen ſonſt keine Arbeit.

„Ei, die müſſen wandern, und die Edelleute fahren. Da ſteckt es. Das iſt der Unterſchied. Ein Cajus-Streich iſt es; da will ich meinen Kopf zum Pfande ſetzen. Laßt ihn laufen! Ich hatte es gut mit ihm in Sinne. Ein Glück iſt es wenigſtens, daß die Eltern todt ſind; die würden ſonſt mit Gram in die Grube gefahren ſeyn. Laßt ihn laufen! Dummheit, ſonſt nichts; Hochmuth, und ſo weiter. Da liefen auch ehedem die Narren nach dem gelobten Lande, und es war keiner von Adel dabei. Aber wie ging es? Man ſchlug ſie in Ungarn todt, wie die Fliegen. So geht es, wenn Leute reiſen, denen es nicht zukommt. Als die Edelleute nachkamen, da ging es anders. Da hatte ſogar der Kaiſer in

Konſtantinopel Reſpekt, und Jeruſalem war erobert im Umſehen. Gebt Acht, wie es ihm gehen wird!" — Käthe wurde blaß und roth, als ſie den Freiherrn ſo ſprechen hörte.

Die ausgeſchickten Reitknechte kamen ohne Nachricht zurück. Nun war die Frau von Flaming wieder in der erſten Unruhe. Käthe, die ihre Tante beſtändig in Augen hatte, ſpionirte von den Reitknechten das Geheimniß heraus, und ſchwamm in Thränen. Beyer ſogar, der ruhige Beyer, ging kummervoll umher, und ſeufzte nach Liſſow. „Wohin, ohne Geld, ohne Erfahrung? Der Jüngling wird unglücklich!" Er wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen, und war ſo unruhig, daß er nicht eine Viertelſtunde bei ſeinem Hebräiſchen aushalten konnte, ohne einmal das Fenſter zu öffnen, und die Hofthür zu betrachten, durch die Liſſow geflohen war. Der Freiher brummte. Beyer hatte ihm tauſendmal verſichert, daß Liſſow ein großer Mann werden würde; „und ſein Ruhm, Ihr Gnaden, hatte er dann gutherzig hinzu geſetzt, wird ein neuer Glanz Ihrer Familie ſeyn. Die ganze Welt wird ſagen: den Liſſow haben wir dem Baron von Flaming zu danken." — Dem

Baron Hans von Flaming, war dann der Baron lächelnd eingefallen: ſo muß man ſagen; ſonſt weiß man den Henker, ob ich es bin, oder einer von meinen Vorfahren. Hans von Flaming, lieber Beyer!

Man denke, nun war Liſſow davon gegangen, und die ganze Welt konnte nichts von dem Baron Hans von Flaming ſagen! „Der Teufel über den Narren! läuft davon und läßt mich im Stiche! Flickt er ſich nun irgendwo ein, und ſie geben ihm auch nur Kleider und Schuhe, ſo haben die den Ruhm davon, und ich nichts!"

Quinctius fing an Liſſow'en zu beneiden. Schon die paar Worte ſeiner Mutter: „in ſeiner Bruſt iſt Leben und That;" hatte er mit finſtrer Stirne angehört. Aber es kam noch ärger. Die Frau von Flaming ſetzte Beyern, der noch immer nicht recht zu begreifen wußte, wie Liſſow auf einmahl ſo aus der Art geſchlagen und ein Landläufer geworden ſeyn konnte, die edle Handlung des Jünglings aus einander.

Am Ende der Unterredung, die von beiden Theilen ein wenig warm geworden war, kam Quinctius in das Zimmer. So eben ſagte die Frau von Flaming mit ſehr vieler Empfin-

dung: nein, Beyer, ſeine Flucht, ſeine Abreiſe iſt die edelſte Handlung des Jünglings. Er hat meine ganze Achtung auf ſeine Reiſe mitgenommen. — O, glauben Sie mir, ſagte Beyer, in ſeiner Seele liegt Stärke für jede Tugend, für jede edle That.

Das hörte Quinctius, und faltete die Stirn. Schon längſt war er ein wenig auf die Gunſt und Achtung neidiſch geweſen, in der Liſſow bei allen Menſchen ſtand, die ihn kennen lernten. Und jetzt erhob man ihn wieder wegen einer Handlung, an der er doch nichts weiter zu bewundern ſah, als den raſchen Entſchluß, ohne Geld, ohne Vermögen, bloß mit ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt in die Welt zu gehen, um ſie kennen zu lernen. Aber, fragte er ſich ſelbſt, was iſt denn nun Großes daran? Weglaufen kann doch wahrhaftig jeder, der ein Paar Beine hat. Und ohne Geld iſt er nicht, das weiß ich. Alſo was fehlt ihm denn? Aber wenn ſie ihn nur loben können! Hätte ich es gethan, ſie ſagten ganz gewiß kein Wort.

Das waren die Empfindungen dieſer fünf Menſchen, aus denen der Zufall eine ſeltſame Begebenheit bereitete. Käthe kam den Abend

weinend auf ihr Zimmer. Hundertmal las ſie noch die Abſchiedsworte ihres Geliebten. Es war und blieb ihr ein Räthſel, warum er ſie verlaſſen hatte, ohne ihr ein Wort zu ſagen und ohne ſie mitzunehmen. In der Stille der Nacht fing ſie an, die ganze Sache näher zu überlegen. Sie erinnerte ſich noch ſehr wohl, wie oft Liſſow bei ihren Geſprächen von ihrer Flucht, für ſie gezittert hatte. „O Käthe! Käthe! ſagte er dann beſorgt, mit ſeiner ſchönen Stimme: und du würdeſt unglücklich? Nein, es iſt unmöglich! ich kann deine Ruhe, dein Glück nicht auf das Spiel ſetzen!" Das ſagte er oft, und nur ihre heißen Bitten, ihre heißeren Thränen und ihre heißeſten Umarmungen hatten ihn dann bei dem Entſchluſſe erhalten können, mit ihr zu fliehen. An das alles erinnerte ſie ſich. „Aber, wenn er mich nicht unglücklich machen wollte, warum geht Er denn davon, und läßt mich allein? So konnte er ja auch bleiben." Das war noch immer das Räthſel. Auf einmahl ging ihr ein Licht auf. „Ach, rief ſie; jetzt weiß ichs!" Sie ſprang auf, und klatſchte in die Hände. „Jetzt weiß ichs! Er wollte mich nur nicht bereden mit ihm zu gehen; er wollte es meiner

freien Wahl überlaſſen, ob ich ihm folgen würde oder nicht. Darum ſagte er nichts, und darum ſchrieb er, (ſie nahm das Rechnungsbuch): bleib mir treu, Käthe, und leb wohl. Wir ſehen uns wieder! O, da ſteht es ja ſo deutlich: Wenn ich ihm treu bin, ſo wird er mich wieder ſehen. Wenn ich ihm treu bin, ihm nachkomme, mit ihm fliehe. O Gott, der gute, edle Junge! O Liſſow, ich bin dir wohl treu. Ja, wir werden uns wiederſehen. Sie ſprang auf; ſie war wie von Sinnen. Wiederſehen! das war das einzige Wort, welches ſie ſagte, und hundertmal wiederholte. Sie glaubte ſich ihrer Sache ſo gewiß; denn ſie wußte ſogar auch den Ort, den ſie einander zum Rendezvous gegeben hatten, wenn ſie beide fliehen würden. Es war ein Städtchen, drei Meilen weit von dem Gute des Barons. Da wohnte in dem erſten Häuschen vor der Ringmauer des Städtchens ein armer Mann, der Liſſow'en ſein ganzes Glück verdankte. Liſſow hatte ihn mit Hülfe der Frau von Flaming aus einem Abgrunde von Elend geriſſen, und der Mann liebte ihn ſeitdem wie ſeinen Schutzgott. Hier in dieſer Hütte, hatte Liſſow geſagt, wollte er ſich ſo lange aufhalten,

bis Käthe nachkäme; denn er ſollte ein paar Tage früher davon gehen als ſie, um vorher alle Anſtalten zur Sicherheit ihrer Flucht zu treffen. Nun wußte Käthe gewiß, er befände ſich dort, und harrte auf ſie, ob ſie ihm treu wäre. Schnell ſteckte ſie den Geldvorrath ein, den ſie zu dieſer Abſicht erſpart hatte, und machte ſich ein kleines Bündelchen Wäſche und Kleider zurecht. Den Weg kannte ſie genau. Ihr einziger Spazier⸗gang war die Straße nach dem Städtchen zu. Wenn ſie mit ihrer Tante ſpazieren fuhr, ſo mußte der Kutſcher jedesmal dieſen Weg nehmen. Liſſow hatte ihr eine kleine Landkarte von dieſem Wege gezeichnet, auf der jeder Baum, jeder Fußſteig ſehr genau angegeben war. Dieſe Karte wußte Käthe auswendig. Es ſchlug zwei Uhr. Der Mond ſchien hell, und der Morgen fing an zu dämmern. Sie nahm ihre Karte, ihr Geld, ihr Bündelchen Wäſche in die Schürze, und die Schuh in die Hand, ſchlich die Treppe hinunter, in den Garten, zur hintern Pforte hinaus, und nahm den Weg nach dem Städtchen zu, was die Füßchen nur laufen wollten. Glückliche Reiſe! Geſchwind zum Baron!

Am Abend war das Tiſchgeſpräch Liſſow und ſeine Flucht geweſen. Der Baron nannte ihn Cajus, Cåſo, und im Aerger auch einmal Lucius. Er ſchwor, daß er nicht mehr einen Groſchen an ihn wenden wollte, wenn er zurückkäme oder ſchriebe. Die Frau von Flaming aber, der das wehe that, fing an ihn zu loben. Sie und Beyer prophezeieten dem Baron mit vieler Gewißheit in Liſſow einen großen Mann. Beyer erinnerte den Baron an den Glanz ſeiner Familie. „Ja, ja! recht, recht! wenn wir ihn nur wieder hätten! Weit kann er nicht ſeyn; wenn wir nur wüßten, wo!“ Da verrieth ſich Käthe gewaltig. Sie nannte den Namen des Städtchens, und erröthete. Dem Baron ſchien das wahrſcheinlich; es war die Straße nach Berlin. „Wenn wir ihn nur wieder hätten, den Cajus!“ ſagte er, ſtand auf, ging in ſein Zimmer, und überlegte. Dieſe Flucht machte ihm ſo viel zu nicht. Quinctius verlor ſeinen Freund, ſeinen Gefährten auf der Akademie, ſeinen Rathgeber ſogar; denn das ſah der Baron wohl ein, daß Liſſow ein guter Menſch war. Er dachte dem Allen nach. Um vier Uhr Morgens ließ er ſich ein Pferd ſatteln,

und ſagte: „ich will doch ſehen, ob der Hans Haſenfuß noch zu finden iſt. Es ſind drei Meilen; und ſollt' ich auch noch drei Meilen weiter reiten und eine Nacht ausbleiben, was thuts?“ Er ſteckte ſeine Schlafmütze ein, nahm die Pantoffeln in die Hand, ging hinunter, gab ſie dem Reitknechte, ſetzte ſich auf, und ritt den Weg nach dem Städtchen zu.

Der arme Junge! ſagte die Frau von Flaming, als ſie ins Bett ging; und ſie that das, um ihn zu vergeſſen. Vergebens; ſie vergaß den armen Jungen nicht. „Und darf ich ihn vergeſſen?“ ſagte ſie laut, und richtete ſich im Bett auf. „Bin ich denn nicht Schuld, wenn er unglücklich iſt? und was habe ich denn gethan, um mein Unrecht wieder gut zu machen? Nichts! Die Reitknechte? die befolgen den Buchſtaben; was kümmert die mein Herz und mein Gewiſſen? Und wußte denn nicht Käthe, wo er iſt? Es ſind nur drei Meilen. Gott, wenn ich ihn träfe! Wiederkommen ſollte er nicht; aber er ſollte doch wiſſen, daß er eine Mutter hat, an die er ſich im Unglück wenden darf. Ich ſelbſt will hin, und ſollte es auch drei Meilen weiter ſeyn. Es wäre nicht zu viel, wenn es

nur ein Menſch wäre; aber es iſt ein Jüngling, den ich zu dieſer Flucht gezwungen habe. Ich eile ſelbſt hin.“ Um fünf Uhr ſtand ſie auf, ließ ſogleich anſpannen, befahl ihrer Jungfer, auf allen Fall Nachtkleider für ſie und ſich einzupacken, lief hinüber zu ihrem Mann, hörte, er ſey ausgeritten, beſtellte, man möchte ihm ſagen ſie wäre ausgefahren und würde vielleicht die Nacht nicht zurückkommen, ſtieg ein, und fuhr den Weg nach dem Städtchen.

Quinctius hatte Abends das Geſpräch bei Tiſche gehört. Er wunderte ſich wieder, daß man den Einfall, wegzulaufen, ſo lobte; und natürlich gerieth er auf die Idee, ebenfalls davon zu gehen. Es war noch ein Einfall; aber er führte ihn aus. Die Welt ſehen! welch eine Freude! welch ein Vergnügen! und mit Liſſow! Der Gedanke bekam durch dieſen Zuſatz noch mehr Stärke; denn er liebte Liſſow'en brüderlich. Da geht es nach Berlin, von da nach Hamburg. Columbus fiel ihm ein. Er ſah ſich ſchon mit Liſſow auf einer Entdeckungsreiſe, und die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt. Seine Phantaſie war auch die Nacht hindurch in ſchönen Träumen rege. Wo find' ich Liſſow? rief er am

Morgen. In dem Städtchen, meinten ſie geſtern alle; und, wenn nicht da mehr, doch auf dem Wege nach Berlin. Er ſteckte ſein Geld ein, ein großes Buch voll weißes Papier zum Reiſejournal, ein Fernglas, ein Reißzeug; dann rollte er einen Haufen Landkarten zuſammen, und nahm ein paar Bände von Hübners Geographie mit ſich. So beladen, ohne alles Nachtzeug, ging er vom Schloſſe hinunter, und wanderte den Weg nach dem Städtchen zu, wo Liſſow ſeyn ſollte. „Wie wird er ſich freuen, wenn ich alles mitbringe, wodurch unſere Reiſe erſt recht nützlich und angenehm wird! Ja, weglaufen iſt nichts; aber planmäßig weglaufen, nichts vergeſſen, und ſagen können: omnia mea mecum porto! Da ſteckt es!"

Eine halbe Stunde hinter ihm kam auch der gute Beyer. Er hatte der Frau von Flaming, weil ſie ausgefahren war, in einigen Worten die Nachricht hinterlaſſen, daß er den guten braven Liſſow aufſuchen wollte, um mit ihm über ſein Fortkommen Abrede zu nehmen. Er könnte vielleicht ein paar Nächte ausbleiben. Aber es ſey ihm unmöglich, den guten Jungen ſo aufs Gerathewohl in die Welt hinein laufen

zu laſſen, da er vielleicht nur einige Meilen zu gehen brauche, den verirrten Jüngling ins Fahrgeleis des Glückes und des Nachdenkens zurück zu bringen. Das ſchrieb er, nahm ſeinen Stock, und ging mit kummervollem Herzen dem Städtchen zu.

Käthe lief was ſie konnte, und ſchon nach zwei Stunden fehlte es ihr an Kräften. Die Nacht nicht geſchlafen, zwei Stunden in der friſchen Luft Bewegung! Sie ſetzte ſich auf einen Stein hinter einem Buſch, um neue Kräfte zu ſammeln. Das arme Mädchen konnte zuletzt ihre Augen nicht mehr offen halten. Sie legte ihr Bündelchen Wäſche auf die Erde, ihr Köpfchen darauf, und ſchlief ruhig ein. Indeß trabte der Baron die Straße daher, Käthen vorüber. Das Getrappel der Pferde erweckte ſie. Durch den Buſch, hinter dem ſie lag, ſah ſie den gnädigen Onkle, und erſchrak nicht wenig.

Als ſie ihn aus den Augen verloren hatte, ging ſie behutſam und unentſchloſſen weiter. Immer hielt ſie ſich ſeitwärts an den Schwarzdornbüſchen, welche den Weg einfaßten; und ſo wie ſie Jemand ſah, war ſie wie ein ſchüch-

ternes Reh durch die Dornen hindurch. Sie kauerte ſich dann an die Erde, bis der Wanderer vorüber war. Das geſchah oft. Sie kam alſo ſehr langſam vorwärts, und auch die Tante überholte ſie. Ach Gott! die Tante! rief Käthe, als ſie die Füchſe und den ſcharlachrothen Wagen erblickte. Wie eine Eidechſe ſchlüpfte ſie in die Schlehenbüſche hinein. Die Tante fuhr vorüber, und Käthe kam wieder hervor. Dort kam einer, hier einer. Das arme Mädchen ließ die Hälfte ihrer Kleider und ihre Haube in den Dornen ſitzen. Die Sonne ſtand hoch, und Käthe war herzlich müde. Schon wieder ein Wanderer! Käthe hinter den Buſch, und niedergehockt. Unglücklicher Weiſe aber ſetzte ſich der Wanderer gerade vor eben die Büſche, die ſie verbargen.

Er wird ja endlich wieder weiter gehen, dachte Käthe. Aber er ging nicht. Es dauerte ihr endlich zu lange. Sie wollte hinter den Büſchen davon ſchleichen. Das raſſelte, und Quinctius fragte: „wer da?" Käthe erkannte ſeine Stimme, ſprang auf, und lief in vollen Sprüngen vorwärts. Quinctius hörte laufen, und lief aus Neugierde an der andern Seite der

Büſche ebenfalls vorwärts. Da kam ein Feldweg. „Käthe, um Gottes willen!“ rief Quinctius. — Ach, Quinctius, um Gottes willen! rief Käthe.

Sie ſtanden beide, und ſahen ſich verlegen an. „Wohin denn, Käthe?“ fragte endlich Quinctius. Spazieren, antwortete Käthe. „So? ich gehe auch ein wenig umher; der Morgen iſt ſo ſchön,“ ſagte er; und: ja, das iſt wahr! ſagte ſie. Sie gingen mit forſchenden Blicken neben einander her. Was haben Sie denn da? fragte Käthe. — „Ein Paar Bücher und eine Rolle Landkarten. Ich wollte hier . . . die Gegend aufnehmen . . . Und was tragen Sie denn da in der Schürze?“ — Oh, nichts! — „Aber das Papier da, was iſt denn das?“ — Es iſt auch eine Landkarte von dieſer Gegend, ſagte Käthe erröthend. Ich wollte ſehen, ob ſie richtig wäre. — „So?“

Sie gingen beide weiter. „Zeigen Sie mir einmahl die Karte.“ Käthe reichte ſie ihm in der Verwirrung hin. Quinctius wollte ſie nehmen. Der Hübner fing an zu fallen. Er wollte die Bände greifen, da rollten die Karten aus einander. Alles fiel zur Erde. Käthe wollte

zufaſſen. Ihre Schürze ſank, und ihre Kleidungen und Wäſche lagen geſellig bei den Karten.

Quinctins machte ein Paar große Augen, als er Wäſche und Kleider ſah. „Aber, mein Gott, Kuſine! was haben Sie vor?“ Käthe ſtand da, wie verſteinert, und betrachtete ihre Habſeligkeiten. „Kuſine, nicht wahr, Sie wollen davon gehen? O liebſte, liebſte Kuſine, Sie wollen davon gehen! Keine Antwort? Sagen Sie doch! Ich ſelbſt, ich ſelbſt, Kuſine, ich habe eben den Entſchluß. Ich will Liſſow aufſuchen; und Sie?“ — Da bekam die Statüe Leben. Liſſow? Liſſow? O, Quinctius, ich, ich — „Sie wollen davon gehen, das ſehe ich an den Kleidern, die Sie mitnehmen. Aber, mein Gott, Kuſine, wohin wollen Sie? was iſt Ihnen geſchehen? Bedenken Sie doch, daß Sie ein Frauenzimmer ſind! Ich bitte Sie, kehren Sie um; aber ſagen Sie nicht, daß Sie mich geſehen haben. Ich gehe auf eine Entdeckungsreiſe aus.“

Das war einem Tauben gepredigt. Käthe geſtand zwar, daß ſie auf der Flucht begriffen ſey; doch, nach Hauſe zurückzugehen, dazu war ſie nicht zu bewegen. „Aber wohin wollen

Sie?“ — Zu Liſſow. — „Was wollen Sie denn bei dem?“ — Mit ihm durch die Welt gehen. — „Mein Gott, warum denn?“ — Weil, weil... ich habe es ihm verſprochen. — „Liſſow? Sie wollen mit ihm davon gehen?“ Kurz, Quinctius fragte ſo lange, bis er denn endlich ſo ziemlich Licht in dem Handel ſah. Er fühlte das Unſchickliche, er fühlte das Unrecht in der Sache. Aber was war zu machen? Käthe wollte nicht hören. Sie ſchlug es ſogar aus, mit ihm nach Hauſe zurückzugehen. Quinctius gerieth in eine nicht geringe Verlegenheit. „Aber, mein Gott, ſie werden zu Hauſe glauben, daß Sie mit mir davon gelaufen ſind!“ — Das mögen ſie, das mögen ſie! Ich weiß, was ich thue.

Quinctius drohete Käthen ſogar, allein zurückzukehren. Sie beſann ſich einen Augenblick. Zwar befürchtete ſie, alsdann verrathen zu werden; aber dennoch ſagte ſie ihm, er hätte ſeinen Willen. Sie fürchten ſich, Vetter, ſetzte ſie hinzu; ich aber fürchte mich nicht. Ich gehe! — „Fürchten?“ rief Quinctius; „da irren Sie ſehr! Ich bleibe bei Ihnen, und wenn Sie nach China wandern.“ — Nein,

zu Liſſow! — „Aber, mein Himmel, ich will eine Entdeckungsreiſe machen, und zu Hauſe werden ſie nun glauben, ich bin mit einem Mädchen davon gelaufen. Liebe Kuſine, das iſt doch grauſam. Liſſow hat den Ruhm; und ich?“ — Nun, Sie machen ja eine Entdek-kungsreiſe. Sie haben entdeckt, was Sie doch nicht wußten: daß ich Liſſow'en zärtlich liebe. „Aber, daß ein Mädchen ſo viel Herz hat — !“

Wegzulaufen? Sehen Sie, Quinctius, auch das haben Sie entdeckt. O, Sie ſollen noch mehr entdecken, denk' ich. — „Ja, das ſcheint ſo, das ſcheint ſo.“

Sie gingen weiter; Quinctius mit wachſen-der Verlegenheit, Käthe mit leichtem Herzen.

Quinctius erfuhr nun Käthens und Liſſows Liebe. Das Ding fing an ihm einzuleuchten. „Ja, liebe Käthe, rief er auf einmahl: ich gehe mit Ihnen; ich bin Ihr Beſchützer, Ihr Führer, Ihr Freund, bis Sie Liſſow gefunden haben. Sie wiſſen, wie zärtlich ich Sie liebe; Sie wiſ-ſen, daß ich lieber tauſendmahl mein Leben hin-gäbe, als Sie. Aber —“

Käthe blieb ſtehen, und ſah ihn voll Bewun-derung an: nein, davon weiß ich kein Wort.

Sie haben mir eine Locke vom Kopfe geſchnitten, und mich beinahe mit Blumendüften getödtet; aber geliebt haben Sie mich nicht: denn, Quinctius, ich weiß, was Liebe iſt.

Quinctius fing jetzt an, ihr ſeine heiße Liebe ſo feierlich zu betheuern, daß ihr angſt und bange wurde. Sie ſchwieg, um zu hören, was noch folgen ſollte, und ſah ihn ſtarr an. „Aber,“ fuhr Quinctius fort, „Sie lieben meinen Freund. Ich trete nicht allein Ihr Herz an ihn ab; nein, ich will noch mehr thun: ich will das geliebte Mädchen in ſeine Arme führen.“ Sein Auge blitzte, ſein Geſicht glühete bei dieſen Worten triumphirend. Käthe wußte wirklich nicht, was ſie von Quinctius denken ſollte. Indeß, der Unglückliche ergreift ein Haar, um ſich daran zu halten. Sie dankte ihm zärtlich für ſeine Großmuth, und ſie gingen weiter. „Aber wie meine Mutter Liſſows Flucht eine edle Handlung nennen kann, begreife ich doch nicht. Mich dünkt, Käthe ... Doch ich will ſchweigen, und Sie in ſeine Arme führen. Ich will wenigſtens meine Mutter überzeugen, daß ihr Sohn ein Herz hat, worin Kraft und Leben iſt zu jeder edlen That.“

Häßlich verrathen, Herr Quinctius! Die Idee, eine Geliebte dem Freunde abzutreten, und ſie in ſeine Arme zu führen, hatte ſo viel Reitzendes für ihn, daß er jetzt eben ſo gern ging, wie Käthe. „Was wird Liſſow ſagen, wenn ich ihm Käthen bringe, und ihm erkläre, wie ſehr ich ſie liebe! Was wird meine Mutter ſagen, wenn ſie es erfährt!“ Das waren ſeine Gedanken, und er flog mit Käthen der kleinen Stadt zu, die vor ihnen lag.

Der erſte im Städtchen war der Baron. Er ging in das einzige Wirthshaus des Orts, und erkundigte ſich nach Liſſow. Man wußte nichts von ihm. Er erzählte dem Wirthe, der mit entblößtem Haupte vor ihm ſtand, erſt von Liſſow. Dann kam er auf die ſechs und dreißig Turniere, gerieth in Eifer, und ſagte dem Wirthe die Turnierſtücke mit lauter Stimme vor.

Von da erhob er ſich nach Rom, und erzählte von Hannibal, von ſeinen Thaten und Grauſamkeiten, daß dem Wirthe die Haut ſchauderte. „Aber, lieber Herr Wirth, es kommt immer einer über den andern. Ein Vorfahr von mir, ein Baron von Flaming, kam

über ihn an einem See, und ſchlug ihn ſo arg, daß er ſeitdem nie den Nahmen Flaming hat hören können, ohne zu zittern.“ Dann zeigte er dem Wirthe die Schlachtordnung beider Armeen auf dem Tiſche: den See, das Gebirge, die Retirade Hannibals vom Tiſche hinunter; und endlich ſchloß er mit der Verſicherung, daß ſeine Familie ihren Reichthum noch von dieſer Bataille her habe. „Denn mein Vorfahr, ſagte er, bekam die ganze Kriegeskaſſe, Bagage und allen Teufel auf einmahl.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und ſeine Gemahlin trat herein. „Mein Gott! Veronichen! Du hier? woher? weswegen?“ Das Fragen hatte kein Ende. Man lachte über den närriſchen Zufall. Der Baron fing wieder an, mit dem Wirthe von Hannibal und ſeinen Vorfahren zu reden. Man ſetzte ſich zu Tiſche. Die gnädige Frau ſaß der Thür gegenüber. Die Thür öffnete ſich, und Quinctius trat mit Käthen herein. „Kommen Sie doch,“ ſagte Quinctius, und zog Käthen hinter ſich her. „Sie ſind“ — Da ſah er ſeine Mutter, und das Wort blieb ihm auf der Zunge.

Er war mit Käthen in dem Häuschen des Mannes geweſen, bei dem Käthe ihren Liſſow gewiß erwartete. Der Mann hatte ihn nicht geſehen. Man hielt Rath, was nun weiter zu thun wäre. Käthen war das Herz nun geſunken; ſie hätte ſich gern zurück gewünſcht. Quinctius drang auch gerade nicht aufs weiter reiſen; aber er rieth, auszuruhen, zu eſſen, zu trinken, und dann zu überlegen. So kamen ſie an das Wirthshaus.

Das Wort blieb ihm auf der Zunge, als er ſeine Mutter ſah, und Käthe wurde todtenbleich. Die gnädige Frau erſchrak ſo ſehr, daß ſie alle Beſinnung verlor. Der Baron drehete den Kopf um. „Der Teufel! Quinctius und Käthe? wo, der Henker! kommt ihr her?“ Aber ſie ſtanden beide ſtarr wie Bildſäulen, ohne ein Wort ſagen zu können. „Haſt du die mitgebracht?“ fragte er ſeine Frau. Sie zögerte eine unglückliche Sekunde, ehe ſie ja ſagte, und die vorwitzige Kammerjungfer platzte heraus: Nein, Ihr Gnaden, wir haben nur den zweiſitzigen Wagen; mit der gnädigen Frau ſind ſie nicht gekommen. — „He! wollt ihr antworten? Wie ſeid ihr denn gekommen? wollt ihr?“

Zu

Zu Fuß, ſagten beide ſchüchtern; Käthe zitterte vor Angſt.

Jetzt fing die gnädige Frau an zu examiniren; da ging es beſſer. Sie legte ihnen ſehr entſchuldigende Antworten in den Mund. „Aber was haſt du da, Käthe?" hob auf einmahl der Baron an, und nahm ihr die Schürze aus der Hand. Käthe war ohne Beſinnung. „Was Teufel! ein grünes Kleid, ein rothes, ein Nachtmieder, ein Rock, eins zwei, drei, vier, fünf Hemden? Was zum tauſend iſt denn das? Das geht nicht mit rechten Dingen zu." Die Frau von Flaming wollte dazwiſchen reden. „Ronichen! Ronichen!" rief der Baron im Eifer: „mauſeſtill! mauſeſtill, ſag' ich. Das iſt kein Spazierengehen, kein Verirren; ganz 'was anders. Sieh einmal! was giebt es denn da noch? Eine Nachtmütze, ein Paar Schuh, Pantoffeln, Zwirn, Band, grüner, rother, gelber! Still, ſage ich. Allongen *), rothe, grüne? Was iſt in der Schachtel? Ha! ha! Italiäniſche Blumen, und Spitzenmanſchetten! Still, Ronichen! Die

*) Ein Putz der Frauenzimmer aus den Zeiten, in denen Käthe ein Mädchen war.

Taſche auf, Jungfer Käthe! Was der Teufel! Silberne Schuhſchnallen, der Ring mit den Brillanten von ihrer Mutter, eine Reihe Schottiſcher Perlen? Die andere Taſche her! Was zum tauſend Henker!" Er zog einen Beutel mit Geld aus ihrer Taſche. „O ſchöne Dinge! das läuft am Ende gar auf einen Dieb—" Jetzt ſah er den Wirth. „Was hat Er hier zu thun, Hans Haſenfuß? will Er zur Thür hinaus?" Der Wirth eilte, daß er weg kam, und erzählte draußen ſeiner Frau, daß die beiden jungen Leute dem Baron Hannibals halbe Kriegeskaſſe geſtohlen hätten.

Der Baron ſchüttete den Geldbeutel aus. „Goldſtücke, Harzgulden, Medaillen, und Münze eine ziemliche Summe." Die Frau von Flaming wollte wieder anheben. „Ich bitte dich, Ronichen, ſtill! mauſeſtill! Was iſt das für ein Papier? (Er beſah es.) „Die Reiſeroute wahrſcheinlich?" (Er konnte ſich nicht daraus finden.) „Nun iſt die Reihe an dir, Junker. Landkarten, von Brandenburg, Hollſtein, Holland, Amerika. Hübners Geographie! gut! . . . Halts Maul, Frau. Ich will jetzt nichts wiſſen. Taſchen her! Reißzeug, Fern,

glas. Was? Hier, hier iſt der Schatz.“ (Er ſchüttete einen Beutel aus.) „Das iſt zu arg! Mußte mirs doch ein guter Geiſt eingeben, hieher zu reiten! Ein hübſches Sümmchen! Die andere Taſche! Ein Buch? Laß ſehen! (Der Baron las den Titel:) Reiſen und Entdeckungen des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming, von ihm ſelbſt aufgeſetzt, und der Welt zum Nutzen beſchrieben. Den Teufel auch! Des Cajus Cäſo: ſo muß es heißen! Wollen doch weiter ſehen!“ (Er las.) „Den 27ſten Auguſt 1742. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich verlaſſe mein väterliches Haus. Ein unbekanntes Feuer, eine unwiderſtehliche Neigung hat ſchon lange in meinem Buſen gebrannt. Meine Eltern ſind meinen Wünſchen zuwider; aber ich muß, ich will glücklich ſeyn, ſelbſt gegen ihren Willen! Leb wohl, väterliche Wohnung! lebt wohl, theure Eltern! Außer Euch habe ich alles, alles was ich liebe, und wodurch ich glücklich ſeyn werde, bei mir. Lebt wohl! Ihr werdet von mir hören!“

„J!“ rief der Baron, „ſo ſchlage doch das Wetter drein! Eine ſchöne, eine ſaubere Wirthſchaft! Spazieren gehen! Nun, Roni-

chen? nun thu den Mund auf! nun rede, was du willſt!" Er ſah ſeine Frau an; die begriff ſelber nichts von dem Handel. „Ein Căſo! fuhr der Baron fort; läuft bei hellem lichtem Tage mit einem Fräulein Nothafft davon! Großer Gott! Ein Flaming! und eine Katharina von Nothafft! laufen davon, wie ein Paar Betteleute, zu Fuß, die Lumpen auf dem Rücken! Großer Gott! Ach, Ronichen, nun kann ich mirs vorſtellen, wie es dem alten ehrwürdigen Quinctius, meinem Ahnherrn, von dem da dieſer Taugenichts den Nahmen führt, zu Muthe geweſen iſt, als der Flegel von gemeinem Kerl anfängt vom Bordell zu erzählen, worin der liederliche Căſo die Nächte herum gelegen hat. Nun kann ich mir's vorſtellen. Wenn er hier ſtände, er würde ſagen: lieber Urenkel, mir ging es gerade wie Ihnen; ich hatte auch einen ungerathenen Sohn. Ach, Gott! wenn das die Katharina von Nothafft, deine Aeltermutter, die ſchon 939 zu Magdeburg vom Kaiſer zur Helmſchau gewählt wurde — wenn ſie wüßte, was ihre Enkelin gethan hat: anſpeien würde ſie dich! O, nun danke ich Gott und dem Papſte, daß die

Turniere abgeſchafft ſind; ich müßte ſonſt die Schande erleben, daß ſie den aus den Schranken wieſen, oder ihn wohl gar auf die Schranken ſetzten und ſchlügen. Ich unglücklicher Mann! Sprich, du ungerathner Menſch, ſprich, wie heißt das dritte Turnierſtück?"

Quinctius ſah beſchämt zur Erde nieder, und ſchwieg. „Drittens," fing der Baron nachdrücklich an, „wer Frauen oder Jungfrauen entehrt oder ſchwächt, oder dieſelben ſchmähet mit Worten oder Werken, ſoll nicht zum Turnier einreiten, ſondern öffentlich geſchlagen und auf die Schranken geſetzt werden. . . Sieh, ſo ein Menſch biſt du!"

Aber, mein Gott, lieber Vater, ich habe daran keinen Gedanken gehabt, ſagte Quinctius furchtſam.

„O ſchweig, ſchweig, und ſey nicht obendrein ein Lügner! Wie, zum Teufel! biſt du nicht mit der . . der . . der . . Feldgrille davon gelaufen? Zu Fuß, wie ein Bettler? Beſchimpft den vierten Heerſchild des heiligen Römiſchen Reiches, die ganze unmittelbare freie Reichsritterſchaft! Junge, wenn das Seine Kaiſerliche Majeſtät erführe, oder die Ritter-

ſchaft in den vier Landen: ich müßte vor Gram vergehen. Großer Gott, da hängen gerade die Beiden meinen zwei Stammbäumen einen Klecks an, den ich niemahls wieder werde auslöſchen können! Flaming und Nothafft! Ich wollte, Ihr hättet mir lieber das Gut abgebrannt. Aber gnade Euch Gott, wenn wir zu Hauſe ſind! Dahin geht der Liſſow, wie ein ehrlicher Kerl; er will ſich 'was verſuchen in der Welt. Das laſſe ich gelten. Das iſt noch ein Kerl! Aber der hier läuft wie ein Narr mit einem Mädchen davon, wie ein verliebter Narr, der weder Kopf noch Sinne hat."

Um Gottes willen, theurer Vater! Hören Sie mich! Sie wiſſen die Wahrheit nicht; ich habe —

Käthe, die wohl merkte, daß das ganze Ungewitter mit verdoppelten Schlägen um ihre Stirn her ziehen würde, wenn Quinctius die Wahrheit ſagte, zupfte ihn am Rocke. Sie zitterte vor dem Gedanken, der Freiher könnte erfahren, daß eine Katharina von Nothafft einem Bürgerlichen nachgelaufen ſey. Quinctius ſah ſie an, als er das Zupfen fühlte, und traf auf einen ſo Mitleid erregenden, ſanft

bittenden Blick in ihrem Auge, daß er nicht widerſtehen konnte, und ihr mit den Augen Muth zuwinkte.

„Ich wüßte die Wahrheit nicht?“ rief der Baron. „Du Narr! du Cäſo! Als ob man ſie beſſer zu wiſſen brauchte! Wie, zum Teufel! wozu hat denn die Gans die Hemden, Nachtzeug, all ihr Geld und die ganze Wirthſchaft bei ſich, wenn ſie nicht mit dir hätte davon laufen wollen? Wozu, du Narr, ſchriebſt du hier ins Buch: ich verlaſſe mein väterliches Haus! wozu? Steht hier nicht von heimlichem Liebesfeuer? ſteht hier nicht, daß Du alles bei dir haſt, was du liebſt? Nun will ich denn fragen. Käthe, haſt du weglaufen wollen, oder nicht? Gott behüte dich, daß du nicht lügſt!“ — Ja, fliſterte Käthe. — „Warum? Antwort! Aus Liebe oder nicht?“ — Aus Liebe, gnädiger — „Was gnädiger! Der Teufel iſt gnädig, ich nicht! Antwort! Wohin wolltet Ihr laufen?“ — Wohin mich Quinctius führte. — „Nun, du Erznarr! da hör' es! Und was wollteſt du mit dem Mädchen machen? verführen! nicht? he!“ — Nein, mein Vater! — „Alſo heirathen?“

— Ich weiß es nicht. — „Was? zum Teufel, das weißt du nicht? und läufſt mit ihr davon? Willſt du denn ewig leugnen?" — Käthe zupfte, und Quinctius ſagte: wenn Sie befehlen, ja, ich wollte ſie heirathen. — „Befehlen? ich habe den Henker befohlen! Und du wollteſt ihn auch heirathen?" — Ja, gnädiger Herr Onkle! Es kam ſo ſonderbar. O gewiß, wir bereuen es von Herzen. — „Das ſollt Ihr auch! Aber du Gans aller Gänſe, wenn du ihn mit aller Gewalt heirathen wollteſt, warum machteſt du denn damals den Lärmen, als er dir die Locke abgeſchnitten hatte? Da ſollte ſie, und wollte nicht, und that weder Augen noch Lippen von einander, als er des Nachts zu ihr geſchlichen kam, und ſchrie ſich den Hals ab, wenn ich ihr von heirathen ſagte. Du Schreihals! Mußt du denn ſchlechterdings alles heimlich treiben? Iſt es nicht, als ob ein Zigeuner dein Vater wäre? Warum nahmſt du ihn damals nicht gleich?"

Ach, gnädiger Herr Onkle!

„Ach, gnädige Fräulein Zigeunerin! Wart, ich will dich Verſtellung lehren, du Jüdin! ich will dich unter der Erde hervorbringen! Fort,

in den Wagen! fort! Veronika, paſſe auf; ſie läuft ſonſt davon. Fort!

In dem Augenblick machte Beyer die Thür auf. Er trat zurück, als er Käthen ſah. Aha! rief er, hier iſt Liſſow! (Er vermuthete das aus Käthens Gegenwart.) Wo? riefen die Andern, und kamen in die Thür. Beyer erſtaunte, die ganze Familie hier zu finden. „Ha!“ rief der Baron, „Sie haben den Braten gerochen, Beyer, und ſetzen nach. Wir haben die Vögel ſchon eingefangen. Sehn Sie hier die wunderſchöne Wirthſchaft!“ Beyer erſtaunte, als er den Handel erfuhr. Er ſah die gnädige Frau an, die ſich ebenfalls aus dem allen nicht recht finden konnte. Käthe mußte mit der Tante in den Wagen, und Quinctius auf des Reitknechts Pferd. Die Jungfer, der Reitknecht und Beyer ſollten zu Fuß nachkommen. So zog die Karavane wieder nach des Barons Gute. Liſſow war vergeſſen.

Im Wagen hob Käthens Examen noch einmahl an, und die Tante erfuhr denn das ganze Geheimniß. Sie malte nun Käthen mit ſehr lebhaften Farben, was alles aus dieſem

unbeſonnenen Schritte für ſie hätte entſtehen können. Käthe fiel im Wagen ihrer Tante zu Füßen, und verſprach unter aufrichtigen Thränen, nie wieder einen ſolchen Schritt zu wagen. Ich habe ja, ſagte die Tante, gegen Eure Liebe eigentlich nichts; ich finde es natürlich, daß Liſſow dich liebte; und eben ſo natürlich, daß du ihn wieder liebteſt. Aber, Kind, auf die Paar Worte hin, die er dir in dein Rechnungsbuch ſchrieb, in die weite Welt hinein zu laufen, Ehre, guten Nahmen, ja die Tugend ſelbſt an dies Ungefähr zu wagen: das, liebe Käthe, war ſo höchſt unbeſonnen, ſo kindiſch, daß ich es dir nimmermehr zugetrauet hätte.

„Ach, liebſte Tante, es ſchien mir ſo gewiß, ſo deutlich, daß er es ſo gewollt hätte. Jetzt zwar —“

Du ſiehſt, liebes Mädchen, wie leicht ein volles Herz irren kann. Gut, Ihr hattet Eure Flucht verabredet. Ihr wart dazu feſt entſchloſſen, wie junge Leute überall, ohne an die Folgen zu denken, ſich zu dem entſchließen, was ihnen ihr volles Herz als ein Glück vorſpiegelt. Du ſiehſt aber, wie leicht das volle

Herz die feſteſten Entſchlüſſe auch wieder über den Haufen wirſt. Ihr wart ſo feſt entſchloſſen, ſagſt du, mit einander zu entfliehen; und Liſſow, wie du ſiehſt, verläßt dich, flieht allein, und ſtößt alle die Verabredungen um, auf die du ſo ſicher baueteſt. —

„O, liebſte Tante, glauben Sie mir, er hat mich nicht aus Treuloſigkeit verlaſſen. Er —"

Davon bin ich feſter überzeugt, als du, Kind. Er liebt dich gewiß noch eben ſo zärtlich; allein wer weiß, welche Kleinigkeit ihn veranlaßte, ſeinen Entſchluß zu ändern? Vielleicht dachte er einmahl, nur Einmahl, mit Ernſt daran, daß er doch durch ſeine Flucht mit dir ſeinen Wohlthät.r, und auch deinen Wohlthäter, deinen Onkle, bitter kränken würde. Ein jugendliches Herz ergreift jeden Gedanken mit Heftigkeit. Sein Herz ergriff dieſen. Er verließ ſeine Geliebte, um nicht undankbar gegen ſeinen Wohlthäter zu ſeyn. Nun, liebes Kind, ſetze den Fall, du wärſt mit ihm entflohen, und er hätte das erſt nachher einmahl tief gefühlt. Liſſow iſt ein ſehr edler Menſch. Wie würde es ihn gekränkt

haben, mit dir davon gegangen zu ſeyn! Armuth, mein Kind, achtet die Liebe nicht; die würde er mit dir leicht ertragen haben. Aber Vorwürfe des Gewiſſens, Reue, Angſt, und das Gefühl undankbar bleiben zu müſſen! Kind, du hätteſt dich ſogar der Gefahr ausgeſetzt, von ihm als die Urſache ſeines Unglücks betrachtet zu werden. Und dann denke, wie unglücklich du geweſen wärſt, wenn du den Beiſtand deiner Familie, und zugleich die Liebe deines Geliebten verloren hätteſt!

„Ach, nein, Tante. Ich kenne ihn zu genau. Seine Liebe gegen mich iſt unveränderlich. Gewiß, gewiß!"

So? Woher weißt du das? Du glaubſt es, wie du auch glaubteſt, er wollte dich mitnehmen. Haſt du dich Einmahl in ihm geirrt, ſo kannſt du es noch tauſendmahl. Liebe Käthe, will es das Schickſal, daß du Liſſows Frau werden ſollſt, ſo werde ich dir gern meinen mütterlichen Segen dazu geben. Du wirſt in Liſſows Armen, wenn er dich liebt, eben ſo glücklich ſeyn, als in den Armen des reichſten Edelmanns. Aber jetzt mußt du wenigſtens abwarten, ob Liſſow ſich wieder zeigt.

Ich hoffe, er wird dich nicht vergeſſen, und du auch ihn nicht.

„O gewiß nicht, Tante, gewiß nicht, ſo lange wir Beide leben.“

Das wird ſich zeigen. Gut, liebes Mädchen, ich will dir helfen, deinen Wunſch zu erreichen. Hier haſt du meine Hand darauf. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn du einmahl Liſſows Frau wirſt, ſo viel ich auch dagegen haben ſollte.

Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie zu Hauſe an, Käthe fröhlich und leicht wie ein Vögelchen. Sie ſchlüpfte geſchwind in ihr Zimmer, um nur dem Baron nicht zu begegnen. Es wurde eine große Stille im Hauſe. Der Baron ging umher, und lachte und ſcherzte. Das Ungewitter ſchien vorüber zu ſeyn, und Käthe kam ganz leichtes Herzens zum Abendeſſen. Als ſie gute Nacht ſagte, folgte ihr der Baron auf dem Fuße nach bis an ihr Zimmer. Ihr Herz fing an zu ſchlagen. Sie ſtand in der geöffneten Thüre. „Marſch! hinein ins Bauer, Fräulein Zigeunerin!“ Sie ging. Der Baron zog die Thür zu, warf ein großes Hängeſchloß vor, und wollte gehen.

„Aber, mein Gott, gnädiger Herr Onkle, rief Käthe; wenn nun Feuer auskäme, ich müßte ja verbrennen!“

Beſſer verbrannt, als in der Welt zur Schande deiner Anverwandten herumgelaufen. — Er ging.

Quinctius ging auf ſein Zimmer, und wurde ebenfalls eingeſchloſſen.

„Aber, lieber Gott, rief der durch die Thür: wenn mir in der Nacht etwas zuſtieße, ich könnte ja Niemand rufen.“

So warteſt du bis morgen, wenn ich aufſchließe. Kurz und gut, du ſitzeſt. Gute Nacht!

Dem Baron fiel es indeß auf. Halb und halb glaubte er, beide ſännen auf eine neue Flucht; halb und halb wurde ihm aber doch bange. Er ſann, und überlegte. Narrenpoſſen! rief er auf einmahl. Der Junge iſt in ein Paar Monaten zwanzig Jahr alt, das Mädchen ſiebzehn. Und bei Tage können Sie mir ja ſo gut davon laufen, als bei Nacht, und ein Unglück kann aus dem Einſchließen auch entſtehen. Kurz ab! Verliebt ſind ſie nun einmahl; ſie ſollen ſich haben.

Am Morgen ließ er den Prediger holen. „Sie ſollen trauen, Herr Paſtor! ſagte er ihm. Ich will die Gefangenen holen.“ Er ſchloß Quinctius Thür auf. „Angezogen! friſch!“ Quinctius war wie ein Blitz in den Kleidern. „Komm!“ Sie gingen beide nach Käthens Zimmer. Käthe war ſchon beim Anziehen. „Geſchwind, Käthe! angezogen!“ Nun faßte er beide an, und führte ſie nach dem Saale. „Die gnädige Frau ſoll kommen!“ rief er einem Bedienten zu. Er ging mit Quinctius und Käthen in den Saal, ſtellte Käthen vor den Stammbaum der Nothaffte, ſeinen Sohn vor dem Stammbaum der Flaminge: „Da! betrachtet Eure Ahnen, die Ihr habt beſchimpfen wollen!“ Der Prediger ſtand ſtumm da. Die gnädige Frau kam. „Guten Morgen, Ronichen! ich habe es dem jungen Volke vergeben. Sie ſollen ihren Willen haben. Da iſt der Paſtor; der ſoll ſie auf der Stelle zuſammenſchmieden. Dann mögen ſie laufen, wenn ſie wollen.“ — Die gnädige Frau erſchrak. Käthe erblaßte, und Quinctius erröthete.

Alſo der junge gnädige Herr, fing der Paſtor an, ſind der Herr Bräutigam — und —

„Da das Fräulein von Nothafft iſt die Braut. Hier ſind die Nahmen. Quinctius Heymeran von Flaming, und Katharina Maria von Nothafft“ — Der Prediger ſchlug das Buch auf, und ſuchte die Trauformel.

„Nun, du Wildfang, du Feldgrille,“ hob der Baron an: „bet' ein Vaterunſer; mit dem Fräulein hats ein Ende. Wart! nun ſollſt du nicht mehr allein ſchlafen, damit ſie dir keine Locken mehr abſchneiden.“ Er faßte ihre Hand. Die Hand bebte. „Fürchteſt du dich, Puppe? Sieh einmahl! nun willſt du wohl thun, als ob du dich ſchämſt? Und wo haſt du denn eigentlich dieſe Nacht ſchlafen wollen? und gar ohne Paſtor! Na, ſey nur luſtig. Iſt alles vergeben und vergeſſen. Komm, ſollſt deinen Willen haben.“ Er zog. Käthe ſtand da wie ein Bleiklumpen, und war nicht aus der Stelle zu bringen.

Er ſah ihr ins Geſicht. „Na, na, iſt es dein Ernſt? He, Käthe! es iſt ja gut. Hier riech! Hier iſt Ungariſch Waſſer! Was iſt dir? Nun, Haſenfuß, du da Quinctius! ſteht er

nicht da wie eine vernagelte Kanone! So komm doch her, und bring deine Braut zu dem Herrn Paſtor.“ — Quinctius rührte ſich eben ſo wenig von der Stelle, und ſah mit einer höchſt einfältigen Miene im Zimmer umher. Käthe fing immer heftiger an zu zittern; zuletzt ſchwankte ſie. Er brachte ſie auf einen Stuhl.

Laß ſie ſich doch erſt erholen, ſagte die Frau von Flaming höchſt verlegen. „Höre, Ronichen,“ erwiederte der Baron, „wäre ich geſtern nicht geweſen, ſie hätten dir weis gemacht, daß ſie mit Hemden und Kleidern und Landkarten und Gelde drei Meilen weit ſpazieren geweſen wären. Ich habe die Sache angefangen, und will ſie vollenden. Laß dich unbekümmert. Erholen? Vom Heirathen iſt noch kein Mädchen geſtorben, und beſonders keine, die dem Heirathen bis nach Amerika nachlaufen will. Nein, nein, das iſt ein Freudenſchrecken. Siehſt du? da kommt die Farbe ſchon wieder. Nun, friſch! ſollſt getraut werden, Käthe!“ Er wollte ſie vom Stuhle aufziehen.

Ach allerbeſter, allergnädigſter Herr Onkle!

„Nun iſt der Herr Onkle der allerbeſte, da er dem Kinde den Willen thut. Na, ſo komm! Halt den Paſtor nicht auf. Komm, komm! Aber, zum Henker, laß die Narrenpoſſen! Ziere dich heute Abend, ſo viel du willſt, da bei dem hölzernen Herrgott, der da ſteht, als ob er angefroren wäre. J, ſo mach!“ — Er zog; Käthe ſträubte ſich aus allen Kräften. „Höre, Käthe, ich laſſe wahrhaftig den Paſtor wieder gehen, und dann iſt es für heute vorbei.“

Ach, rief Käthe mit jammernder Stimme, ach, gnädiger Herr Onkle, laſſen Sie ihn gehen!

„Zum Teufel, du Hexe von Zigeunerin!“ Er ſprang voll Zorn auf Quinctius zu. „Aber du Oehlgötze! rief er; ſteht er nicht da, als ob man ihn aus der Erde hacken müßte, wenn er gehen ſoll? So geh doch, und berede deine Amaſia zu dem kurzen Gange. Haſt ſie ja zu einer Reiſe um die Welt beredet.“ Er ſtieß ihn ruckweiſe vor Käthen hin. Quinctius ſagte nicht eine Sylbe. Ver-

legener kann kein Menſch ſeyn, als er. Eine ſo reitzende Frau bekommen zu können, und nicht zu dürfen! Er war entſchloſſen, Käthen in Allem zu folgen. Sagte ſie ja; gut, ſo wollte er — o, mit welchem Entzücken dachte er das! — ſich mit ihr trauen laſſen. Sagte ſie nein; nun auch gut. Er war zu allem entſchloſſen. Er ſtand vor Käthen ſtumm da, und zeigte in ſeinen Mienen weder Verlangen, noch Widerwillen, ſondern bloß Verlegenheit. „Aber tauſend Höllenteufel! wollt Ihr die Mäuler aufthun? Herr Paſtor, verrichten Sie Ihr Amt, und reden Sie den jungen Leuten zu. Das iſt ja eine Narrenbrut!“

Hören Sie, mein gnädiger Junker, hob der Paſtor an: Sehen Sie, es iſt der Wille Ihres gnädigen Herrn Vaters, daß Sie gegenwärtiges Fräulein ehelichen ſollen. Gewiß ſind Sie überzeugt, ſo viele Abneigung Sie gegen das Fräulein auch fühlen mögen — Quinctius ſah den Paſtor ſtarr an. Der Baron unterbrach ihn. „Abneigung? was ſchwatzen Sie denn? Abneigung? Herr, ſie ſind ja bis über die Ohren in einander verliebt! ſie ſind ja geſtern

mit einander durchgegangen, weil es ihnen mit der Hochzeit zu lange währte. Abneigung!"

Ei, ei, Euer Gnaden, ich hätte nicht gedacht, daß es ſo ſtände; denn ſonſt pflegen Verliebte ſich nicht lange zu dieſem heiligen Werke nöthigen zu laſſen. Alſo, mein Fräulein, ſcheuen Sie ſich nicht. Sie ſind nicht die erſte, die heirathet, und werden gewiß auch nicht die letzte ſeyn; und es iſt ja beſſer heirathen als Brunſt leiden, oder, wie es die Welt heißt, verliebt ſeyn. Heirathen, mein Fräulein, iſt keine Schande; aber Verliebt ſeyn iſt wohl mit Recht eine Schande zu nennen, weil, weil —

„Recht, lieber Paſtor, da treffen Sie einmahl den rechten Punkt. Recht! Kapiteln Sie nur derb! Alſo verliebt ſeyn iſt eine Schande; weil, weil — Nun, warum denn, lieber Paſtor? Sagen Sie."

Weil, weil man dann gar leicht zu Thorheiten in Iſrael getrieben werden kann.

„Als Weglaufen, Haarabſchneiden, nächtliche Beſuche machen, und ſo weiter."

Alſo mein gnädiges Fräulein, wiederhole ich noch einmahl: Da es Ihr Wille iſt, gegen=

wärtigen jungen Herrn Baron von Flaming zu heirathen —

Nein, nein, rief Käthe laut; es iſt mein Wille nicht! Ich will ihn nicht heirathen! Es iſt mein Wille nicht!

„Nun aber, ſag Ronichen, ſollte einen da nicht der Schlag rühren vor Aerger? Mädchen, wahrhaftig, zum letztenmahle frage ich dich: willſt du dich mit Quinctius trauen laſſen?"

Lieber will ich ſterben! Ach, gnädiger Herr Onkle, es iſt mein Tod! gewiß, das iſt es!

Der Baron erblaßte vor Wuth. Er ſah Käthen lange ſtarr ins Geſicht, und dann ſeinem Sohne. „Und du Quinctius?" fragte er auf einmahl ſpitz; „denn an das Gänschen werde ich mich nicht kehren. Die hat nun einmahl den Kopf darauf geſetzt, hinter einem Zaune, wie eine Zigeunerin, ihr Brautbett aufzuſchlagen. Und du?"

Ich? ſagte Quinctius. Vater, es wäre unedel von mir gehandelt, wenn ich Käthen heirathen wollte. Ich will nicht ſchlecht handeln; ich werde Käthen nie, nie heirathen!

Da ſtand der Baron ſtarr und ohne Bewegung. Er wollte reden, und konnte nicht. Seine Lippen zitterten vor Wuth. Hannibal! ſchrie er endlich. Ja, und wenn der mich, wie den Cajus Flaminius am See Thraſimenus, zurichtete, ſo ſollte es mich nicht ſo ärgern, wie dieſe Zigeuner-, dieſe Judenſtreiche! Trauen ſie los, Herr Paſtor! auf mein Wort. Laßt Euch trauen, und dann lauft meinetwegen in die Türkei, wo kein Adel iſt. Ich will nichts ſagen. Aber trauen ſollt Ihr Euch erſt laſſen, oder ich lege Euch an Ketten wie Haushunde. Gott vergebe mir die Sünde! Ich bitte Euch, Kinder, laßt Euch doch trauen. Kommen Sie, Herr Paſtor! Kommen Sie! geſchwind!" — Er ergriff Quinctius Hand.

Der Paſtor kam, und Käthe flog wie ein Reh in die andere Ecke des Saales.

„Potz Gift und Galle! rief der Baron. Mädchen komm! oder, wahrhaftig! ich ſtreiche deinen Nahmen auf dem Stammbaume weg. Wahrhaftig, das thue ich!" Er ergriff Feder und Tinte, und näherte ſich dem Stammbaume.

Streichen Sie aus, rief Käthe; ſtreichen Sie aus! O, ich wollte, ich hätte nie da geſtanden!

„Nun denn, rief er; nun iſt es vorbei! Du niederträchtige Seele! Nun fall auf die Kniee, und bettle um Quinctius, wie ein Verdammter um den Himmel; du ſollſt ihn doch nicht haben. Gehen Sie nur nach Hauſe, Herr Paſtor! Ein Karrnführer war dein Vater, und kein Edelmann. Geh auf dein Loch, du Landläuferin! Fort!" Käthe flog ſchreiend an die Thür, ſchreiend über den Saal, ſchreiend in ihr Zimmer; und hier rief ſie noch zehnmahl: ſtreichen Sie aus!

Der Baron trocknete ſich den Schweiß ab, der Paſtor ebenfalls. Quinctius zog eine krauſe Stirn, und die Mutter ſtand betrübt da. Der Prediger ſchlich ſich davon, als der Baron mit Kopfſchütteln die Stammbäume betrachtete. Quinctius wollte auch weg. „Bleib, rief der Baron. Quinctius, ich bitte dich, ſag mir, was heißt das alles? Ihr lauft mit einander weg, und heirathen wollt Ihr Euch nicht. Was heißt das?"

Ich verſichere Ihnen, lieber Vater, bei meiner adeligen Ehre, ſagte Quinctius: ich will nie wieder ans Weglaufen denken; nie wieder. Ich will ſiegelbrüchig, wortbrüchig, ehrlos ſeyn, wenn ich gegen Ihren Willen etwas unternehme. Ich will alles, was Sie wollen; nur erklären kann ich Ihnen den Handel nicht. Ich habe mein Ehrenwort darauf gegeben, und ich bin ein Edelmann!

„Das begreife einer! Laufen weg, ſind verliebt, und wollen ſich nicht heirathen. Gut! Aber ſo laß auch die Liebeshändel mit dem verdammten Mädchen; denn deine Frau wird ſie nun nicht, auf Kavalier-Parole!“

Auch das, mein Vater. Ich verſpreche Ihnen, ich will nicht mehr an Käthen denken. Er ging.

„Begreifſt du etwas davon, Ronichen? Ich nicht ein Wort, nicht ein kleines Wort.“

Leider, ich auch nicht, ſagte die Frau von Flaming mit geheimer Freude darüber, daß er nichts von Käthens Liebe zu Liſſow gemerkt hatte. Es ſind Kinder. Quinctius hat ja immer ſo ſeltſame Einfälle. Du ſagteſt, als Liſſow weglief, in Quinctius Gegenwart: das

Weglaufen und das Reiſen gehörte für Adelige. Vielleicht iſt das Schuld an dem ganzen Handel. Du weißt, wie Quinctius alles aufſchnappt. Käthe iſt unbeſonnen. Quinctius wird ihr vielleicht das Reiſen ſo ſüß gemacht haben. Sie hat mit gewollt, und dahin gehen ſie, ohne zu überlegen, was ſie thun.

„Ja, wahrhaftig, Ronichen, ſo iſt es am Ende. Nun denn, Gottlob! daß ſie wieder da ſind! Man muß ſich aber auch wahrhaftig mit Kindern in Acht nehmen, wie mit rohen Eiern. Ich ſagte das ſo hin, ohne weiter daran zu denken.“

Und ſie thaten es ſo hin, ebenfalls ohne daran zu denken. Freilich, man muß vorſichtig ſeyn.

So endigte ſich der verzweifelte Handel, und Liſſow war in der Verwirrung ganz und gar vergeſſen.

Wie der Baron nun war, und wie ihn jeder im Hauſe kannte: heftig in der erſten Minute wie ein reißender Orkan, und nach einigen Stunden wieder ohne alle Schärfe, gutmüthig, vergeßlich und heiter, ſobald es nicht unmittelbar ſeine Stammbäume betraf.

Schon den Mittag war wieder alles an Ort und Stelle. Niemand im ganzen Hauſe dachte weiter daran, daß heute hatte Hochzeit ſeyn ſollen; nur Quinctius that es, und jedesmahl mit Unmuth, wenn er das reitzende Mädchen mit der vollen edlen Figur erblickte. Er würde jetzt in Ernſt in Käthen verliebt geworden ſeyn, wenn nicht ſeine Phantaſie beſtändig von tauſend andern reitzenden Vorſtellungen in die allerabwechſelndſte Bewegung gebracht worden wäre. Jetzt wünſchte er mit Begierde das reitzende Geſchöpf zu beſitzen; aber, dann dachte er wieder: ſie wird dich für ungroßmüthig, für treulos gegen deinen Freund halten.

O Käthe, rief er den Abend, als er ſie allein hatte, überwallend: wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten, was meinem Herzen der heutige Morgen koſtet! O, iſt es nicht grauſam? Ich mußte das allerunglücklichſte Urtheil über mich ſelbſt ausrufen. Ich mußte ſelbſt, ich, Ihre Hand ausſchlagen! O Käthe, um Gottes willen! wer wird mich dafür belohnen?

„Ihr eignes Herz, mein lieber Vetter! Sie ſind der allergroßmüthigſte der Menſchen.“

Ach, Kuſine, ich wollte, ich wäre weniger großmüthig geweſen; ich wäre jetzt der glücklichſte aller Menſchen. Aber es ſey. Ich will leiden, damit Sie glücklich ſeyn können. Ich will ein Opfer der Freundſchaft und der Liebe werden.

„O Vetter, ſagte Käthe mit großer Herzlichkeit: Sie ſind ein ſehr edler Menſch. Das ſag' ich nicht allein; das ſagt auch Ihre Mutter. Sie ſagte es heute mit Thränen der Freude, der mütterlichſten Freude!“

Wie? meine Mutter weiß —

„Weiß alles, alles! Sie kennt meine unglückliche Liebe, meine Flucht, Ihre Großmuth geſtern, Ihre Großmuth heute. Sie bewundert Sie, wie ich Sie bewundere, und Liſſow wird Sie anbeten.“

Konnte Quinctius dem widerſtehen? Unmöglich! Er würde jetzt für Käthen ſein Leben aufgeopfert haben, wenn ſie es verlangt hätte. In dem Genuſſe ſeines Weihrauches taumelte er fröhlich dahin. Er wollte lieber bewundert als geliebt ſeyn.

So kehrte nach und nach alles zur erſten Ordnung zurück. Quinctius ſtudierte die To-

pik mit einem ungeheuren Fleiße. Den Boe⸗thius konnte er auswendig, den Agrikola trug er beſtändig bei ſich. Kauſſinus und Weiſius lagen vor ſeinem Bette auf dem Tiſche. Bey⸗er ſah den Fleiß des Junkers, und war ent⸗zückt davon. Als es in dem Felde der Topik nichts mehr für Quinctius zu thun gab, kam Raymundus Lullus an die Reihe. Den fand Quinctius ſo recht nach ſeinem Geſchmacke. Er las, er lernte, was über die große Kunſt, durch Kombiniren zu denken, geſchrieben iſt. Kirchers Folianten kamen nicht von ſeinem Ti⸗ſche. Sogar das Kanocchiale Ariſtotelicum, das vierzig Jahre Nachdenken gekoſtet hatte, ſtieß ihn nicht zurück. Er arbeitete ſich durch.

Täglich übte er ſich einige Stunden, ganz für ſich, alle Methoden zu denken zu vereini⸗gen. Da lagen die bitterſten Feinde friedlich neben und auf einander: die Weiſianer und der Anführer ihrer Feinde, Fabrizius. Jetzt ſtellte er ſich mitten in ſein Zimmer, gab ſich ſelbſt ein Thema auf, warf ein Paar Blicke umher auf die Gegenſtände, die ihn umringten, und hielt eine Rede nach der analogiſchen Rede⸗

kunſt; dann ging er den Lulliſchen Zirkel durch, dann führte er eben denſelben Gegenſtand durch die Topik, und zwar mit ſo lauter Stimme, daß er die Aufmerkſamkeit des ganzen Hauſes rege machte.

Sogar Käthe kam zuweilen auf ſein Zimmer, und hörte eine halbe Stunde zu. Sehen Sie, Kuſine, ſagte er freudig: ſo bin ich im Stande über alles Denkbare zu reden, und bedarf weiter nichts, als hier die Stühle, den Tiſch, die Fenſter, die Bücher, die Decke, und ſo weiter. Was ſagen Sie dazu?

„Ueber alles? Das ſollen Sie wohl bleiben laſſen. Zum Exempel wüßte ich nicht, was Sie bei der Thüre, oder bei den Fenſtern von der Liebe reden könnten. Ja von dem gelehrten Kram, das laß ich gelten.“

Nicht von der Liebe? Oho! von allem in der Welt, wie ich Ihnen ſage. Hören Sie nur. Er fing an. Die Liebe, dieſe gewaltſame Leidenſchaft, ach! wie viel Stärke des Geiſtes, wie viel Selbſtüberwindung gehört dazu, ſie zu beſiegen, und eine Geliebte, eine heiß Geliebte ſeinem Freunde abzutreten! Dieſe Leidenſchaft zieht durch tauſend Thü-

ren (er zeigte auf die Thür) zum Herzen ein: durch das Auge, das mit langen, ſehnlichen Blicken auf den Reitzen eines ſchönen, unſchuldigen Mädchens hängt; durch das Ohr, das die ſüße Stimme des Mädchens, ihren bezaubernden Geſang ins Herz führt; durch alle Sinne, die wie Thüren ſich öffnen und die Liebe in das Herz einlaſſen. Bücher (er zeigte auf ſeine Bücher) Bücher belehren den Menſchen über die Liebe nicht, ausgenommen ein einziges (ihm fiel Ovid ein). Sie ſollen ein Gegengift der Liebe ſeyn; aber, leider! nur ein ſehr ſchwaches, wenn das Herz nicht ſtark iſt. Die Liebe iſt ein Buch, mit dem man nie zu Ende kommt, das man nie ausſtudiert. Man kann Eine Seite dieſes Buches tauſendmahl leſen, ohne Langeweile zu haben. (Ja, wahrhaftig! das kann man, ſagte Käthe ſeufzend.) Die Liebe iſt ein Buch voll geheimer, kabbaliſtiſcher Zeichen, die man nicht verſteht, wenn man nicht eingeweihet iſt. Aber die Liebe iſt auch ein Bett (er zeigte auf ſein Bett), auf dem ſehr leicht Gewiſſen, Nachdenken, Freundſchaft, Ehre, Tugend in den tiefſten Schlaf fallen können ꝛc.

So hielt er eine Rede über die Liebe, und zuletzt mit einem ſolchen Enthuſiasmus, daß Käthen, die dabei an Liſſow dachte, die Augen übergingen. „O Vetter, ſagte ſie, als er fertig war: ſollte man das denken? Ich wollte Ihnen Tage lang zuhören, wenn Sie von der Liebe predigen!“ Der Freiherr ſelbſt horchte zuweilen an der Thüre, wenn Quinctius ſich durch alle Gemeinplätze der Topik oder durch den Zirkel des Lullus bewegte, und vergoß Freudenthränen. Er machte Beyern ein anſehnliches Geſchenk, als er ſogar vernahm, daß das nicht etwa auswendig gelernte und ſtudierte, ſondern aus dem Stegereif gehaltene Reden waren. Er hielt das für die größte Kunſt, weil er ſelbſt nicht gewohnt war zuſammenhängend zu reden. Nun zweifelte er nicht mehr, daß ſein Sohn einſt ein großer Mann werden würde, und ſagte zu Käthen, als ſie einmahl beide gehorcht hatten: Du Trine! ſiehſt du? Den haſt du dir aus dem Garn gehen laſſen!

Die Kunſt zu reden ſchien ihm ſo ſehr künſtlich, daß er nicht aufhören konnte, ſelbſt gegen Fremde davon zu ſprechen. Quinctius

trat jetzt zuweilen in den Geſellſchaften auf, die bei ſeinen Eltern waren, trieb einen Gegenſtand durch alle fünf und vierzig Begriffe des Lullus, und ſog dann mit einer heißen Begierde den Weihrauch ein, den man ihm von allen Seiten darbrachte. So viel Achtung ſein Vater für ihn zu fühlen anfing, ſo nannte er ihn doch zuweilen noch Cajus Dummhut; denn Quinctius übertrieb zuweilen die Geſetze der Philoſophie ſo ſehr, wendete ſie ſo ſeltſam an, und war ſo ſchwer von der Unthunlichkeit mancher Dinge zu überzeugen, daß er oft den Zorn und das Gelächter des ganzen Hauſes rege machte. Beſonders ſpielte ihm die Neigung, irgend etwas zu erfinden, böſe Streiche. Er hatte einmal geleſen: Ein ſehr glückliches Mittel zu erfinden iſt, das Gegentheil von dem zu thun, was gewöhnlich gethan wird. Man kann leicht denken, welche ſeltſame Dinge Quinctius trieb, wenn er einmahl mit Enthuſiasmus auf dieſe Regel des Erfindens fiel, und ſie ausführen wollte.

Beyern war ſeltſam dabei zu Muthe. Quinctius folgte Schritt für Schritt ganz richtig den Geſetzen der Philoſophie, und

machte

machte dabei dennoch die allertollſten Streiche. Lag es an der Weisheit, oder an Quinctius Narrheit, daß alles ſo ſeltſam mißglückte? Beyer wußte es nicht.

Indeß nun Quinctius ſich Tag für Tag tiefer in die Gelehrſamkeit hinein arbeitete, ſchwand die arme Käthe immer mehr vor Liebe hin. Gleich von Anfang an hatte ſie eingeſehen, daß ihre Tante großen Einfluß auf Liſſows Flucht gehabt haben mußte, und es war ihr Hauptverdruß, daß ſie nicht errathen konnte, welchen. So große Dienſte die Tante ihr auch bei ihrer Flucht gegen ihren Onkle geleiſtet hatte, ſo ſetzte ſich dennoch in Käthens Kopfe Mißtrauen gegen ſie feſt. Sie hörte aus Klugheit auf, mit der Tante von ihrer Leidenſchaft zu reden; und als ſie endlich gern davon geredet hätte, ſchien die Tante Liſſowen gänzlich vergeſſen zu haben. Quinctius war noch der Einzige, der ihr über dieſen wichtigen Punkt antworten konnte; allein deſſen Antworten waren beinahe ſchlimmer als Schweigen. Da ſtand das arme Mädchen vor ihm, mit dem gepreßten Herzen. „Ach, lieber Vetter,“ ſagte

ſie mit einem tiefen Seufzer, und mit einer Thräne im Auge: „wie ſehr unglücklich bin ich! Meine Liebe —"

Ihre Liebe, Kuſine? antwortete Quinc-tius lächelnd; ja, laſſen Sie uns einmahl ausführlich davon reden. Ihnen ſoll, Ihnen muß geholfen werden. Setzen Sie ſich. Ich will Ihnen helfen. (Ein Strahl der aller-reinſten Freude breitete ſich bei dieſem Anfange über das Geſicht des leidenden Mädchens.) Wir wollen genau zu Werke gehen. Alſo zuerſt: giebt es denn Liebe? und dann: iſt Ihre Liebe gegen Liſſow da?

„Mein Gott! Lieber Vetter, Sie zwei-feln —?"

Ei, zum Henker! Kuſinchen, Ihre Liebe kann logiſch da ſeyn, definitive, ohne weſent-lich da zu ſeyn. Ehe wir Ihrer Liebe unter die Arme greifen, müſſen wir doch wiſſen, ob ſie möglich, ob ſie da, ob ſie bei Ihnen da iſt.

„Ob ſie da iſt? Lieber Vetter, ich fühle ſie in allen meinen Adern. Ich kann nicht davor ſchlafen. Meine Bruſt iſt ſo voll, ſo

voll von ihr! Sehen Sie doch nur meine Thränen, meine Unruhe —"

Ja, das iſt ein Zuſtand, liebe Käthe, ein bloßer Zuſtand. Daraus folgt noch nicht, daß Ihre Liebe weſentlich iſt. Aber angenommen, daß ſie da ſey; ſo antworten Sie: was iſt Liebe im Allgemeinen, und was iſt Ihre Liebe? Beſtimmen Sie mir ihr Weſen, ihre Theile, ihr Geſchlecht, ihre Art, ihren Unterſchied. Was iſt Ihre Liebe?

„Meine Liebe iſt mein Tod, wenn mir nicht geholfen wird. Das ſollen Sie ſehen."

Das iſt keine Definition, liebſtes Kuſinchen. Das gehört in die ſechſte Frage: quale? zu der Frage von den adfectionibus, Eigenheiten und Zufälligkeiten Ihrer Liebe. Sehen Sie, und da könnte ich denn ſogleich wieder fragen: giebt es einen Tod und einen Tod aus Liebe? iſt er möglich, wahrſcheinlich, wirklich? Und Sie würden auf tauſend Zweifel, Exceptionen und Reſtriktionen ſtoßen, an die Sie jetzt nicht denken.

„Aber, mein Gott! mit dem Allen iſt mir nicht geholfen."

Nicht? da ſind Sie ſehr irre. Wie kann ich einem Dinge helfen, wenn ich es nicht kenne? Wie kann ich Ihren Wunſch erfüllen, wenn ich nicht weiß, was Sie wünſchen, und wie Sie wünſchen? Ach, liebes Kind, da giebt es noch tauſend Dinge vorher zu ebnen, ehe wir anfangen zu arbeiten. Da müſſen wir wiſſen, was Ihre Liebe erregt hat, die Geſtalt, die Materie, und den letzten Zweck Ihrer Liebe.

„Liſſow hat meine Liebe erregt, und ſein Beſitz iſt mein letzter Zweck. Das iſt ja leicht zu beantworten.“

Ho! ho! leicht? Gleich die erſte Frage: an? wieder. Kann eine Liebe erregt werden? kann Liſſow eine Liebe erregen? kann er Ihre Liebe erregen? hat er Ihre Liebe erregt? können Sie Liſſowen beſitzen? kann ein Menſch beſeſſen werden? Was heißt Beſitz? Beſitz eines Mannes? Iſt es recht, den zu beſitzen?

„Ach, wenn ich ihn nur habe, was geht es mich an, ob es möglich iſt, daß ich ihn habe!“

Da ſpricht die Philoſophie anders. Dann kommt die Frage: Quantum? Wie groß, wie

ſtark ihre Liebe iſt; womit ſie gemeſſen wird; was ihre Regel iſt.

„Ach, meine Liebe iſt unermeßlich, unendlich, ſtärker als der Tod, ſtärker als alle Philoſophie.“

Ha! ha! gefehlt, liebes Käthchen. Was endlich iſt, muß gemeſſen werden können; alſo auch die Liebe.

„Ich ſage Ihnen aber, meine Liebe iſt unendlich. Ich fühle das ſo gewiß.“

Das Unendliche läßt ſich nicht fühlen, Kind, oder Sie müßten Gott ſeyn. Es läßt ſich auch nicht denken.

„Aber Sie reden ja davon; ſo muß es ſich doch denken laſſen.“

Wieder falſch! Glauben Sie mir, die Philoſophie redet von tauſend Dingen, die ſich nicht denken laſſen, als nur negative, definitive. Ahnung, Symbol, Wunſch, Sehnſucht mehr, als Wahrheit.

„Lieber Gott, ſo geht es der Philoſophie gerade wie meiner Liebe. Ich fühle alles, und die Gedanken vergehen mir dann gerade am meiſten, wenn ich es ſo wahr fühle. Ach, lieber Vetter, ich bin recht unglücklich!“

Sehen Sie, dann kommt die Frage: Quando? von der Dauer der Liebe; dann ubi? wo die Liebe ihren Sitz hat: ob in der Leber, wie die Alten glaubten; oder in dem Herzen, wie Sie glauben; oder in den Augen, wie Ovid einmahl ſagt; oder ſonſt wo. Dann kommt die Frage: Quocum? wie die Liebe handelt; welches ihre Werkzeuge ſind; mit welchen andern Dingen ſie verknüpft iſt. Und dann gehen wir wieder vorn hin, und fragen nach —

Hier ging Käthe unmuthig weg.

Ein andermahl fertigte Quinctius das verliebte Mädchen mit ein Paar Sentenzen aus dem Seneca ab, die aber eben ſo wenig wirkſam waren, als ſeine philoſophiſchen Unterſuchungen. Sie zog ſich von dieſem elenden Tröſter zurück, und ihr Herz nahm ſeine Zuflucht zu ſich ſelbſt. Von dieſem Augenblicke an war Käthe ein ganz anderes Mädchen als vorher. Sie brachte jeden Augenblick, den ſie abmüßigen konnte, auf ihrem Zimmer allein zu. Die wirkliche Welt, die ſie nur in Liſſow genießen zu können glaubte, verſchwand vor ihren Blicken, und ſie ſchuf ſich aus ihren

Phantaſieträumen eine neue, in der ſie ihren Liſſow hatte und glücklich war. Da ſaß ſie, in ein Winkelchen hingedrückt, den Kopf hinten über gelehnt, die großen thränenvollen blauen Augen an die Decke geſchlagen, die Lippen in ein ſchönes, zärtliches Lächeln verzogen, und träumte. Die letzte Zuflucht einer unglücklichen Liebe. Sie erfand hier tauſend Romane, ohne einen einzigen geleſen zu haben. Sie floh hundertmahl mit Liſſow, verbarg ſich in ein Dorf, und wurde eine Bäuerin, er ein Bauer. Hier lebte ſie mit Liſſow wie die Geßneriſchen Schäfer, und bauete tauſend Lauben von Wein und Roſen auf der Flur, die ſie bewohnte. Sie feierte hundert kleine Feſte, ihrem geträumten Glück und ihrer Liebe zu Ehren. Geßners Schäfergedichte ſind die natürlichen Gefühle jedes unſchuldigen, zärtlichen Herzens. Ach, Kähte ſuchte ſie ſogar, ſo viel ſie konnte, zu realiſiren. Sie kramte jetzt beſtändig mit Blumen, bauete ſich einen heimlichen, verſteckten Sitz hinten im tiefſten Gebüſche des adeligen Gartens, und machte einige Faſanen, die dort gehegt wurden, zutraulich, ſo daß ſie ſich täglich von ihr füttern

ließen. So ſchuf ſie ſich auch nach und nach eine wirkliche Welt in ihrem Gebüſche, aus den brütenden Vögeln, denen ſie Futter brachte. Da ſaß ſie, vergoß die ſüßeſten Thränen, und verträumte die ſchönſten Stunden, die je gelebt ſind. Hier ſah ſie ihren Liſſow, ſo oft ſie wollte. Sie hielt die zärtlichſten Unterredungen mit ihm, und jetzt brauchte ſie keinen Vertrauten ihrer Liebe mehr. Sie hatte einen Goldfaſan auf ihrem Schooße ſitzen; dem klagte ſie die Leiden ihrer Liebe, dem vergoß ſie ihre Thränen, dem erzählte ſie ihre romantiſchen Plane.

Da ſtand ſie an dem Neſte eines zärtlichen Paars Vögelchen. Hier hatte ſie das Bild und die Nahrung ihrer Liebe. So treu, ſo zärtlich, Liſſow, — ſagte ſie, und hielt die bebende Hand ſegnend über das Neſt — ſo treu, ſo zärtlich bin ich, biſt du. Sieh her, ſieh her, mein Geliebter! Was bedarf der Menſch um glücklich zu ſeyn? nicht mehr, als dieſe Thierchen. Eine kleine Hütte; und wie klein könnte ſie ſeyn, um mich und dich zu faſſen! Nahrung? wie wenig iſt das! O komm, komm! Liſſow kehre zurück, und laß

mich hier nicht trauern wie das Vögelchen, deſſen Männchen, der Jäger geſtern tödtete. O flieg, flieg zu ihm! Ich will dein Neſt ſo lange behüten; ich will deine Kleinen ſo lange füttern. Flieg zu ihm, und ſage ihm, wie ich hier um ihn weine.

Solche Geſpräche hielt ſie alle Tage in ihrer Einſamkeit. Die Tante ſah das Welken des armen Mädchens mit Trauern. Sie hörte den kranken, langſamen, ſanften, ſingenden Ton von Käthens Stimme, und erſchrak. Die ſanfte, leidende Ruhe, mit der Käthe alles that, was man ihr hieß, ohne je ein Wort dawider zu ſagen, wie ſie es ſonſt wohl gethan hatte, machte ihr Mitleiden rege. Die ſanfte blaſſe Farbe ihres Geſichtes verſetzte ſie in die ängſtlichſte Furcht. Sonſt war Käthens Stimme laut, ſchallend geweſen, ihr Gang raſch und tanzend, ihr Auge voll Feuer, ihre Wangen voll Roſen; und jetzt! Beinahe hätte ſich die gute Tante von Mitleiden hinreißen laſſen und der ſanft ſterbenden Liebe durch die Entdeckung, daß Liſſow in zwei Jahren zurückkehren würde, neues und friſches Leben gegeben.

Sie konnte wenigſtens die arme Käthe nicht mehr ohne Thränen der Reue anſehen.

Beſchäftigungen wollten nicht helfen. Käthe floh ſie mit einem zu ſichtbaren Widerwillen, und die Tante war nicht grauſam genug, ſie ihr aufzudringen, ſo nöthig es auch geweſen wäre. Sie ſpähete Käthens Unterhaltungen im Gebüſch aus. Zwar ſchüttelte ſie den Kopf, als ſie ſah, womit das arme Mädchen ſich beſchäftigte; aber ſie hatte doch nicht das Herz, mehr zu thun. Sie ſagte, was tauſend Mütter ſagen: nun, das iſt doch ganz unſchuldig! fühlte aber zugleich mit einer Art von Erröthen, daß es nicht für ein junges Mädchen gehört, Zuſchauerin bei den Myſterien der Ehe zu ſeyn, und wäre es auch nur die Ehe von Vögelchen. Indeß, die Tante war keine Frau, die ſolche feine Vorwürfe ihres Gefühls lange unterdrückte. Sie ſah ſehr leicht, daß Käthe jetzt, ſo ruhig ſie auch äußerlich war, deſto thätiger mit ihrer Phantaſie arbeitete. Ovid und Beyer konnten kein Licht hierüber geben. Der Himmel mag wiſſen, wo ſie einmal die Stelle fand: „Wie wenig iſt das menſchliche Herz, auf das der Menſch oft eben

ſo ſtolz iſt, als ein kalter Weiſer auf die thörichte Vernunft! Alle Seiten des Herzens ſind in wildem Aufruhr. Der Sturm ſcheint ewig. Der Gegenſtand der Leidenſchaft wird entfernt, und das Herz wird ruhig. Die Phantaſie ſpielt noch eine Zeitlang mit dem Gegenſtande; aber das Spiel iſt nichts mehr als die Leichenfeier der Leidenſchaft. Die Thränen, zu welchen die Phantaſie das Auge zwingt, ſind die Thränen der jungen Wittwe, die ſie dem neuen Liebhaber vorweint. Eine Zerſtreuung, und auch die Phantaſie wird ruhig; die Leidenſchaft, die ewig ſchien, iſt todt und vergeſſen wie ein Traum."

Eine Zerſtreuung! ſagte die Tante. Nun, die ſollſt du haben, Käthe, wenn die dich beruhigen kann! Eine Reiſe nach Berlin wurde beſchloſſen, und die Tante, Käthe und Quinctius fuhren dahin ab. Die Tante ſah wirklich die ſchönſten Folgen dieſer Reiſe. Käthe wurde, als ſie nur hörte, daß ſie mit nach Berlin ſollte, ſogleich heiter. Mit jeder Meile, die ſie der Hauptſtadt näher kamen, war Käthe fröhlicher. Die Tante ſchob es auf die Zerſtreuung; allein Käthens Heiterkeit hatte einen

andern Grund. Sie hoffte, Liſſow auf dieſer Reiſe wiederzufinden; denn er war ja den Weg nach Berlin zu gegangen. Sie fand Liſſow nicht. Aber dagegen fand Quinctius etwas andres, das er nicht gehofft hatte.

Die Frau von Flaming hatte ihren Mann nur dadurch bewegen können, dieſe Reiſe zu erlauben, daß ſie ihm vorſtellte, wie nöthig es ſey, ihrem Sohn einige Menſchen- und Weltkenntniß zu verſchaffen.

Nützen Sie dieſe Reiſe, ſagte Beyer alle Tage zu ſeinem Zögling. Die Philoſophie hilft Ihnen nicht einen Pfifferling, wenn es Ihnen an Menſchenkenntniß fehlt. Es iſt die erſte aller Wiſſenſchaften, ſich ſelbſt und andere Menſchen zu kennen. Quinctius, der gern in allen Dingen den kürzeſten Weg ging, erkundigte ſich, wie man am geſchwindeſten zu dieſer ſchweren Wiſſenſchaft gelangen könnte. Beyer konnte ihm wenig darüber ſagen; denn er ſelbſt kannte die Menſchen nicht viel. Sein Vater und ſeine Mutter verwieſen ihn auf Zeit und Uebung. Quinctius aber, der überall gern wiſſenſchaftlich und philoſophiſch zu Werke ging, war damit nicht zufrieden. Er

fand endlich unter Beyers Büchern einen alten Vorgänger Lavaters, den Phyſiognomiſten Kampanella. Er las deſſen Bemerkungen über die Geſichter der Menſchen mit großem Vergnügen, und fing ſogleich an, die Geſichter ſeiner Familie mit den Bemerkungen des Schriftſtellers zu vergleichen. Kampanella ſagt: „Die Mienen des Geſichts, die Blicke der Augen, die Bewegungen des Mundes beim Reden, beim Lachen, bei dem Kummer, die Bewegungen der Arme, der Füße, der Schultern ſind ein ſehr richtiger Spiegel der Neigungen, der Geſinnungen, der Leidenſchaften der Seele. Willſt du wiſſen, was in dem Innern der Seele eines Menſchen vorgeht, ſo ahme ſeine Geſichtszüge, ſeine Bewegungen, ſeine Stellungen nach; und du fühlſt in dir eben die Leidenſchaften, eben die Geſinnungen, wie der, den du nachahmſt."

Ho! ho! rief Quinctius, welch ein Schatz iſt doch die Gelehrſamkeit und die Aufmerkſamkeit! Da hat Beyer das Buch, und lieſt es, und weiß nichts. Und ich? ich finde ſogleich den eigentlichen Punkt, worauf es ankommt. Seltſam! Das alles geht doch immer

bei Andern verloren, nur bei mir nicht. Quinctius ſagte nicht ein Wort von ſeiner neuen Entdeckung. Man merkte nichts weiter, als daß er die Tage vor der Abreiſe alle Menſchen ſtarr anſah, Geſichter ſchnitt, und dann lachte. Es kam zur Reiſe. Alle Wirthe, bei denen ſie aßen oder übernachteten, erklärte er für Betrüger. Er machte ihnen ihre freundlichen Geſichter nach, und fühlte bei den Mienen nichts von Wohlwollen. Es ſind Schurken, rief er: Schmeichler, die nur deshalb freundlich ſind, weil ihnen unſer Geld lieb iſt. Man kam in Berlin an. Quinctius aß unten am Tiſche des Wirthes; die beiden Damen oben. Unten ſah er einen jungen Mann, deſſen Geſichtszüge ihm ſehr wohl gefielen. Er erzeigte dem Fremden bei Tiſch alle die kleinen Höflichkeiten, die man Jemanden erzeigen kann. Auch der junge Mann, ein Herr von Graßheim, betrug ſich gegen Quinctius ſehr artig. Es war ein ſchöner junger Mann, und Quinctius konnte ſich nicht enthalten bei ſeinem Anblicke an den Plato und deſſen Liebe zu denken, die er ſeitdem beſſer hatte kennen lernen. Man trank nach Tiſche Kaffee, und

auch da noch blieb Quinctius. Er ließ ſich mit dem Herrn von Graßheim in ein Geſpräch ein, und fand deſſen Kopf ſehr gebildet. Jetzt fing er an, ſich ernſtlich um das Wohlwollen des jungen Mannes zu bewerben, und es gelang ihm nicht übel. „Schließ nicht eher Freundſchaften, (das erinnerte er ſich noch zu rechter Zeit aus dem Iſokrates) als bis du deinen Mann kennſt.“ Sogleich brach Quinctius mitten im Geſpräch ab, entfernte ſich von Graßheim, betrachtete ihn ſtarr, lächelte, wenn jener im Geſpräche mit einem andern lächelte, trommelte mit den Fingern auf dem Tiſche, wenn jener trommelte, ſtützte den Kopf auf, wenn jener ihn aufſtützte, kurz, machte ihm alle ſeine Bewegungen nach. Graßheim würde es nicht bemerkt haben, wenn er nicht den jungen Flaming eben ſo im Auge gehabt hätte, wie dieſer ihn. Er ſah alle Bewegungen Flamings, und wußte nicht, was er daraus machen ſollte. Jetzt zog er die Stirn kraus, und ſogleich hatte auch Quinctius eine krauſe Stirn. Der Menſch iſt ein Narr, dachte Graßheim, und ſchwieg. Nach einigen Minuten war er in ein Geſpräch mit

einem Officier verwickelt, das ſich nach und nach erhitzte. Es kam zu harten Worten, zu Drohungen von Seiten des Officiers, der im Zimmer ſtand. Graßheim ſprang heftig von ſeinem Stuhle auf. Eben ſo heftig ſprang Quinctius auf, und ſtellte ſich hinter den Officier, Graßheimen gegenüber. Ich verbitte mir alle Drohungen, mein Herr! rief Graßheim, legte die Hand unter ſein Kinn, und blickte ſpöttiſch auf den Officier. Quinctius machte eben die Stellung, und ſah Graßheim eben ſo ſpöttiſch an. Kind! Kind! ſagte der Officier mit einem hämiſchen, aufreitzenden Phlegma: keine Gaskonade! Ich fürchte ſie nicht. — Wie? Gaskonade? ſchrie Graßheim außer ſich, knirſchte mit den Zähnen, ſtampfte mit den Füßen, und focht mit den Händen. Aber auf einmahl ſprang er, zum Erſtaunen aller Umſtehenden, Quinctius an die Kehle, und warf ihn an die Wand. Das Phlegma des Officiers hatte ihn nicht ſo verdroſſen, als daß Quinctius da ſtand, und ihm vor der Naſe jede Bewegung nachmachte. Quinctius ſtampfte mit dem Fuße, knirſchte die Zähne, und focht mit den Hän-

den,

den wie Graßheim; und dieſer warf ihn an die Wand.

Es entſtand ein lautes Gelächter. Herr, rief Graßheim, warum machen Sie mir jede Bewegung nach? Quinctius raffte ſich auf. Er ſah die Geſellſchaft umher mit großen Augen an, ſchüttelte mit dem Kopfe, und antwortete, da Graßheim ſeine Frage noch einmahl wiederholte, ſehr gutmüthig: „wahrhaftig, Herr von Graßheim, nicht um Sie zu beleidigen.“ — Und warum denn? fragte Graßheim noch immer erbittert. — „Um Sie kennen zu lernen,“ anwortete Quinctius. Ein neues Gelächter. Gut, ſagte Graßheim; Sie haben mich kennen gelernt, und wenn Ihnen damit noch nicht genügt, ſo ſtehe ich ferner zu Befehl.

„Behüte Gott! ſagte Quinctius mit aller möglichen Gutherzigkeit; ich kenne Sie ſchon ſo ziemlich. Sie ſind trotz Ihrem Zorne ſanft wie ein Lamm, gutmüthig wie ein junges Mädchen. Sie thun böſe, und ſind es nicht. Sie haben die beſte Phyſiognomie von der Welt, und Kampanella ſelbſt würde kein böſes Haar an Ihnen finden.“ Dies alles ſagte er mit

einer Aufrichtigkeit und mit einer Kälte, die Graßheimen ſowohl als die übrigen in Erſtaunen ſetzte. „Kommen Sie, ſetzte er dann hinzu; wir müſſen näher mit einander bekannt werden.“

Ha! kommen Sie! rief Graßheim erhitzt; ich will Ihnen zeigen, welch ein Lamm ich bin. Sie gingen Beide. Quinctius führte ſeinen Feind, der mit ihm zu einem Zweikampfe zu gehen glaubte, auf das Zimmer ſeiner Mutter. „Sehen Sie, liebe Mutter,“ ſagte er im Hereintreten, und führte den beſtürzten Graßheim nahe vor ſie hin: „ſehen Sie, dies iſt ein ſehr edler Mann, den ich Ihnen bringe.“ Die Frau von Flaming verneigte ſich ſehr artig, und ſagte dem jungen Graßheim etwas ſehr Verbindliches. Graßheim ſtand da mit Blicken, die ſich nicht beſchreiben laſſen. Er betrachtete die Frau von Flaming, dann die reitzende Käthe, dann Quinctius, einen nach dem andern. Er ſtotterte etwas daher, das einem Entſchuldigungskomplimente ähnlich ſehen ſollte, und wovon man nichts verſtand. Endlich erhielt er denn die Beſinnung wieder, und brachte ei-

nige Stunden in der Geſellſchaft der beiden Damen ſehr angenehm hin.

Von dieſem Tage an war Graßheim der ſtete Begleiter der Flamingiſchen Familie, und ein Freund von Quinctius. Er machte dieſem begreiflich, daß, ſo ſchön auch Kampanella's Methode die Menſchen kennen zu lernen, ſeyn möchte, ſie doch nothwendig ihren Anhänger in unzählige Händel verwickeln müßte. Quinctius verſprach denn auch, dieſe Methode nicht mehr ſo ſichtlich zu treiben, als diesmal. Während daß Quinctius um Graßheims Freundſchaft buhlte, bewarb ſich dieſer um Käthens Liebe. Er ging aber ſehr behutſam zu Werke; denn in der erſten Unterredung hatte er ſogleich gemerkt, daß Käthe ſich ſehr wenig mit ihm beſchäftigte, ſelbſt wenn er ſie anredete. Er erfuhr auch ſehr bald von Quinctius Käthens Geſchichte mit Liſſow. Daher ſuchte er ſich Anfangs nur Käthens Vertrauen zu erwerben, und das erhielt der feine Graßheim bald. Er nahm innigen Antheil an des Mädchens Kummer, ſprach mit Achtung von der Liebe, und mit Rührung von einer unglücklichen Liebe, ſo daß

Käthe manchmahl ſogar bereit war ihn zum Vertrauten ihrer Leidenſchaft zu machen. Den feinen Blicken der Frau von Flaming entging die Neigung des jungen Mannes nicht. Sie erkundigte ſich nach ihm auf alle mögliche Art, und alle Nachrichten ſtimmten dahin überein, daß er ein reicher, verſtändiger und redlicher Mann wäre, deſſen Verbindung jedes Haus in Berlin wünſchte. Der Monath, den der Baron für dieſe Reiſe zugeſtanden hatte, war verfloſſen, und die Frau von Flaming reiſte wieder ab. Sie bat den Herrn von Graßheim, ſie auf ihrem Gute zu beſuchen. O ja, thun Sie es doch, ſetzte Käthe hinzu. Graßheim verſprach es. Die Kur hatte bei Käthen angeſchlagen. Sie war auf der Rückreiſe heiterer, ja zuweilen muthwillig. Zu Hauſe erzählte man dem Baron ſeine Abentheuer, und Käthe hielt Graßheimen eine Lobrede, die ſo warm war, daß der Baron ſie mitten in ihrer Rede ſtehen ließ, und die Graßheime unter den geturnierten Familien aufſuchte. Er ſchob die Mütze unruhig hin und her. Da war kein Graßheim. Höre, Käthe, ſagte er auf einmahl: ich wollte, er

hätte ein Paar Tugenden weniger, und ein Paar Ahnen mehr. Nur ehrlich müßte er bleiben; denn ohne Ehrlichkeit ſind alle Ahnen Narrenpoſſen. Graßheim! Graßheim! Das Haus iſt nicht zweihundert Jahr alt.

„Aber, gnädiger Herr Onkle, er hat für zweihundert Jahre Tugenden; und das, ſollte ich meinen —“

Du! du! Ja, ja Ihr Mädchen, wenn Ihr heirathen wollt, da fragt Ihr: kann er ſingen, pfeifen, tanzen und ſo weiter? hat er eine hübſche Hand, einen hübſchen Fuß? Aber hat er einen Stammbaum? Das iſt eine Kleinigkeit. Nun ja, blas nur nicht ſo auf, wie ein Truthahn ſo roth! Du ſollſt ihn haben. Du kannſt ihm ein Paar Ahnen abtreten.

Käthe ſah ihren Onkle mit einer hohen Schamröthe an. „Haben?“ ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen: „wer redet denn von Heirathen! Ich habe daran nicht mit einem Gedanken gedacht.„

Und es wäre auch unmöglich, fiel Quinctius ein; denn Graßheims Herz iſt nicht mehr frei.

Käthe erröthete noch einmahl, als Quinc⸗tius das ſagte. Deſto beſſer! ſagte der Frei⸗herr. Heim iſt zwar eine altadelige Endigung, ſo viel als Ingen oder Ing; aber im Tur⸗nierbuche ſteht doch kein einziger Graßheim. Deſto beſſer!

Käthe ging unruhig auf ihr Zimmer. Sie vergoß ein Paar Thränen, daß man ſie nur für fähig halten konnte, ihren geliebten Liſ⸗ſow zu vergeſſen; indeß ſtieg doch eine nicht kleine Neugierde bei ihr auf, zu wiſſen, an wen Graßheims Herz verſagt wäre. Wie würde ſie gelacht haben, wenn ſie gewußt hätte, daß Quinctius ſich ſelbſt unter Graßheims Gelieb⸗ter verſtand! Quinctius war voll der Plato⸗niſchen Idee von reiner Liebe zu einem ed⸗len Manne. Er ſah Graßheim, glaubte ihn zu lieben, prüfte deſſen Herz, wie wir wiſſen, nach Kampanellas Methode, und fand es ſei⸗ner würdig. Von nun an hatte er Graßhei⸗men von nichts als von dieſer alles überwin⸗denden Liebe zu ihm vorgeſchwatzt. Graßheim lächelte. Er antwortete dem gutherzigen Men⸗ſchen auf eben die Weiſe, und Quinctius zweifelte nicht länger, in ihm die gleich⸗

geformte Platoniſche Seele gefunden zu haben, der die ſinnlichere irdiſche Liebe zu dem Weibe verachtenswerth ſeyn müßte.

So lebte die Familie einige Monathe. Quinctius wechſelte Briefe mit ſeinem Freunde. Auf einmahl erſchien Graßheim ſelbſt. Noch denſelben Abend hatte er die Liebe des Barons in einem hohen Grade; denn er hörte mit Entzücken die Thaten der Flaminier aus dem Munde des Barons, und rief einmahl über das andere: welch ein Mann ſind Sie! Er ſtand halbe Stunden vor den Stammbäumen des Barons, die Arme über die Bruſt gekreuzt, und ſchien in Betrachtung der Nahmen verloren. O wahrhaftig, ſagte der Baron: wenn Sie keine Ahnen hätten, Sie wären es werth welche zu haben. Noch mehr aber erſtaunte der Baron, da ihm Graßheim eine Geſchichte aus den Kreuzzügen erzählte, worin ein Graßheim Senior, woraus das Wort Seigneur entſtanden ſey, genannt wurde. Er verſprach ſogar, ihm das Buch zu ſenden. Nun ſchüttelte der Baron wieder den Kopf. Mich ärgert es, Käthe, ſagte er, daß der Graßheim ſchon verſprochen iſt; denn ſeine Vorfahren

ſind mit vor Jeruſalem geweſen. Und was du von ihm geſagt haſt, iſt wahr, Käthe: gelehrt iſt er, ſchrecklich gelehrt. Er weiß, daß man ehedem den Adel Senior nannte, woraus die Franzoſen Seigneur, und die Italiäner Signor gemacht haben. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben und geſtehen, das habe ich nicht gewußt. Wie ich ſage, ich wollte tauſend Thaler drum geben, daß er noch nicht verquengelt wäre; du ſollteſt ihn haben. Turnier und Kreuzzüge! Sieh, da hätten wir die berühmteſte Familie in der Welt: Rom, das erſte Turnier und der erſte Kreuzzug! Der Henker hole es, daß er verlobt iſt!

Käthe ſagte zwar nicht: der Henker hole es; aber ſie war doch nicht ganz ſo freundlich gegen Graßheim, als ſie in Berlin geweſen war. Graßheim ſchien auch gar nicht auf Käthens Herz los zu wollen. Er ſprach kein Wort von Liebe; er nannte ſeine Empfindung für Käthen nur Ehrerbietung, Freundſchaft. Warum, ſagte Käthe bei ſich, warum ſollte ich die nicht annehmen? Und dabei erzählte Graßheim ſo angenehm, blies die Flöte ſo ſchön, ſang ſo rührend, wußte ſo viel tauſend ange-

nehme Kleinigkeiten zu ſagen, zu thun und an⸗zuſtellen, konnte jedem, auch dem kleinſten Vergnügen, einen ſo eigenen Reitz geben, daß er der ganzen Familie nothwendig wurde. Jetzt zog ihn der Baron über eine zweifelhaf⸗te Stelle, über einen Nahmen, über eine Be⸗denklichkeit bei Adelsgeſchichten zu Rathe; und Graßheim wußte zu antworten. Dann ſaß er neben der Frau von Flaming, und philoſophirte mit ihr über Menſchen und Tugend; dann platoniſirte er mit Quinctius, disputirte mit Beyern, und dann ſaß er bei Käthen auf ih⸗rem Zimmer, und las ihr einige Franzöſiſche Gedichte Deutſch vor, oder lehrte ſie ſingen, oder zerſtreuete ihren Kummer durch einige unterhaltende Erzählungen. Er brachte bei Käthen jeden Augenblick zu, den er den An⸗dern rauben konnte, und doch glaubte ſich kei⸗ner von ihm verſäumt. Graßheim! ſchallte es von allen Zimmern; und da war die Freude, wo man Graßheim hatte.

Der arme Liſſow fuhr Anfangs noch nicht übel; denn kaum war Käthe allein, ſo flogen ihre Gedanken zu ihm. Nach einigen Wochen aber konnte Käthe einen ganzen Tag durch la⸗

chen, ohne daß der Gedanke an Liſſow ei-
ne traurige Miene herbeirief. Nun aber ſchien Graßheim Käthens Rolle übernommen zu haben. Er wurde jetzt in ihrer Geſellſchaft zerſtreuet, unruhig, ſtill; er konnte jetzt ſtundenlang da ſitzen und ſie mit langen ſehnſuchtsvollen düſtern Blicken betrachten. Dann kam ein Seufzer aus ſeinen Lippen. „Aber, mein Gott, Graßheim,“ ſagte dann Käthe, „wo ſind Sie jetzt? Gewiß in Berlin! Ich ſollte es übel nehmen, daß Sie bei mir ſo viele Langeweile fühlen.“ Und ſie nahm es nicht übel. Nach und nach zog er ſie ſogar in den Strom ſeiner Seufzer und ſeiner dunkeln Blicke mit hinein. Sie ſaßen ſtundenlang neben einander, ohne ein Wort zu reden, und ſeufzten um die Wette, außer daß Käthe ihre Seufzer allemahl in ein Huſten oder in ein Paar Worte wickelte, und ſie ſo in die Welt ſchickte. Aus den Seufzern wurden Blicke, dann Anſpielungen, Händedrücke, und wie die Litanei der Liebe weiter heißt.

Kurz, Liſſow war längſt vergeſſen, als Käthe merkte, daß er vergeſſen war. Nun beſtürmten Reue und bittre Vorwürfe von Un-

treue das arme Mädchen. Nein, rief ſie, ich will ihm treu bleiben. Sie drückte beide Hände auf ihr Herz, als ob ſie es verbergen wollte. Wehe der Treue, die man ſich vorſetzen muß! Da wollte ſie Graßheimen nicht wieder ſehen. Sie floh vor ihm, ſie antwortete auf alle ſeine rührenden Fragen: was er ihr zu Leide gethan habe? nicht ein Wort. Schon triumphirte ſie. Aber da ſtand Graßheim, ſah ſo wehmüthig bittend zu ihr auf, und flehete ſo herzdringend, daß der Vorſatz dahin war. Sie gab Graßheim die ſchöne Hand, und er bedeckte ſie mit Küſſen. Jeden Abend bereuete Käthe mit heißen Thränen den verfloſſenen Tag, und ſie wußte — ach, mit Angſt fühlte ſie das! — es würde morgen Abend wieder etwas zu bereuen geben. Das Gewiſſen hatte eine Zeitlang Zahlung bekommen; und — wie es denn ſo geht — Käthe fing an ſich zu entſchuldigen. „Lieber Gott, es iſt ja doch unmöglich, daß ich ihn je heirathen darf. Er würde mich unglücklich, und ich ihn verächtlich machen. Die Tante hat doch wohl Recht! Und dann, kann ich für mein Herz? habe ich mich denn gemacht?" Endlich — wie

es ebenfalls ſo geht — bekam Liſſow noch obendrein Unrecht. „Warum hat er mich verlaſſen? warum läßt er nicht ein Wort von ſich wiſſen? Vielleicht, wahrſcheinlich, o gewiß, er iſt mir längſt ungetreu! Soll ich nicht meine Liebe zu ihm überwinden, da es meine Verwandten, meine Wohlthäter mir zur Pflicht machen?“ Kurz, nach und nach riß jedes Fädchen, womit Zeit, Liebe, Jugend, Eitelkeit, Gewohnheit und Phantaſie ihr Herz an Liſſows Herz geknüpft hatten. Die Reue kam wohl noch zuweilen wieder, aber nur auf Augenblicke. Sie that jeden Schritt auf ihrer jetzigen Bahn mit Zittern vorwärts, und wurde erſt heiter, als ſie einmahl auf die Vorſtellung fiel, daß ſie als Frau von Graßheim Gelegenheit habe, Liſſow aufzuſuchen, und ihn glücklicher zu machen, als er jetzt wahrſcheinlich ſeyn würde. Kaum hatte ſie dieſen Schlupfwinkel gegen die Angriffe ihres Gefühls gefunden, ſo verlor ſie den Jüngling, den ſie eben nie zu vergeſſen beſchloſſen hatte, völlig aus den Augen.

Jetzt fiel ſie auf die zweite Vorſtellung, an die ſie bis dahin weniger gedacht hatte: iſt

Graßheim verlobt? Nicht möglich. Wie wollte er ſonſt gegen mich ſo zärtlich, mir ſo ergeben ſeyn? Käthe forſchte ganz leiſe bei Quinctius. Quinctius ſprach räthſelhaft davon; aber endlich verſchwanden alle Zweifel, da Graßheim ſich mit einer beſtimmten Liebeserklärung an Käthen ſelbſt wendete. Käthe ſpielte die Rolle eines Mädchens. Sie erſtaunte, blieb erröthend und ſtarr da ſtehen, antwortete nur mit einigen zärtlichen Blikken, ſeufzte, rang die ſchönen Hände, und ließ den Liebhaber ohne Antwort. Nun aber mußte doch das Eis gebrochen werden. Käthe ſchlich um ihre Tante her, wie ein Kätzchen, leiſe, heimlich, mit großen verlangenden Augen. Die Tante mußte es ſehen. Da kam es zu einem Geſpräche, worin freilich Käthe noch einmahl verſicherte, daß ſie ganz unmöglich dem armen Liſſow ungetreu werden könnte, doch aber endlich ſich den Vorſtellungen und Bitten der Tante ergab, und ihr die ganze Schuld bei dem Handel auf ihr Gewiſſen ſchob. So war denn Liſſows Unglück laut erklärt. Die Tante nahm nun den Herrn von Graßheim vor, und ſchickte ihn an den Baron. Dieſer ſchloß den

freudetrunkenen Mann in die Arme. Senior! rief er: Seigneur, Signor! Sie ſollen das Fräulein haben, das Fräulein Katharina von Nothafft zu Wernberg. Sie ſind zwar mit Gottfried von Bouillon, Herzog zu Lothringen, auf einem Kreuzzuge geweſen; allein dagegen war Käthens Stammmutter 939 auf dem Turniere zu Magdeburg unter Sr. Majeſtät Kaiſer Heinrich dem Vogelſteller; und Ihres Onkles Vorfahren triumphirten in Rom alle nach der Reihe. Denn daß der Cajus vom Hannibal geſchlagen wurde, das —

„Es iſt noch immer Ehre, von einem Hannibal geſchlagen zu werden.“

Das ſag' ich auch! Und dann, ſehen Sie, wer das Terrain da kennt an dem verdammten See, zwiſchen den Felſen! Ich habe mir eine Spezialkarte von der Gegend für ſchweres Geld machen laſſen. Sehen Sie, links iſt der See. Nun macht Cajus Front gegen den Feind. Ein Dummhut war er, daß er da Front machte, das iſt nicht zu leugnen. Aber das Mädchen, die Käthe, ſollen Sie haben trotz allen Hannibals, und allen Seen und Felſen in der Welt. Und die Kreuzritter

haben auch nicht immer triumphirt, und da hat denn am Ende wohl Ihr Senior Graßheim meinem Cajus Dummhut nichts vorzuwerfen. Wir wollen die Fehler unſerer Seniors mit der Hochzeit wieder gut machen. Und der Hannibal war doch im Grunde ein anderer General als alle Türken.

„Das war er, Herr Baron. Und das verdammte Terrain dazu! Alſo Käthens Hand iſt mein?“ Er fiel dem Baron entzückt um den Hals, und der Handel war richtig.

Nun ging es denn an ein Glückwünſchen im Hauſe. „Gottlob!“ ſagte die Frau von Flaming zu Beyern, den ſie zu den Liebenden ins Zimmer führte: „Ihr Ovid iſt der erſte Mann aller Männer. Er hat zwei Menſchen aus einem Strudel von Elend gerettet.“ — Ja, ja! ſagte Beyer; wozu ein Ding nicht gut ſeyn kann! Der Ovidius! der Ovidius! ich hätte ihm das nimmermehr zugetrauet. — „Glauben Sie mir, alle Gelehrten ſollten ſich bemühen, die große Frage aufzulöſen: was iſt die Liebe? Denn die Liebe hat den Menſchen ſchon mehr Verdruß gemacht, als alle Atomen, wovon die großen Bücher immer reden, was

ſie ſind, und was ſie nicht ſind, und die kein Menſch hört und ſieht und fühlt. Sehen Sie, da ſitzt nun Käthe mit Graßheim. Beide ſind ſtumm, ohne Leben; und doch reden ſie große Dinge zuſammen. So iſt die Liebe!“ — Ich weiß was ſie iſt, ſagte Beyer auf einmahl pathetiſch, hob den Finger auf, und deklamirte die zwei Verſe aus Opitz:

Sie iſt Eleuſis, wo Geberden
Ohne Mund gebrauchet werden.

Nur Schade, fuhr er fort, daß ich nicht recht dahinter kommen kann, was ſie eigentlich bedeutet und iſt, ſo viele Mühe ich mir auch darum gegeben habe, ſo viele Nächte ſie mir auch koſtet.

„Was, lieber Beyer? die Liebe? Ihnen?“

Ei, behüte Gott! Die heilige, geheimnißvolle Feier zu Eleuſis. Ich bin ein Geiſtlicher, gnädige Frau; wie kann ich mich mit der Liebe abgeben? Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe aber ſind ein weit wichtigerer Punkt.

„O wahrhaftig, nicht halb ſo wichtig, als der erſte Seufzer, der das Geheimniß einer Mädchenbruſt enthüllt.“

Beyer gratulirte nun dem jungen Paare, das endlich doch deſſen laute Stimme aus ſeinen verliebten Träumereien geweckt hatte. Käthe war das glücklichſte Mädchen der Erde. Sie ſagte das Beyern. Er wünſchte, daß ſie es bleiben möchte, und ſetzte noch ein Paar moraliſche Regeln hinzu, die Käthen ſo ſichtlich an Liſſow erinnerten, daß ſie roth und bleich wurde. Die Frau von Flaming unterbrach den gutherzigen Gelehrten geſchwind. Sie ſah, daß er im Gange war, zu tief in den Text zu kommen.

Aber bei einem ſchicklichen Anlaſſe nahm dann die Tante das glückliche Mädchen ſelbſt vor. „Sag mir einmahl, Käthe, recht aufrichtig: biſt du glücklich?“ — O Tante, ſo ſehr man es ſeyn kann! — „Liebſt du Graßheim?“ — Theure Tante, unſäglich. — „Wie aber iſt es denn zugegangen, daß deine heiße Liebe zu Liſſow, der du ſo oft die Ewigkeit prophezeieteſt, ſo vergänglich geworden iſt?“ — Käthe ſchlug das glänzende Auge nieder. Endlich ſagte ſie ſchüchtern: O Tante, das iſt grauſam!

„Liebe Käthe, nicht grauſam. Ich hoffe, was du Grauſamkeit nennſt, ſoll Arznei für dich werden. Du liebteſt Liſſow eben ſo heiß, eben ſo leidenſchaftlich, mit eben der gewiſſen Ueberzeugung, daß dieſe Liebe nie wanken, viel weniger vergehen könnte, als du jetzt Graßheim liebſt. Die Liebe verging früher als du dachteſt, und in deinem Herzen iſt für Liſſow gewiß nichts mehr, als ein zärtliches Wohlwollen, und der heiße Wunſch ihn ſo glücklich zu wiſſen, wie du es biſt. Nicht?“

Ach, liebſte Tante, Sie kennen mein Herz ſo genau. Ja, ſo iſt es, und eine gewiſſe Unruhe, oder Reue, oder —

„Nicht Reue, Käthe; denn du haſt nicht unrecht gethan. Was du jetzt thuſt, auch wenn du es nicht gern thäteſt, warſt du deinen Verwandten, deinem eigenen Glücke ſchuldig. Aber davon nichts. Glaubſt du nun wohl, daß deine jetzige Liebe zu Graßheim eben ſo vergänglich ſeyn könnte, wie die Liebe zu Liſſow?“

Nein, theure Tante, gewiß nicht. Nein, die kann nicht vergehen; die dauert ſo lange ich lebe.

„Warum denn Käthe? Das iſt doch ſeltſam! Was du jetzt fühlſt, haſt du bei Liſſow auch gefühlt. Was du jetzt ſagſt, haſt du auch damals geſagt. Die Liebe, gutes Kind, iſt ſo vergänglich, wie alle anderen Dinge auf der Erde; aber ein warmes Herz befindet ſich bei ſeinen Gefühlen ſo wohl, daß es denkt, es werde ſie nie können fahren laſſen. Wo iſt der Unterſchied zwiſchen deiner jetzigen und deiner ehemaligen Liebe, der dir es ſo gewiß macht, daß die jetzige ewig dauern wird?“

Ach, Tantchen, Sie machen einen angſt und bange. Aber ich fühle es doch, Tante.

„Das fühlteſt du ja ehemals auch. Denke doch nur nach. Aber weiter! Denke einmahl daran, was die Urſache iſt, daß deine Liebe zu Liſſow aufgehört hat! Was meinſt du wohl? Denke einmahl darüber nach.“

Ja, das mag Gott wiſſen; ich weiß es nicht. Oder wohl, Graßheim iſt edler, beſſer, klüger als Liſſow.

„Thu Liſſow kein Unrecht, Kind. Liſſow war ein ſehr edler Menſch, ein ſchöner, ein kluger Menſch. Du glaubſt zwar jetzt, daß Graßheim der edelſte Menſch auf der Erde

iſt, und thuſt wohl daran; allein eben das glaubteſt du von Liſſow auch. Das glaubt die Liebe allemahl. Ich will es dir ſagen. Die Liebe hört allemahl auf, ſobald man lange von dem Geliebten getrennt iſt. Man vergißt den Geliebten, wie man alles vergißt, wenn man nicht oft an ihn erinnert wird. Wenn dir Liſſow die Hand drückte, ſo war das deinem Herzen eine reitzende Empfindung; wenn er dich in ſeine Arme ſchloß, ſo war der Himmel in deinem Herzen. Er verließ dich, er konnte nun nicht mehr mit dir reden, deine Hand drücken, dich in ſeine Arme ſchließen; die ſchönſten Gefühle deines Herzens hörten alſo auf. Deine Einbildungskraft wiederholte dir zwar alles das noch oft; aber das Vergnügen wurde doch nach und nach immer ſchwächer: ſo wie du nach einem großen Vergnügen einige Tage hinterher noch immer mit Freude daran zurückdenkſt, aber endlich es ganz vergißt. Sieh, da ſaßeſt du hinten im Gebüſch, und dachteſt und träumteſt von Liſſow, und wareſt auch da noch glücklich. Endlich hörte dein Vergnügen daran auf. Graßheim kam, machte dir andere Vergnügungen, und deine Liebe war

vergeſſen. So ging es ungefähr zu. Meinſt du nicht auch?"

Ja, liebe Tante, gerade ſo. Alle Tage dachte ich eine Stunde weniger an ihn, und immer mit mehr Ruhe; und jetzt —

„Und jetzt gar nicht. Sieh alſo, deine Liebe zu Graßheim könnte auf eben dieſe Weiſe vergehen, und du wäreſt eben ſo wenig Schuld daran. Nun aber wirſt du es deſto ſeltſamer finden, daß Mann und Weib ſich ewige Liebe verſprechen müſſen, da es doch eigentlich nicht in unſrer Gewalt ſteht, ewig zu lieben. Giebt es alſo gar kein Mittel die Liebe dauernd zu machen?"

Ich muß mich nie von meinem Manne trennen, denke ich; ſo bleibt die Liebe ewig.

„Richtig, mein Kind. Du fühlſt, wie glücklich dich jetzt deines Graßheims Liebe macht. Erhalte dir alſo ſeine Liebe und dein Glück. Trenne dich ſo ſelten, ſo wenig von ihm wie möglich; und damit er deine Geſellſchaft auf der Erde am liebſten haben möge, ſo ſey ſo gefällig wie möglich gegen ihn. Lebe häuslich, und mache dein Haus zu einem Aufenthalte des Friedens, der Ruhe, der ſtillen

Freude. Erziehe deine Kinder mit der größten Aufmerkſamkeit. Wohlgezogene Kinder ſind das feſteſte Band der ehelichen Liebe. Nicht allein von der Entfernung hört die Liebe auf, ſondern auch vom Beſitze. Ein Vergnügen, das du ganz genoſſen haſt, bleibt nicht länger ein ſo großes Vergnügen, als es Anfangs war. Gieb Acht, Käthe; die zärtliche, ehrerbietige Liebe, die Graßheim jetzt zu dir hat, hört vielleicht ſchon im erſten Jahre auf. Verdopple dann deine Gefälligkeit, deine Heiterkeit, deine Güte gegen ihn. Wenn dein Händedruck in ſein Auge nicht mehr den hellen Strahl des Entzückens lockt, ſo werde nicht mürriſch; ſey deſto heiterer, deſto gefälliger gegen ihn. Du giebſt ihm das Verſprechen deiner ewigen Liebe. Du liebteſt vielleicht jetzt Liſſow, wenn du Graßheim nicht hätteſt kennen und in einem vertrauten Umgange ſchätzen und lieben lernen. Das Beiſpiel ſey deine Warnung! Begieb dich nie in den Strudel der Vergnügungen, der häufigen Geſellſchaften, der Bälle, des Spiels. Dieſe Zerſtreuungen tödten deine Liebe zu deinem Manne. Fliehe den vertrauten Umgang mit

jedem Manne. Du biſt nie Herr deines Herzens, wenn du ihn wagſt; aber Herr deiner Tugenden kannſt du ſeyn, wenn du vorſichtig lebſt. Ein Weib, das einen fremden Mann nur ihrem Manne gleichſchätzt, iſt der Geſellſchaft verächtlich, dem Manne ein freſſendes Gift, den Kindern die allerböſeſte Geſellſchaft, und ſich ſelbſt eine ſchmerzende Wunde."

Das ungefähr ſagte die Frau von Flaming, und Käthens blaue Augen blieben — zu ihrer Ehre — nicht trocken, und, wogegen Thränen ſehr wenig ſagen wollen, ihr Verſtand begriff die Worte: „Das Weib ſoll alles in der Welt verlaſſen und an ihrem Manne hangen.„

Quinctius nahm es ſeinem Freunde ſehr übel, daß er nicht beſtändiger in der Platoniſchen Liebe geweſen war. Er ſchrieb an Graßheim eine ſtolze Epiſtel, worin er ihn noch einmahl bei allem, was ihm heilig war, beſchwor, der Männerliebe, durch die Epaminondas, Alcibiades und alle Helden des Alterthums ſich gehoben hätten, doch nicht die Weiberliebe vorzuziehen. Beyer fand den Brief, der noch unvollendet war, und der beſorgte Gelehrte, dem bei dieſem Briefe das verächt-

lichſte aller Laſter einfiel, blieb ſtarr wie eine Bildſäule des Schreckens ſtehen. Er las den Brief noch einmahl, und fand ſich immer mehr in ſeinem Wahne beſtärkt. „Deine Schönheit, Graßheim,“ ſo ſchrieb Quinctius, „zog mich zu dir; ich betete dich an. Und du, Ungetreuer, lehrteſt mich die himmliſche Wolluſt, die Liebe, kennen. Wir liebten uns, ja wir liebten uns, und waren in unſerm Genuſſe inniger vereint, glücklicher, als du je in den Armen des vollkommenſten Weibes werden kannſt.„ Mit zitternder Hand warf Beyer den Brief ins Feuer. Unſchlüſſig ſtand er da. Jetzt wollte er zu dem Baron, und ihm alles entdecken; er zitterte nur vor des Barons Hitze. Jetzt wollte er zur Frau von Flaming; da hielt ihn die Scham zurück. Mit welchen Worten ſollte er einer Frau das Verbrechen bezeichnen? Als er mitten in dieſer Unentſchloſſenheit war, kam Käthe ſingend in ſein Zimmer.

Kaum erblickte er das betrogene Mädchen, ſo trat eine Thräne des Mitleidens in ſein Auge. Unwillkürlich ergriff er ihre Hand, hielt ſie, ſah ſie mit ſtillen Blicken an, und

ſagte, beinahe ohne es zu wiſſen: unglückliches Mädchen! Sein Ton war ſo eindringend, daß er ſogar der muntern Käthe auffiel. Sie bat Beyern, zu reden; aber ſie brachte nichts von ihm heraus, als dieſe beiden Worte. Und dieſe beiden Worte ſetzten ſie in eine große Aengſtlichkeit. Eben war Quinctius von ihr gegangen. Mit finſtern Blicken hatte er ſie betrachtet, und als er ging, mit einem tiefen Sinne zu ihr geſagt: und dachten Sie gar nicht an das Opfer, das ich Ihnen ehemals brachte? Quinctius verlangte, ſie ſollte fragen; und dann wollte er ihr ſeine hohe, reine, göttliche Liebe zu Graßheim entdecken. Sie dachte, es ſollte ein Vorwurf ihrer Untreue gegen Liſſow ſeyn, und fragte nicht. Daran dachte ſie jetzt wieder. Sie zitterte, und wußte nicht warum. Ihre Aengſtlichkeit nahm zu; denn ihre Tante betrachtete ſie mit einer ſeltſamen Unruhe, und einmahl hörte ſie ſogar von ihr mit einem Seufzer ſagen: der arme Junge!

Das war von der Tante ganz natürlich. Sie hatte an Liſſow gedacht, und auf einmahl fiel ihr bei, daß die Zeit bald verſtrichen war,

die Liſſow ausbleiben wollte. Nun kommt er zurück, dachte ſie, und findet die Geliebte, für die er zwei Jahre lang vielleicht alles Elend erduldet hat, in den Armen eines Andern! Der arme Junge! ſtieß ſie heraus, als ſie das reitzende Mädchen in der vollen Blüthe ihrer Schönheit und Jugend vor ſich ſah; denn ſie hatte ihm ja das Mädchen geraubt. Käthe, die arme Käthe, ging mit gepreßter Bruſt auf ihr Zimmer, und weinte ſich ſatt. Sie hatte nicht das Herz zu fragen: was macht Liſſow? Sie glaubte, ſie zitterte zu hören: er iſt aus Liebe für dich geſtorben.

So ſaß ſie, und ihr Oheim trat zu ihr in das Zimmer. „Nun Käthe, was iſt dir? Was weinſt du? Biſt du wunderlich? was iſt denn?"

Käthe ſchwieg und weinte fort. „Aber, zum Teufel! ſteckt dir etwas im Kopfe, ſo thu den Mund auf. Biſt Braut, und weinſt!"

Ach, daß ich Braut bin! daß ich Braut bin! eben daß ich Braut bin! ſagte Käthe jetzt mit Herzensangſt und ſchluchzend.

„Daß du Braut biſt? Mädchen, biſt du wieder toll? He! denkſt du etwa wieder die

ganze Welt und den Paſtor zu Narren zu haben? Sey nicht wunderlich! Wo in aller Welt ſollen wir dir einen andern herſchaffen? Bedenke doch nur, unter Gottfried von Bouillon diente ſein Vorfahr, und er hatte den Titel Senior; daraus iſt das Franzöſiſche Wort Seigneur und das Spaniſche —“

Ach, Gott! gnädiger Herr Onkle, mir iſt, als läge mir eine Welt auf der Seele.

„Der Teufel! er hat ja Jeruſalem mit erobert. Beſinne dich doch!“

Ach, ich wollte, ich läge im Grabe!

„Ja, ja! und das heilige Grab dazu, und die heilige Lanze. Und der Papſt Urban hat ihn 1095 ſelbſt eingeſegnet. Das war aber der Papſt nicht, der die Turniere abſchaffte. Sieh, du bekommſt ja einen eingeſegneten Mann.“

Mir iſt ſo angſt, ſo bange. Ach gnädiger Herr Onkle, mir iſt ſo angſt.

„Und die Parole hieß: Deus le volt; das heißt zu Deutſch: Gott will es! und mit der Parole haben ſie die Türken beſiegt. So ſey doch ruhig! Die Parole hat er noch. Und mit den Fürſten und Herren iſt er um-

gegangen, wie mit ſeinen Brüdern. Ich kann ſie dir alle nennen. Da habe ich erſt Familien kennen lernen, Käthe, von denen im Spangenberg nichts ſteht, als zum Exempel Hunfred de Monte, Boello — Und kommſt du in Wochen, ſo ſoll der Junge Boello heißen. Der Boello war ein Mann! So einer wird nicht wieder jung. In Köln hat er damals funfzig Juden niedergehauen. Und dieſer Boello war ſein Vorfahr! Nun ſag, wie kannſt du einen beſſeren Mann je bekommen?"

Ach, alles das konnte das arme Mädchen nicht beruhigen. Unglückliches Mädchen! ſagte Beyer mit einem ſo rührenden Tone. Quinctius von Mitleiden durchdrungen hatte ſie gewarnt, und die Tante ihr geſagt: der arme Junge! Sie weinte fort, wagte ſich nicht von ihrem Zimmer, und zitterte vor einer Begebenheit, die ſie von Graßheim, dem geliebten Graßheim, trennen könnte.

Dem Baron wurde bei Käthens Betragen wunderlich zu Muthe. Ihm fiel wieder ein, wie feſt ſie damals auf ihrem Kopfe beſtand, ſich trotz ihrer Liebe zu Quinctius nicht mit ihm trauen zu laſſen. „Hat das Mädchen," brummte

er vor ſich, „wie es ſcheint, wieder die Grille im Kopfe, ſo nimmt ſie ihn nicht, und wenn er Jeruſalem ganz allein erobert hätte.“ Je mehr er darüber nachdachte, deſto gewiſſer wurde es ihm, daß es ſo war, und er betrachtete mit ſchweren Blicken und noch ſchwererem Herzen ſeine Stammbäume. In dieſen Empfindungen überraſchte ihn Graßheim. Graßheim ſah die finſtere Miene des Freiherrn, und fing ſogleich an von Gottfried von Bouillon zu erzählen. Mit Kopfſchütteln hörte der Baron zu. „Ja, ja! alles ſchön! hob er verdrüßlich an; ich wünſchte aber doch, ich wüßte das alles nicht.“ Das fiel Graßheim auf. Er fragte. Der Baron erwiederte unruhig: „es leuchtet ein böſes Geſtirn für Sie, Senior Graßheim! Wenn Sie nur das Mädchen noch bekommen!“

Wie ſo? wie ſo? Er wollte fort. — „Bleiben Sie hier, Graßheim. Laſſen Sie ſich ein Wort merken, ſo kann es noch ſchlimmer werden. Vielleicht giebt es ſich von ſelbſt. Dumme Streiche und kein Ende! Laſſen Sie ſich nichts merken, Senior! Denn haben die Leute es erſt von ſich geſagt, daß ſie dumme

Dinge vorhaben, ſo hilft gewöhnlich kein Zureden mehr. Man muß es dahin nicht kommen laſſen, daß ſie es ſagen können, ſo bleiben ſie noch wohl aus Scham bei der Stange. Laſſen Sie ſich nichts merken, wie geſagt. Vielleicht iſt es eine Poſſe, eine bloße Poſſe."

Man denke ſich Graßheims Angſt. Er drang in den Baron, und erfuhr nichts. Er flog zu Käthen, mit Schrecken auf ſeinem Geſichte. Käthe war eben ein wenig ruhiger geworden. Graßheims Betragen fing an ſie aufs neue zu beunruhigen. Er war zerſtreuet, betrachtete ſeine Braut mit ungewiſſen, zweifelhaften Blicken, und bat aufs neue um ihre Liebe, als ob er ſie noch nicht hätte. O, rief er beinahe außer ſich: wirſt du mir deine Hand geben, meine Geliebte, es komme auch was da komme? es mögen auch Begebenheiten vorfallen, welche da wollen? Käthe ſah ihn mit offnem Munde und ſtarren Blicken an. „Begebenheiten? welche? welche, Graßheim? Ich bitte Sie, welche?" Thränen traten in ihr Auge. O, jetzt war es ihr gewiß. „Was wiſſen Sie?" fragte ſie ängſtlich. Was ich weiß, iſt ſchrecklich, ſagte er noch ängſtlicher;

was ich ſehe, iſt noch ſchrecklicher. Käthe, wenn du mich liebſt, ſo trotze ich einer Welt. Man macht mich bange, ich werde deine Hand verlieren. Käthe wendete ſich mit einem bleichen Geſichte von ihm. Dann fiel ſie ihm auf einmahl um den Hals, und ſagte leiſe: ich liebe dich, Graßheim; aber nun laß mich allein. Graßheim entfernte ſich. Er ſah, es ging hier etwas Merkwürdiges vor, das ihm ein Geheimniß war. Er ging zu Beyern, um Quinctius zu ſprechen. Quinctius war nicht da, aber Beyer; und dieſer fuhr vor Schrecken zuſammen, als er den Verführer ſeines Zöglings ſah. Alles fiel Graßheimen jetzt auf. Er ſprach mit Beyern. Dieſer war kalt, räthſelhaft. Endlich ergriff er Graßheims Hand, und ſagte nachdrücklich: wenn Sie noch einen Funken Menſchlichkeit haben, ſo laſſen Sie Käthens Hand fahren! Und mit dieſen Worten ließ er ihn ſtehen. Graßheim ſtand wie verſteinert.

Auch Käthens Tante war eben ſo wenig ruhig, wie alle anderen Perſonen dieſer Familie. Sie hatte Käthen weinen geſehen. Dann war ſie ein Paar Minuten in Beyers

Zimmer geweſen, und dieſer hatte mit Bedeutung geſagt: man ſollte der Vorſehung nicht in die Hände greifen! „Wie? wenn Käthe unglücklich würde!“ Die Frau von Flaming hatte ein ſehr raſches Gefühl. „Käthe unglücklich! Liſſow und Graßheim unglücklich, und alle drei durch mich!“ Das dachte ſie, und ſpann den Gedanken fort. Kurz, ſie wünſchte, daß ſie weniger thätigen Antheil an der Wendung von Käthens Geſchick genommen hätte. Da trat Graßheim, mit einem Geſichte voll tiefer Beſorgniß, zu ihr herein. Er betrachtete ſie mit ſo mißtrauiſchen Blikken, runzelte die Stirn ſo oft, und ſeufzte ſo tief, daß die Frau von Flaming noch mehr in ihre Träumereien verſank. Endlich brach Graßheim los. Ich glaube, gnädige Frau, fing er an, man hat mir den Zuſtand von Käthens Herzen verhehlt. Jedermann macht es ſich zur Pflicht, mir zu verſchweigen, was ich befürchten muß; und daß ich viel zu befürchten habe, ſagt mir ſeit heute jeder Blick hier im Hauſe. Käthe windet ſich aus meinen Armen mit einer Aengſtlichkeit, als ob ihre Liebe gegen mich ein Verbrechen oder ihr Unglück

glück wäre. — Die Frau von Flaming erſchrak. — Sie erſchrecken? fuhr Graßheim fort; meine Vermuthung betrügt mich nicht. Sagen Sie mir, ſagen Sie mir aus Mitleiden: iſt das wahr, was ich befürchten muß? wird mir Käthe ihre Hand verſagen? — „Und das befürchten Sie?“ fragte die Frau von Flaming zitternd. — Ich! meine gnädige Frau; und was noch mehr iſt, man hat es mir ſchon unter die Augen geſagt. Reden Sie, ſagen Sie mir, warum — wie —

„Ach, das ahnete mir, das ahnete mir!“ ſagte die Frau von Flaming mit einem tiefen Seufzer. „Das unglückliche Mädchen! O Graßheim, Graßheim! wir verbargen Ihnen kein Verbrechen; aber wir verbargen Ihnen ein Unglück: das Unglück eines unſchuldigen Herzens. Ach! ich glaubte, ich wäre allein die Leidende. Käthe iſt es auch! Wie, ſagen Sie mir, wie? wie iſt Käthe? was macht ſie?“

Graßheim beſchrieb Käthens Zuſtand, und, wie es denn geht, wenn man ſich fürchtet, er übertrieb ihn. Sollte ſie ihn geſehen haben? iſt Liſſow etwa hier? Das fiel der Tante mit Schrecken ein. „Graßheim,“ ſagte ſie, den

Kopf ſanft ſchüttelnd: „laſſen Sie mir Zeit, ehe ich Ihnen ſage, was ich denke. Es könnte etwas vorgefallen ſeyn, was mich unglücklicher machen würde, als Sie. Seyn Sie ruhig, aber ſeyn Sie auf alles gefaßt! Wenn es wahr wäre! — Gott! Graßheim, wenn die Unglückliche Sie verloren hätte!“

Da ſtand Graßheim wieder allein. Die Tante ging zu Käthen. Sie öffnete die Thür. Da ſaß Käthe, mit dem Tuche vor den Augen, und ſchluchzte. „Käthe, um Gottes willen!“ rief die Tante, und breitete die Arme aus. Auch ihre Augen hingen voll Thränen. Nun glaubte Käthe ihr Unglück gewiß. Die Tante kam, es ihr anzukündigen. Käthe ſprang auf, und warf ſich heftig ihrer Tante an den Buſen. Liſſow! rief ſie laut. Liſſow! rief ſie noch einmahl. „O Gott! Unglückliche!“ ſagte die Tante. Käthe ſtürzte in ihr Kabinet. Er war todt, aus Liebe zu ihr todt! Das dachte ſie, und warf ſich auf ihr Bett.

Die Tante ſtand, überlegte, wollte ins Kabinet. Da kam Beyer. „Wiſſen Sie, was hier vorgeht, Beyer? fragte die Tante

ſehr betrübt. Ich fürchte, Käthens Heirath wird geſtört." — Und danken Sie Gott, wenn ſie geſtört wird! ſagte Beyer ſehr ernſt. Ich kann nichts weiter ſagen. Aber danken Sie Gott dafür. — Die Frau von Flaming ſank kraftlos in einen Stuhl. Eben riefen die Bedienten zu Tiſch. Man ging; Käthe ließ ſich entſchuldigen.

Der Baron runzelte die Stirn; die Frau von Flaming aß nicht nicht einen Mundvoll; Graßheim ſah auf den Teller vor ſich nieder; Beyer ſpielte gedankenvoll mit ſeiner Tabaks-doſe. Quinctius allein aß, und redete von dem Wankelmuthe der Männer. Schert Euch hinaus! rief der Baron den Bedienten zu, als der Braten da ſtand. Sie gingen. „Nun zum Teufel, was ſteckt denn Käthen im Kopfe? Da hier der Senior läßt den Kopf hängen, wie Cajus am Thraſimenus. Den Teufel! ich will doch wiſſen, wie die Sachen ſtehen. Warum kommt Käthe nicht zu Tiſch? Wie? Nicht wahr, ſie kommt wieder auf die alten Sprünge, und will ihn nun nicht, den Senior?" — Niemand antwortete. — „Nun,

Senior, antworten Sie, wie ſteht es mit Ihnen?“

Ich Herr Baron, ich fürchte leider, nachdem ich ſie geſehen und geſprochen habe, daß ich der unglücklichſte Menſch auf der Erde bin.

„Seht Ihr? das dacht ich gleich! Aber ſo ſoll doch das Wetter dreinſchlagen! Liebt und will nicht heirathen! Hat einer je eine ſolche Narrheit geſehen! Haſt du mit Käthen geſprochen, Frau? Will ſie ihn? will ſie ihn?“

Die Frau zuckte die Achſeln. Beyer ſagte ganz ehrlich: ich glaube, Ihr Gnaden, ſie nimmt ihn nicht, wenn ſie erſt alles weiß.

„So hol es der Teufel“ rief der Baron, und warf die Serviette wüthend hin. „Probiren wollen wir es indeß doch noch einmahl. Aber geben Sie Acht, Graßheim, das Mädchen nimmt Sie nicht. Sie kennen den Starrkopf nicht.“ Er ſtand auf. —

Sie nimmt ihn nicht, ich weiß es gewiß, ſagte Beyer, und ſtand ebenfalls auf.

Da haben Sie recht, ſagte der erſtaunte Quinctius, der auf einmahl meinte, ſeinen Ge-

liebten wieder zu feſſeln: und ſie verdient ihn nicht.

Leider! ſagte die Frau von Flaming; es wird noch Mühe genug koſten.

O, ich ſehe es, rief Graßheim; ſie nimmt mich nicht. Ich bin unglücklich.

Die Bedienten hatten vor der Thüre gehorcht. Sie nimmt ihn nicht, ſagte Heinrich, und lief in die Küche. In einem Augenblick ertönte im ganzen Hauſe, im Garten, überall im Dorfe: Fräulein Käthe nimmt den Herrn von Graßheim nicht. Sie nimmt ihn nicht: das ſagten alle, die ſich im Hauſe begegneten.

Der Baron brummte aufs neue: „wir wollen's noch einmahl probiren.“ Er ließ anſpannen, und gab Befehl, daß der Paſtor geholt werden ſollte. Die Frau von Flaming wollte davon. „Nichts!„ rief der Baron. „Du bleibſt hier. Sie ſoll ſich trauen laſſen, oder gleich auf der Stelle zum Hauſe hinaus! Der Wagen iſt ſchon angeſpannt. Kurz, ſie ſoll ſich erſt kopuliren laſſen, und dann kann ſie mit Graßheim davon laufen. Denn ich weiß, das will ſie.“

Der Prediger kam. Der Baron ſtellte die Geſellſchaft in Ordnung. Dann ließ er Käthen durch einen Bedienten ſagen: ſie ſollte ſogleich kommen. Die Thür ging auf, und Käthe trat mit einem Geſichte herein, auf dem Niemand etwas anderes als Verwunderung finden konnte, ſo ſtarr man ſie auch von allen Seiten anſah. „Käthe!„ hob der Baron in einem rauhen Tone an, und führte ſie vor den Prediger: „wähle! Du läßt dich jetzt gleich mit dem Herrn von Graßheim trauen, oder„ — Ich laſſe mich gleich jetzt mit ihm trauen, ſagte Käthe lächelnd. Mein Gott! ſie nimmt ihn! riefen alle aus Einem Munde. Aber ſoll ich ihn denn nicht nehmen? fragte Käthe, und ſchlug ihre Arme um Graßheim.

„Herr Paſtor, um des Himmels willen! rief der Baron; geſchwind, leſen Sie, was das Zeug hält!“ Der Paſtor las. Käthe antwortete hell und deutlich: Ja; und der Baron rief ſogleich ganz laut: „Gottlob und Dank! Ihr habt es alle gehört.“ Und, ſiehe da! ſie waren kopulirt, und Beyer allein brummte.

Der Baron machte nach der Kopulation einen Freudenſprung, daß alles ſo glücklich ab-

gelaufen war. Diesmahl, Gott ſey Dank! ſagte er zu ſeiner Frau, war unſere Beſorgniß ungegründet. Gottlob! ſagte die Frau von Flaming. Graßheims Entzückungen waren jetzt vorüber. Er näherte ſich dem Baron, und fragte lachend, doch neugierig: aber, Herr Baron, ich erſtaune jetzt mehr als vorher. Warum fürchteten Sie denn, daß ſie mich nicht nehmen würde? „Ja, rief der Baron, ich verſichere Ihnen, das Mädchen hat einen Abſcheu gehabt, ſich trauen laſſen, daß ich es wohl fürchten konnte.“ — Sich trauen zu laſſen? fragte Graßheim. Iſt ihr denn das ſchon öfter vorgekommen? — „Nun, zum Henker! ja. Da mit Quinctius ſollte ſie einmahl getraut werden, und ſie wollte nicht, und hatte ihn damals ſo lieb, als jetzt Sie.

Die Frau von Flaming miſchte ſich jetzt in das Geſpräch, und erzählte Graßheim den Handel ſo ziemlich aufrichtig, bis auf Liſſow. Sie ſagte, daß Käthe Quinctius nicht geliebt, und darum vor der Trauung gezittert habe.

„Aber warum, liebe Frau, glaubteſt du denn, ſie würde ihn nicht nehmen? Wenn das iſt, warum war denn der verdammte Lärm

im Hauſe?“ Graßheim ſah die Frau von Flaming fragend an. Sie ſchwieg verlegen. „Warum heulteſt du denn, Käthe? So antworte! Wir glaubten ja alle, du würdeſt ihn nicht nehmen. Warum glaubten wir denn das? Das muß doch eine Urſache haben. He! Auch Beyer und Quinctius glaubten es ja. Zum Henker, Beyer, laſſen Sie hören!“

Ich, ſagte Beyer, ich, gnädiger Herr, glaubte, der Herr von Graßheim würde das Fräulein nicht nehmen.

Und das war meine Meinung auch, lieber Vater, ſagte Quinctius. Ich ſah es für unmöglich an. Ich hatte mit Graßheim das reinſte Bündniß der Freundſchaft, der Tugend, des Edelmuthes geſchloſſen. Wir wollten uns bis in den Tod alles ſeyn, was je die edelſten Menſchen auf Erden ſich geweſen ſind. Die Sinnlichkeit war ganz aus unſerm Bunde verbannt. Graßheim vergaß dieſer himmliſchen Liebe über die irdiſche; er vergaß des Mannes über ein Weib, der Freundſchaft über die Ehe, der Tugend über die Sinnlichkeit. Ich glaubte, Graßheim ſey ein zu edler Mann, als daß er je heirathen könnte.

„Aber, zu allen Henkern, was quackelt der Junge da? Iſt es denn ein Schurkenſtreich, daß ich dich in einer ordentlichen Ehe, ſtiftsmäßig und ſtiftsfähig in die Welt geſetzt habe? Wer alſo heirathet, iſt ein Schurke? Höre einer nur die abſcheulichen Dinge!

Vater, der göttliche Plato ſagt —

„Iſt ein Narr, wenn er das geſagt hat. Alſo du biſt entſchloſſen unverheirathet zu bleiben? Mein Gott, ſo ſtirbt ja mein —“

Nein, Vater ich will heirathen, ſobald Sie befehlen; allein —

„Keine Kinder zeugen? J, ſo wollt ich —! Iſt das nicht abſcheulich? An den Galgen mit dem Plato! an den Galgen!“

Auch Kinder zeugen, Vater! Das fordert die Natur, dieſer Körper, an den ich gefeſſelt bin, die Materie; allein der Geiſt will mehr, will die Liebe eines Mannes, will die Verbindung, die geiſtige Ehe mit einem edlen Manne, will —

„Mit einem Manne? ein Mann mit einem Manne ſich verheirathen? Sieh da die verfluchte Gelehrſamkeit! Das iſt ja ein Sodomit, der Plato! Bei meiner Ritter-

ehre, bei allen meinen Ahnen! der iſt ja ärger als Cäſo und Lucius. Daher kommt alſo der Lärm? Herr Gott, wenn das unſere Nachbaren hören, daß der Böſewicht einen Mann heirathen will!“

Man hatte große Mühe den Baron zu beruhigen. Beyer erklärte denn das Mißverſtändniß; aber zu einem Widerrufe, daß Plato kein Narr ſey, war der Baron nicht zu bewegen. Beyer ſah nun wohl, wie unſchuldig Quinctius und Graßheim waren; er ſchämte ſich herzlich, daß er ſich von Quinctius Narrheit ſo hatte anführen laſſen.

„Nun aber, Käthe,“ fragte der Baron, „was heulteſt du denn dieſen Morgen, und riefſt: eben weil ich Braut bin! Ich will doch endlich einmahl wiſſen, was an dem Lärmen ſchuld iſt.“ Käthe ſagte: Beyer machte mich ſo angſt. Beyer, der die Urſache nicht ſagen wollte, ſchob die Schuld weiter auf die gnädige Frau; die gnädige Frau auf Graßheim; Graßheim auf den Baron; der wieder auf Käthen; und ſo ging der Handel immer im Kreiſe umher, ohne daß der Baron ein Wort erfuhr. Nach ſeiner Gewohnheit, ſtieß er ei-

nen Stuhl wüthend auf den Boden, rief: ihr ſeid alle Narren, beſonders wenn es ans Heirathen geht! und lief in ſein Kabinet. Nun nahm einer den Andern heimlich in einen Winkel, und fragte: aber warum? Die Tante fragte Beyern: warum waren Sie ſo ſehr gegen die Heirath? Beyer erröthete. So fragte einer den andern. Es blieb ein Räthſel.

Kurz die Bedienten liefen im Dorf umher, und erzählten: ſie nimmt ihn nicht; und eine Stunde darauf liefen des Paſtors Leute ebenfalls im Dorfe umher, und erzählten: ſie ſind getrauet; ſie hat ihn alſo genommen. Die Sache wurde vergeſſen. Am andern Morgen fragte Graßheim ſein junges Weib, warum ſie den Tag vorher ſo unruhig geweſen wäre. Käthe ſetzte ihm ſehr weitläuftig die Urſache davon aus einander; weil ſie aber von Lisſow nicht ein Wort ſagte, ſo verſtand auch er nichts davon. Nun wendete ſich Graßheim an Beyern. Dieſer erzählte ihm von dem Briefe des Quinctius, den er gefunden hatte. Graßheim glaubte, er habe das etwa der Frau von Flaming geſagt. Er lachte, be-

ruhigte ſich, und ſcherzte ſogar mit Käthen über die Urſache ihres Kummers.

Die Frau von Flaming hatte ſich alles ſo ziemlich erklärt, nur nicht Käthens ſchnellen Uebergang aus dem tiefſten Kummer in die heiterſte Ruhe. Sie nahm Käthen heimlich vor, und erfuhr nun den ganzen Handel. Käthe ſaß noch während der Tiſchzeit mit dem bitterſten Gram auf ihrem Zimmer. Sie ſann ſich faſt Kopfweh darüber, was vorgefallen ſeyn könnte. Liſſow iſt todt, dachte ſie; oder er iſt hier, und fordert mich zurück. An beides dachte ſie mit gleichem Schrecken. So ſaß ſie da. Auf einmahl ſah ſie durch das Fenſter im Garten einen Menſchen ſchleichen, der in ſeiner Geſtalt mit Liſſow Aehnlichkeit hatte. Sie würde ihn nicht bemerkt haben, wenn nicht ihre ganze Seele voll von dem Gedanken geweſen wäre: Liſſow iſt hier. Sie wurde bleich wie ein Todter, als ſie endlich auch ſein äußerſt blaſſes Geſicht erkannte. Es war Liſſow. Er redete mit dem Gärtnerburſchen, gab ihm einen Brief, und verſchwand wieder. Käthe ſank vor Schrecken beinahe zu Boden. Doch hatte ſie ſo viel Beſinnung, dem Gärtnerburſchen

entgegen zu gehen und ihm den Brief abzu⸗
nehmen, von dem ſie glaubte, daß er an ſie
gerichtet wäre. Sie lief nun auf ihr Zimmer,
verriegelte ſich, riß den Brief auf, und ſah
erſt jetzt, daß er an ihre Tante, und nicht an
ſie, geſchrieben war. Sie las ihn, und ward be⸗
ruhigt. Leſen Sie ihn ſelbſt, liebe Tante, ſo
ſchloß ſie ihre Erzählung; leſen Sie den
Brief, und Sie werden begreifen, warum er
mich beruhigte. Die Tante las:

„Zehn Schritte von Ihnen, meine theu⸗
erſte gnädige Frau, und, wenn Liebe und Ehr⸗
furcht zu dem theuerſten aller Nahmen be⸗
rechtigen, meine gütige Mutter, zehn Schritte
von Ihnen ſitze ich, und ſchreibe an Sie, und
verſage mir die freudigſte Stunde meines Le⸗
bens, Sie zu ſehen, und von Ihnen zu hören,
daß Sie mich noch lieben. Was ſoll ich Ih⸗
nen ſagen? Ich bin wieder hier, und mein
Schickſal iſt entſchieden. Meine Hoffnungen
ſind verſchwunden, und Sie und Ihre Vor⸗
ausſagungen gerechtfertigt. Käthe hat aufge⸗
hört mich zu lieben. Eine andere Hoffnung
iſt an die Stelle meiner allertheuerſten Hoff⸗

nungen getreten: die, daß Käthe glücklich ſeyn wird. Glücklich? Gezwungen iſt ſie nicht: Sie gaben mir einſt Ihr Wort dafür. Wehe dem Menſchen, der bei dieſer Hoffnung ſeufzen kann! Wenn ich klage, ſo klage ich über meine Thorheit, über meine Verirrung, die Ihnen vielleicht bittre Stunden gemacht haben."

„Ich bin glücklich; und wenn ich es noch nicht bin, o, ſo werde ich es doch ſeyn. Wenigſtens, theuerſte Mutter, nehmen Sie die Verſicherung, daß jetzt in dieſem Augenblick mein Herz zufrieden ſchlägt. Ich darf Sie nicht ſehen, gnädige Frau; der Augenblick würde, glaube ich vielleicht zu ſtolz, uns beiden unnütze Thränen koſten, und Ihr Auge wenigſtens ſollte nie eine andere Thräne benetzen, als die Thräne der Freude über den Segen, den Ihr Herz verbreitet. Segen aber, Segen könnten Sie in dieſer Minute nicht für mich haben, weil es die Minute meines Scheidens von Ihnen iſt. Und ich, laſſen Sie mich das geſtehen, ich bin zu ſtolz, einem andern zu klagen als mir ſelbſt."

„Dieſen Mittag, wenn Sie eſſen, bringe ich Ihnen meinen Brief. Noch einmahl will ich den Garten und das Haus ſehen, wo ich, wenn nicht glücklich, doch mäßig ſeyn lernte. Dieſer Augenblick wird mir Thränen koſten; denn ich werde Ihnen Lebewohl ſagen. Ihnen! Aber dieſe Thränen wird mir eben ſowohl die dankbare Empfindung gegen Sie, die nicht aufhören wird mich zu begleiten, auspreſſen, als die — Trennung von Ihnen. Ach, ich hoffe, dieſe Thränen werden ſehr ſüß ſeyn. Darum leben Sie wohl!"

Die Frau von Flaming las den Brief, und ſanfte Thränen benetzten ihr Auge. Sie wagte es nicht, ihrem Blick auf Käthen zu heften. Es war ihr unbegreiflich, wie Käthe durch dieſen Brief hatte können beruhigt werden. Sie drehete ſich ſchweigend von ihr ab, und ging mit dem Briefe auf ihr Zimmer. Armer, unglücklicher Junge! wiederholte ſie hier noch einmahl zärtlich. Wie viel mag deinem Herzen die verſtellte Ruhe in dieſem Briefe gekoſtet haben! Großmüthige Seele, mich wollteſt du beruhigen? Ach, du ſaheſt voraus, daß mir allein dein Geſchick

Sorge und Unruhe machen würde. Sie ſchüttelte über Käthen zehnmahl den Kopf. Sie bedachte nicht, daß Käthe den Brief mit ganz andern Empfindungen geleſen hatte als ſie. Käthe fand den Brief kalt, ſteif; ja, ſie glaubte ſogar halb und halb dadurch beleidigt ſeyn zu können, daß Liſſow ihren Verluſt ſo wenig fühlte. Iſt es nicht beinahe, ſagte ſie leiſe, als ob Tante ſeine Geliebte geweſen wäre? Von mir kaum ein einziges kleines Wörtchen. Sie beurtheilte Liſſows Empfindungen nach ihren eignen, und beurtheilte ſie richtiger als ihre Tante. So ſchreibt kein Liebender, der ſeine Hoffnungen verliert. Sie dankte Gott, daß alles ſo gut abgelaufen war. Ihre Angſt verſchwand, und ſie ließ ſich mit Freuden kopuliren.

Die Tante hingegen ließ ſich im Dorfe nach Liſſow erkundigen. Er war unter einem fremden Nahmen da geweſen. Sie erfuhr von der Frau, bei der er zwei Tage gewohnt hatte, genug, um einige ſehr kummervolle Stunden zu haben. „Blaß, Ihr Gnaden, wie die Wand da, war er. Die Augen hingen ihm immer voll Thränen, wenn er glaubte, ich ſähe

nicht

nicht hin. Er muß ſeine Schweſter ſehr lieb gehabt haben, um die er ſo weinte. Er ſagte, er hätte ihren Tod ganz unvermuthet erfahren. Der arme Menſch! Arm war er dazu, aber immer zufrieden. Er aß Brot und Milch; das war alles.“ Die Frau von Flaming ſchlug ihr Auge zum Himmel, als wollte ſie dem es auftragen, dem Jünglinge zu helfen, der ſich ihrer Hülfe ſo gefliſſentlich entzog.

Liſſow war in der That ein ſehr guter Jüngling. Er hatte aus Flamings Hauſe ein reines, unverdorbenes Herz mit weggenommen. Er beſaß ſehr ſolide Kenntniſſe, eine ſehr geſunde Philoſophie, freilich wohl nach der Topik zugeſchnitten. Sein Herz war nicht allein weich genug, das Unglück ſeiner Nebenmenſchen mitzufühlen; es hatte auch die Stärke, ſogleich aus allen Kräften demſelben abzuhelfen. Der alte Beyer gab beinahe ſein ganzes Gehalt Unglücklichen, und das mit einer ſo unverſtellten Lauterkeit, mit einer ſo anmaßungsloſen Gutherzigkeit, mit einer ſo ſchönen Freude, daß Liſſow und auch Quinctius ſehr früh das Glück kennen lernten, welches

die Natur in das Wohlthun legte. Die edle Frau von Flaming verſtärkte das Beiſpiel noch. Liſſow mußte menſchlich werden; denn alle die Menſchen, die er liebte, waren es. Seine Liebe zu Käthen machte dieſe Eigenſchaften ſeines Kopfes und Herzens zu einem Ganzen. Seine Empfindungen waren durch die Liebe ſo fein und anſtändig geworden, ſeine Sitten ſo ſanft und rein, ſein Aeußeres, Stellung, Bewegungen, Ton der Sprache, Auge und Blick ſo gebildet, ſo lebendig, ſo ſchön, daß er, wo er ſich nur zeigte, nothwendig gefallen mußte. So hatte er Flamings Haus verlaſſen. Sein Selbſtgefühl bekam etwas Großes, etwas Stolzes durch ſeine Flucht. Durch dieſe gewann er einen Sieg über ſich ſelbſt. Zwar ſtanden Thränen in ſeinen Augen, als er ging; aber die friſche, reine Morgenluft, und ſein eigenes Gefühl der edlen That trockneten ſein Auge bald. Ich werde ſie wieder finden! ſagte er mit dem zehnten Schritte. Endlich fiel ſein Blick auch in die Zukunft. Er dachte nicht mit Aengſtlichkeit an ſie; denn er war in einer edlen That begriffen, und Hoffnung, im edelſten Sinne des Wortes, Hoffnung auf

eine leitende Vorſehung, iſt immer der Lohn der Tugend. Er war entſchloſſen, nach Berlin zu gehen. Wovon er da leben wollte, das wußte er ſelbſt nicht. Ich kann ja arbeiten, ſagte er lächelnd, und betrachtete ſeine Arme. Nach drei Tagen war er in Berlin.

Er durchwanderte neugierig die Straßen der Stadt. In einer kleinen Gaſſe hing an einem Häuschen eine Tafel mit den Worten: hier iſt ein Zimmer zu vermiethen. Er ging in das Haus, und fragte. Man führte ihn in den dritten Stock, und zeigte ihm ein kleines Zimmerchen mit einer Kammer. Er miethete es auf der Stelle, und nahm ſogleich Beſitz davon, nachdem er ſeinem Wirthe, der keine Sachen bei ihm ſah, einen Monath voraus bezahlt hatte. Jetzt erkundigte ſich denn ſein Wirth, ein Inſtrumentenmacher, nach ſeinen Umſtänden. Liſſow ſagte ihm, ſo viel er wiſſen ſollte. Sein Wirth war ein ganz ehrlicher Mann, mit dem er bald bekannt wurde. Man ſprach über ſein Fortkommen. Liſſow war unbeſorgter als ſein Wirth. „Ich kann Kinder unterrichten, ſagte er; ich ſchreibe eine gute Hand, ich rechne ſehr

fertig und ſchnell. Es muß ſich doch etwas finden.“ Und wirklich fand ſich etwas. Sein Wirth verſchaffte ihm ſehr bald von einem Rathe bei der Kammer Rechnungen und Berichte abzuſchreiben. Liſſow verdiente zwar wenig, aber doch genug, um auf ſeine Weiſe leben zu können und ſein kleines Kapital nicht angreifen zu dürfen.

Er war fleißig und aufmerkſam, entdeckte in den Rechnungen Fehler, zeigte ſie an, machte ſelbſt über die Berichte, wo ſie Rechnungen betrafen, ſeine Anmerkungen, und bekam mehr zu thun, ſogar oft etwas, wobei er ſelbſt denken mußte. Man gab ihm z. B. Rechnungen durchzuarbeiten und Auszüge zu machen. Jetzt erhöhete man ſeine Bezahlung, und er konnte Stunden für ſich erübrigen, die er dem allerfleißigſten Studieren widmete. So hatte er zwei Monathe, mit ſeinen Arbeiten und mit ſeiner Liebe in der tiefſten Einſamkeit, gelebt. Hinten hinaus in demſelben Stockwerke wohnte noch eine Familie. Er kannte ſie nicht, ob er gleich zuweilen einen alten Mann, und dann wieder eine alte Frau im Vorübergehen ſah und grüßte.

Heute ſtand die alte Frau mit dem betrübteſten Geſichte von der Welt bei einem kleinen Geſchäft, und weinte. Was mag die zu weinen haben? dachte Liſſow bei jedem Schritte. Er konnte nicht fort, und kehrte wieder um. Da ſtand ſie noch und weinte. Er ging in ſein Zimmer, ſann auf einen Vorwand, unter dem er ſie anreden könnte, und ging wieder hinaus. Die Frau war nicht mehr da. Jetzt nahm er ſein Licht, ging gerade an ſeiner Nachbaren Thür, und pochte leiſe an. Man rief: herein! Er öffnete. Der alte Mann ſaß da auf einem Strohſtuhle, den die Frau mit ein Paar an die Seiten gebundenen Tüchern zu einem Armſtuhle gemacht hatte. Er war krank: das ſah man an ſeiner Farbe; an dem Geiſte, der ſein Geſicht belebte, gar nicht. Er lächelte zufrieden. Die allertiefſte Armuth blickte aus dem ganzen Zimmerchen hervor. Die Frau ſaß mit naſſen Augen an einem Spinnrade, und ſpann, wie es ſchien, mit dem angeſtrengteſten Fleiße. In der Ecke lag ein kleines Strohlager an der Erde. Ein überall geflicktes Kopfküſſen, war das einzige Bett.

Lieber Gott! ſtieß Liſſow heraus, als er das Zimmer mit einem Blicke überſehen hatte. Dann blieb ſein Auge mit einer freundlichen Gutherzigkeit auf dem Geſichte des Alten hangen, das mit dem ſeinigen um die freundlichſte Gutherzigkeit ſtritt. „Unſer Herr Nachbar! ſagte der Alte mit einem Blick auf ſeine Gattin. Gieb doch einen Stuhl, liebe Frau.“ Unmuthig ſtand die Frau auf, und gab Liſſow den Stuhl, auf dem ſie ſaß. Sie ſetzte ſich auf einem Fußſchemel, und ſpann fort.

O laſſen Sie, ſagte Liſſow; ich kann mir einen Stuhl holen. Er ging, holte einen bepolſterten Armſtuhl von ſeinem Zimmer, und bat den Alten, dieſen zu nehmen. Der Alte ſchlug es ſcherzend ab. „Ich darf mich nicht verwöhnen, guter junger Herr.“ Aber da ſtand die Frau auf, vergaß ihr Spinnrad, und bat ihren Mann bloß mit einer Miene, das Anerbieten doch anzunehmen. Der Alte mußte. Beide Geſunde hoben ihn hinein. Er ſetzte ſich bequem. Man ſah, daß es ihm wohl that, und die Frau äußerte ihre Freude darüber durch frohe Blicke.

Sie ſind krank, lieber alter Vater, ſagte Liſſow mit Rührung, und legte ſeine Hand auf die Hand des Alten. Ich wünſchte, ich wollte — Er ſchwieg verlegen, weil er nicht wußte, wie er ihm eine Wohlthat antragen ſollte; denn der Alte hatte beſſere Tage gehabt, und die Paar Worte von ihm bezeichneten einen Mann von nicht gemeinem Stande. Wollen Sie erlauben, ſagte endlich Liſſow, daß ich meinen Thee hier trinke? In Geſellſchaft ſchmeckt er beſſer, und ich habe keine Bekanntſchaft. Da drangen aufs neue Thränen aus den Augen der Frau. Sie wendete ſich ab, um ſie zu verbergen. Der Alte ſagte lächelnd: „von Herzen gern; aber mit der Bedingung, daß Sie mir eine Taſſe abgeben: denn ich bin ſeit geſtern faſt verſchmachtet.“ Da weinte die Frau laut, und fiel in dem Winkel, wo ſie ſtand, beinahe auf die Knie. Liſſowen war der Buſen voll. Er gab der Alten die Hand. Kommen Sie, meine Gute, rief er; kommen Sie, kommen Sie. (Er zog die Frau mit Gewalt aus dem Zimmer an ſeinen Kamin.) Legen Sie Holz über; da brennen noch Kohlen. Er lief in ſein Zim-

mer, holte Taſſen, Thee, Zucker. In einigen Minuten ſtand der dampfende Thee auf dem Tiſche vor dem Alten. Es waren vier Taſſen. „Ha! ha! ſagte der Alte in ſeiner Freude: Frau, da ſetz dich zu uns. Wir wollen einmahl thun, als ob wir reich wären. Da, ſetz dich!“

Der Alte trank in Abſätzen, mit einem ſehr ſichtbaren Vergnügen. Niemand redete ein Wort; man genoß nur. Der Alte betrachtete die Taſſe, die vor ihm ſtand, und dann Liſſow, mit einem lächelnden Blicke. Dreimahl zuckte ſeine Hand, und griff nach einer fingerlangen, ſchwarzgerauchten Tabakspfeife, die vor ihm auf dem Tiſche lag. Langſam zog er die Hand wieder zurück. Liſſow gab auf alle ſeine Bewegungen Acht. Die Frau mußte Tabak und ein Paar Pfeifen holen. Sobald der Alte ſeine Pfeife angezündet hatte, war es, als ob ſich neues Leben durch ſeine Adern ergöſſe. „Ich habe mir den Tabak, ſagte er, bis auf Eine Pfeife täglich abgewöhnt, ſo ſtark ich ſonſt auch rauchte; aber die hat mir ſeit acht Tagen gefehlt. Lieber Gott, welch ein Vergnügen ſteckt im Ent-

behren, im Mangel, im Elende, wenn ihm abgeholfen wird! So ein Augenblick, wie der jetzige, (er faßte ſeine Taſſe an) bezahlt tauſend bittere Stunden.“ Der Frau fielen noch immer einzelne Thränen von den verweinten Wangen. „O, liebe Frau, ſey nicht wunderlich. Was ſagteſt du noch dieſen Morgen? Du ſagteſt, als du mir die Tücher da zu Lehnen an den Stuhl bandeſt: Gott thäte kein Wunder. Sehen Sie, lieber Herr, ich muß Ihnen das erzählen. Ich war zu ſchwach geworden, mich da auf dem Stühlchen ohne Lehnen zu erhalten; und auf dem Stroh dort konnte ich nicht mehr liegen: dazu war wieder mein Geiſt zu ſtark. Ich hatte nun vier Stunden gelegen und mich faſt dumm geſonnen, wie das zu machen ſey. Da ſagte ich ſcherzend zu meiner Frau: wenn ich Wunder thun könnte, ſo verwandelte ich den Stuhl da in einen Lehnſtuhl; oder wenn noch Wunder geſchähen, ſo bäte ich Gott, dies für einen armen, kranken Greis zu thun. Gott thut für uns keine Wunder, ſagte meine Frau, und fing, weil ſie ſehr weichherzig iſt, an zu weinen. Ich ſtritt mit ihr darüber, und wollte ihr begreiflich machen,

daß Gott noch täglich Wunder für mich thue. Wie nun die Weiber ſind — ſie ſtritt und ſtritt, und verwandelte, während ſie ſtritt, den Stuhl in einen Armſtuhl, und that das Wunder ſelbſt, das ſie nicht einmahl dem höchſten Weſen zutraute. Nun wollte ſie mir wieder nicht glauben, als ich ſagte, es ſey gerade das größte Wunder und die größte Barmherzigkeit Gottes iſt, daß er mir eine ſolche Frau gegeben hat. Sie blieb dabei: Gott thut keine Wunder. Nun, Frau, mein Stuhl iſt denn doch wirklich ein Armſtuhl geworden, ohne dich, ohne mich. Was ſagſt du nun? Wir trinken Thee, ich habe eine Pfeife guten Tabak. Nun, ſind das keine Wunder Gottes?".

Das alles ſagte der Alte mit einem ſcherzenden Tone; die letzten Worte aber ſprach er mit einer Stimme, die immer bebender und gerührter wurde. Eine Thräne drang in ſein Auge. Er nahm mit einer Art von Andacht die Mütze von ſeinem weißen Haupte, und drückte ſie zwiſchen ſeinen gefaltenen Händen. Die Frau lächelte, und küßte ihn freundlich.

Sogleich aber wurde ſeine Stimme wie-der ſcherzend, und nach einiger Zeit hatte er wirklich Lachen und Fröhlichkeit in das Zimmer gebracht, worin das Elend herrſchte. Nun er-kundigte man ſich von beiden Seiten genauer nach einander. „Meine Umſtände, ſagte der Alte, ſind wie Sie ſehen, nicht übel. Ein Lager von Stroh; eine Decke darüber her gegen alles Unwetter; eine gute, eine geliebte Frau, die täglich Wunder der Liebe, des Fleißes, des Nachdenkens thut, mich zu erhalten, und die mir mehr iſt als ein Königreich; die tägliche Nothdurft von Zeit zu Zeit ohne Sorgen: denn daß es uns heute fehlte, daran war ich mit einem Anfalle vom Fieber ſchuld. Meine Frau trug das letzte in die Apotheke. Ich war geſund, ehe die Arznei gemacht war, und mußte hungern, ohne krank zu ſeyn. Meine Frau ſpinnt. Ich habe bisher abgeſchrieben. Meine Augen werden zu ſchwach, meine Hand zu zitternd. Ich habe faulenzen müſſen; allein wider meinen Willen. Jetzt ſpinne ich, wenn ich geſund bin, mit meiner Frau um die Wette. Es hat mir Ueberredung und meiner Frau Thränen genug gekoſtet, daß ſie mich im Spin-

nen unterrichtete. Sie that es, und ſieht ein, daß es wohlgethan iſt. Die Bewegung bekommt mir beſſer, als die gekrümmte Stellung an meinem Schreibtiſche. Ich hebe mein Auge voll Dank zu dem Vater der Menſchen, meine Frau das ihrige voll Thränen. Und die Urſache iſt? Sie ſucht ſich immer Menſchen, mit deren Geſchick ſie das meinige vergleicht, hier in Berlin und in den großen Palläſten; ich aber ſchlage meine Blicke nach Aſien, Afrika und Amerika, wo Fürſten von großen Völkern mir mein Zimmerchen, meinen Stuhl, meinen Schlafrock, meine drei Teller von Erde, und meine Pfeife beneiden würden. Fällt mir ja einmahl der Pallaſt eines Großen, ſeine zehn Schüſſeln, ſeine ſeidnen Betten ein, ſo darf ich nur einen Blick auf meine Frau mit ihrem Herzen werfen, die dem Reichen fehlt; und ich lege mich heiterer zu ihr auf mein Stroh, als der Reiche ſich in ſeine ſeidnen Betten."

So iſt er nun! ſagte die Frau weinend; und ſeit zwei Tagen hat er nichts Warmes gehabt. Von harten Rinden und Waſſer hat er gelebt. „Du vergißt das Beſte, liebe Frau,"

fiel er ein. — Das Beſte? was hätten wir denn mehr gehabt ſeit zwei Tagen? — „Was mehr? Deine Liebe und meine Heiterkeit; und jetzt, was wir in Jahr Tag nicht hatten, eine Taſſe Thee und guten Tabak, in einem Armſtuhle.“ Liſſow konnte nicht aufhören, den heitern Alten mit Augen voll Zärtlichkeit zu betrachten. Er fühlte das innigſte Mitleiden mit der Familie, aber das ſchönſte, das nicht durch ekelhafte Klagen, durch heftige Vorwürfe gegen die Vorſehung, verbittert wurde. Er ſchloß den Alten mit Ehrfurcht in ſeine Arme. Iſt es möglich? ſagte er gerührt; kann man ſo unglücklich, und ſo glücklich zugleich ſeyn? Nun traf er Anſtalten zur Mittagsmahlzeit. Die Frau beſorgte ſie. Liſſow wollte mit den beiden Alten eſſen. Die Frau fing an verlegen zu werden. Kein Tiſchzeug, keine anderen Teller als von Erde, und nicht mehr ganz. Das alles half nichts; man machte es, ſo gut man konnte. Eine Flaſche Wein, die Liſſow ſelbſt beſorgt hatte, hob allen Verlegenheiten ab, und die heiterſte Fröhlichkeit ſaß hier mit den drei Menſchen zu Tiſche.

Nach dem Eſſen fragte Liſſow den Alten: Und haben Sie keine Kinder? Die Frage ſchien mit tauſend Spitzen in des Alten Herz zu greifen. Sein Auge verfinſterte ſich. Er beugte den Kopf nieder, ſchob ein Glas Wein, das er ſchon aufgenommen hatte, von ſich weg, bewegte die eine Hand über die Stirn, faltete ſie dann in die andere, und ſagte ſeufzend: „eine Tochter.“ Liſſow lenkte ein; er ſtieß an: ein zufriedenes Herz! „Nein, ſagte der Alte ſtill; nun auch nicht einen Tropfen mehr!“ und ſchüttelte betrübt den Kopf. Liſſow brach das Geſpräch ab, und des Alten Heiterkeit kam nach einiger Zeit wieder.

Liſſow ſann noch immer darauf, wie er ihm auf eine gute Weiſe Unterſtützung anbieten ſollte. Er ſprach mit dem Alten von ſeinen Geſchäften. Dieſer fand die Art und Weiſe, wie Liſſow ſie trieb, nicht übel, gab ihm aber noch manchen Wink, wie er ſie beſſer zu ſeinem Fortkommen nützen ſollte. „Und können Sie Franzöſiſch?“ fragte er auf einmahl. Nein, ſagte Liſſow. „Das iſt Schade,“ erwiederte der Alte. „Dieſe Sprache iſt noch einmahl ſo gebildet, wie unſere Mutter-

ſprache. Und in der Welt kommt es beinahe eben ſo ſehr darauf an gut zu reden, als richtig zu denken und gut zu handeln. Ich habe Menſchen unglücklich werden ſehen, die geſcheidt dachten und gut handelten. Sie verſahen nichts; aber ſie wußten, was ſie dachten, nicht gut zu ſagen.“

Von dieſem Geſpräche nahm Liſſow Veranlaſſung, den Alten zu bitten, daß er ihn Franzöſiſch lehren möchte. Der Alte verſprach es mit Freuden. Liſſow fing an die Bedingungen zu machen. Es erhob ſich nun zwiſchen beiden ein ſchöner Streit der Großmuth, worin Liſſow aber Sieger blieb. Die kleine Wirthſchaft wurde eingerichtet. Liſſow zählte ſich von dem Augenblick an zu der Familie des alten Grumbachs. Er aß bei ihm, und ſie führten eine gemeinſchaftliche Haushalt, zu deſſen Einrichtung Liſſow das Geld hergab. Der Alte machte Anfangs Einwendungen dagegen. „Junger Mann, ſagte er, wir haben ausgelebt, und Sie fangen erſt an zu leben. Sie handeln nicht klug, daß ſie Ihr Geſchick an das Unglück zweier Menſchen feſſeln, die Ihnen nichts vergelten können. Ihren

Ueberfluß ſollten Sie niederlegen für Zeiten der Noth. Sie haben keine Freunde, keine Anverwandten, die Ihnen forthelfen können; nichts als Ihre Kenntniſſe und Ihren Fleiß. Ein großes Kapital, ich geſtehe es, wenn es gut angewendet wird. Aber Sie wollen eine verſunkene Familie wieder aufrichten; noch mehr, Sie wollen die Stütze der Familie bleiben. Lieber Freund, das iſt ein eben ſo großes Kapital, welches Sie borgen, und ſtrenge verzinſen müſſen. Nein, nein, junger Herr, hören Sie mich nur! Ich ſage, Sie machen dadurch Schulden, die Sie bezahlen müſſen, Sie mögen wollen und können, oder nicht. Sehen Sie, jetzt gehn Sie auf Ihr Zimmer, haben uns heute getränkt, geſpeiſt, und wir können noch morgen, noch übermorgen von Ihrer Güte leben. Wir ſehen Sie nicht wieder, Sie bekümmern ſich nicht weiter um uns; ſo ſagen wir dennoch: es war ein Engel, den uns Gott ſandte; ſo ſagen wir in jeder Stunde der Freude, in jeder Stunde der allerbitterſten Noth: könnte er die Freude mit uns theilen! wüßte er unſer Elend! und wir ſetzen hinzu: Gott gebe ihm jetzt eine gute Stunde!

Stunde! Aber, lieber Herr, das iſt ein anderes, wenn Sie ſchlechterdings unſere Stütze bleiben wollen. Wir ſetzen dann unſre Hoffnungen auf Sie, die Hoffnungen der Zukunft, und Sie müſſen dann dieſe erfüllen, oder wir klagen nicht mehr unſer Geſchick an, ſondern Sie. Denn wer heißt Sie unſere Hoffnungen vom Himmel ab auf ſich ziehen? Eine fortgeſetzte Wohlthat wird Gewohnheit, Schuldigkeit. Wir werden das fordern, wofür wir jetzt mit Rührung danken. Sie laden ſich eine Laſt auf, die Sie fortſchleppen müſſen bis an unſern Tod. Werfen Sie die Laſt einen Schritt vor unſerem Grabe nieder, ſo haben Sie noch nichts gethan. Wir ſehen nur den Weg, den Sie noch tragen ſollten, nicht, den Sie getragen haben. Erzeigen Sie uns, wenn Sie wollen, Wohlthaten; aber verbinden Sie Ihr Schickſal nicht mit dem unſrigen. Glauben Sie mir, der Menſch iſt von Natur undankbar; er meint alles mit Liebe abtragen zu können, alle Schulden. Wir werden Sie lieben, weiter nichts; und wir werden Sie mit unſerer Liebe, die Ihnen zu nichts in der Welt helfen kann, hinlänglich

belohnt glauben. Wie geſagt, handeln Sie klüger!“

Liſſow ſah den Alten lächelnd an. Sagen Sie mir, lieber Vater, nur das Einzige: iſt es recht, wenn ich Ihre Stütze werde, wenn ich den Abend Ihres Lebens zu erheitern ſuche? Vorausgeſetzt, daß ich es kann. Und zweitens: darf Undankbarkeit die Menſchen überheben Recht zu thun? — Der Alte ſah vor ſich nieder. — Laſſen Sie mich, rief Liſſow überwallend: laſſen Sie mich Ihr Sohn ſeyn! Ich bedarf Liebe, und bin hinlänglich belohnt, wenn Sie mich lieben. — „Sey mir willkommen, ſagte der Alte auf einmahl ſehr ernſt: Du biſt ein Menſch!“ Er breitete die Arme nach ihm aus. Liſſow ſank an ſeinen Buſen, und der Bund der Freundſchaft war geſchloſſen.

Das Zimmer des Alten wurde nun, zwar ſehr einfach, aber doch reinlich möblirt, und die kleine Haushaltung fing den nächſten Tag an. Nach einigen Tagen ſah Liſſow ſchon, wie reichlich er für ſeine Güte belohnt war. Der Alte hatte, ohne gerade ein Gelehrter zu ſeyn, beinahe in allen Fächern ſehr praktiſche

Kenntniſſe. Er ſprach ſehr gut Franzöſiſch, und Liſſow lernte, da er faſt nie anders als in dieſer Sprache mit ihm redete, ſehr bald ſich geläufig darin ausdrücken. Beſonders war der Alte im Kameralfache ſehr bewandert. Liſſow lernte bei einem Aufſatze, bei einer Rechnung von dem Ertrage der Aemter, die er ausziehen mußte, in der Geſellſchaft des Alten faſt mehr, als vorher in der ganzen Zeit, die er allein gelebt hatte. Auch ward das dem Kammerrathe, für den er arbeitete, ſehr bald merklich. Liſſow mußte ihn ſelbſt ſprechen. Der Kammerrath war ſehr mit dem Jünglinge zufrieden, und verſprach ihm ſeine Unterſtützung bei einem künftigen Amte. Kleinigkeiten ließ er von Andern abſchreiben; Liſſow bekam die wichtigſten Sachen unter die Hände, und blieb immer gleich genau und fleißig. Die Liebe zu Käthen ſpornte ihn. Nun ſah er eine Ausſicht vor ſich, mit Käthen leben zu können. Er hatte des Kammerraths Wort, und verließ ſich darauf, ſo oft auch der Alte den Kopf dazu ſchüttelte.

Alle Stunden verfloſſen ihnen in der heiterſten Zufriedenheit; aber jetzt ſtahlen ſich

doch zuweilen Wölkchen von Sorgen auf des Alten Stirn. Beſonders traf ihn Liſſow einmahl bei dem Leſen eines Briefes finſter und ſtumm. Liſſow ſah ihn nur beſorgt und zärtlich an; er wagte es nicht, zu fragen, was ihn ſo finſter mache. Der Alte legte den Brief vor ſich auf den Tiſch, betrachtete ſeinen jungen Freund mit einer zärtlichen Wehmuth, und ſagte bewegt: ich bin Vater! und das iſt, ſetzte er unruhig hinzu, ach! der einzige Punkt, bei dem mich der Glaube an die Vorſehung ſelbſt nicht beruhigen kann. Ich bin Vater! Unter andern Umſtänden vielleicht der allerglücklichſte Vater der Erde. Aber was ſonſt mein Glück, meine Beruhigung, meinen Stolz ausmachte, iſt jetzt meine Unruhe und mein Kummer. Liſſow ſetzte ſich horchend an ſeine Seite. Ich habe eine Tochter, fuhr Grumbach fort. Mit einem kleinen Vermögen, das zureichte, ſo mäßige Wünſche zu erfüllen, als ich hatte, ging ich hieher, und lebte ganz der Erziehung meiner Tochter. Vielleicht wird nie ein Mädchen wieder ſo ſorgſam erzogen, wie meine Jakobine. Sie geht, ſo dachte der entzückte, der thörichte Vater, aus meinen

Händen in die Arme eines geliebten Mannes; und in dieſem Gedanken erhielt ich den Reitz ihrer Unſchuld ſo ſchneeweiß, ſo rein, daß keine Ahnung, kein Traum ihn befleckte. Ach, ſie war erzogen, erſt das Glück ihrer Eltern, dann die Seligkeit eines Mannes und ihrer Kinder zu machen. Sie kannte die Welt nicht. Wozu, dachte ich, ſoll ſie die Welt kennen lernen? Sie ſoll ja nie darin leben. Vor einem Jahre ſtürzte dies Gebäude meiner Glückſeligkeit zuſammen, dem ich eine Ewigkeit zutraute, weil die Glückſeligkeit meines Mädchens darauf gegründet war. Ach, wußte ich denn nicht, daß der Himmel Unbeſonnenheiten, Aberglauben, Irrthum ſo gut beſtraft wie Verbrechen? Ich wußte es; und dennoch war ich ſo ſtolz, ſo thöricht, zu glauben, der Himmel würde meinen ſeltſamen Plan begünſtigen, weil ich meine gute Abſicht dabei kannte. Mein Vermögen, wodurch es mir allein möglich wurde, meine Tochter bei mir zu behalten, bis ich ſie einſt einem Manne abtreten könnte — mein Vermögen verſchwand. Gott! durfte ich die Glückſeligkeit eines Menſchen, meiner Tochter, auf

dieſen flüchtigen Sand bauen? Ich wurde arm. Noch immer rettete ich meine Tochter. Die Noth ſtieg höher. Eine Dame bat mich um meine Tochter. Meine Frau beſchwor mich, ſie hinzugeben; meine Jakobine ſelbſt wollte es. Ich war ſchwach genug, es zu erlauben, nicht zu bewilligen. Dieſes unſchuldige, junge, fühlende Mädchen, das nur zur Liebe erzogen wurde, deſſen Herz jedem freundlichen Blicke entgegen ſchlug, keine Falſchheit, keine Betrügerei ahnet, weil es keiner Bosheit fähig iſt — dies Mädchen lebt jetzt in der Welt, unter Menſchen, die es täglich betrügen, die es verderben oder unglücklich machen. Glauben Sie, Liſſow, und wenn meine Tochter mir fremd wäre, die Tugend, die da verloren geht, würde mir Thränen koſten. Leſen Sie dieſen Brief, leſen Sie.

Liſſow nahm den Brief mit auf ſein Zimmer, und las ihn. Er erſtaunte über die Einfalt des ſchönen Herzens, aus dem der Brief gefloſſen war. Die feurigſte Liebe für Eltern, für Ruhe und Frieden, für Selbſtgenuß in der Einſamkeit hatte ihn auf das Papier gehaucht. Zwiſchenein ſtahl ſich zuwei-

len eine ſanfte leiſe Klage über das Geräuſch, worin ſie lebte, und der Wunſch einſt wieder in der Stille des väterlichen Hauſes zu ſeyn. So denkt Käthe! rief Liſſow: ſo fühlt ſie! Das iſt Käthens Herz, das iſt Käthens Seele! Er warf den Brief hin, und dachte eine Stunde an Käthen. Endlich fiel ihm der klagende Vater wieder ein. Er ſah indeß nichts in der Lage des Mädchens, was die Erfüllung ſeiner Befürchtungen wahrſcheinlich machte; er war ja noch eben ſo unſchuldig wie Jakobine. Die Sorgen des Vaters ſchienen ihm mehr Sehnſucht nach einer geliebten Tochter. Wie kann man des Alten Wunſch erfüllen? Das war ſein Gedanke. Er überlegte, daß Jakobine den Haushalt vergrößerte, die Ausgaben vermehrte. Seine Stirn wurde doch ein wenig kraus. Noch Einer, das ſah er wohl, konnte allenfalls, obgleich kaum, von ſeiner Einnahme leben. Aber warum nicht Käthe? rief ſeine Phantaſie. Ein Theil von den zwei Jahren, die er wegbleiben wollte, war hin. Noch etwas über die Hälfte, und Käthe war ſein. O, wie oft hatte er nicht in ſeinen ſtillen Abenden dem Himmel gedankt, der ihm zu leben

gegeben hatte! Mit welchen glänzenden Farben malte nicht ſeine Phantaſie die Tage aus, wo Käthe erſt bei ihm ſeyn würde! Wie ſorgſam überrechnete er nicht oft, was Käthe wohl gebrauchen möchte! und wie voll Freude ſprang er dann auf, wenn er fand, daß er, Grumbach, deſſen Frau, und ſeine geliebte Käthe gerade genug hatten, um ohne Sorge leben zu können! Und jetzt?

Er ſchüttelte den Kopf zehnmahl, und rechnete eben ſo oft; immer daſſelbe Facit. Käthe oder Jakobine! Und immer fiel ihm der alte Grumbach wieder ein, wie er mit der bebenden Stimme ſagte, und dabei eine Thräne die eingefallenen Wangen herunterlief: ſie werden meine Tochter verderben oder unglücklich machen! Hätte er das ſo feſt geglaubt wie der Alte, ſo wäre der Streit augenblicklich entſchieden geweſen. Ich ſollte einen Menſchen böſe oder unglücklich werden laſſen, weil ich nicht genug habe? Nein er glaubte daran nicht recht. Aber immer fiel ihm wieder ein: wenn aber der Alte dennoch Recht hätte; wenn ſein Kind laſterhaft würde — Gott im Himmel! rief er laut: die Thräne des Vaters

müßte ewig auf meiner Seele brennen! Ich konnte ſie retten, und wollte nicht. O Käthe! ich will die Nächte durch arbeiten. Himmel! unſer wären drei junge ſtarke Menſchen, und wir ſollten die Kraft nicht haben, zweien Menſchen das Leben zu erhalten? O, ich Thor! ich rechnete Zahlen, und dachte mit keinem Gedanken an die Vorſehung, und an der Menſchen Allmacht, wenn ſie wollen. Nein Jakobine, du ſollſt kommen; dein Vater ſoll aufhören zu trauern. Wir wollen alle glücklich ſeyn.

Er ſchlief die Nacht heiter, und ſtand am andern Morgen heiter auf. Ich komme erſt am Abend zu Hauſe, ſagte er zur Frau Grumbach, die aus ihrem Zimmer kam. Grüßen Sie den Vater. Jakobinens Brief ſteckte er zu ſich, ging fort, miethete ein Kariol, und fuhr nach dem Gute der adeligen Dame, bei der Jakobine war. Im Fahren überlegte er, unter welchem Vorwande er Jakobinen holen könne. So viel er ſinnen mochte, er konnte keinen Vorwand finden. Er kam auf dem Gute an, und verlangte die Jungfer Jakobine Grumbach zu

ſprechen. Man führte ihn auf ein kleines Stübchen. Da ſaß Jakobine und arbeitete.

Er war Anfangs ſo verlegen wie ſie. Endlich zog er ihren Brief aus der Taſche, zeigte ihr den, und ſagte: Ihr Vater, Jungfer Jakobine, mein Freund — „Sind Sie etwa —“ fragte Jakobine lebhaft, ſah ihn zitternd an, und ihre Arme hoben ſich wie zu einer Umarmung. Ich heiße Liſſow, ſagte er. Ein himmliſches Lächeln verbreitete ſich auf des Mädchens Geſicht. Sie wollte etwas ſagen; aber ſie vermochte es nicht. Sie athmete nur ſchneller, und ihr freundliches Geſicht übergoß ſich mit ſanften Thränen. Endlich redete ſie. „Mein Vater hat mir geſchrieben, was Sie, Sie — O, Gott! wie freue ich mich, daß ich Sie nun auch einmahl ſehe! Ach! ich freue mich ſehr, gewiß ſehr!“ Sie war innig bewegt. „Gewiß, ich freue mich ſehr Sie zu ſehen!“ Das wiederholte ſie wohl noch zehnmahl. Sie hing an ſeinem Auge mit unbeſchreiblicher Huld und Dankbarkeit. „Hätte ich gewußt, in welcher Noth meine guten Eltern waren,“ fuhr ſie nach einer Pauſe

fort: „glauben Sie mir, ich wäre vor Angſt geſtorben.“

Liſſow konnte lange nicht vor dem Strome der Dankbarkeit, womit Jakobine ihn beſtändig unterbrach, zu Worte kommen. Endlich erfuhr ſie denn, daß ſie in ihr väterliches Haus zurückkehren ſollte, und ſie war außer ſich. Es koſtete Liſſow viele Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ſie ihrer Herrſchaft ſagen müſſe, ſie wolle fort. Das that denn Jakobine. „Mein Vater will mich bei ſeinem Tode um ſich haben.“ Man verſtand das falſch. Man meinte, er ſey gefährlich krank, und ließ ſie reiſen. Liſſow hob das vor Freude zitternde Mädchen in den Wagen. Er ſetzte ſich zu ihr, und der Wagen rollte dahin.

Sie kamen am Abend in Berlin an. Liſſow führte ſie zu Fuß von des Fuhrmanns Hauſe zu ihres Vaters Wohnung. Als ſie dieſe erblickte, ſtreckte ſie die Arme danach aus. Sie tanzte mehr als ſie ging. Auf den Treppen lehnte ſie ſich matt an Liſſow. Er führte ſie in ihres Vaters Zimmer. Hier iſt Ihre Jakobine, rief Liſſow: unſchuldig und glücklich!

Jakobine! Vater! Mutter! — Heilige Empfindungen der Natur, wie reich macht ihr den Menſchen! wie genügſam! Da ſtanden ſie, umſchlungen einer von des andern Armen, benetzt einer von des andern Thränen, und vergaßen alles, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, ſich ſelbſt, ja den Schöpfer ihrer Freude, Liſſow. Endlich war der Sturm der Empfindung vorüber. Grumbach warf einen Blick auf Liſſow, nur Einen. Mit dem Blicke betrachtet der Sterbliche ſeinen Schutzengel, der ihm in der Gefahr erſcheint und ihn rettet. O Liſſow! rief er, drückte ſeine Hand auf ſein Herz, und ſchwieg. Seine Frau wollte Liſſowen danken. „Nicht ein Wort von Dank,“ rief der Alte lächelnd ſeiner Frau zu; „der Menſch iſt es werth, daß er keinen andern Dank empfängt, als das Schauſpiel unſers Glückes. Er will nichts als unſere Liebe, und die, die — guter, heiliger Gott! — die hat er.“

Liſſow ſchlich ſich davon, und ließ die Familie allein, ſogar auch eſſen. Spät Abends kam er wieder zu Hauſe. Er hatte ein Bett für Jakobinen beſorgt, an das die

Eltern noch nicht gedacht hatten. Den Abend brachten dieſe damit hin, daß ſie Jakobinen von Liſſow erzählten. Der Vater ſprach von ſeinem ſchönen Herzen, von ſeiner reinen Seele; die Mutter fiel ein, und nannte ihr Stück für Stück, was dieſer Engel von Menſchen alles für ſie gethan hatte.

Erſt am andern Morgen dachte man an die Schwierigkeiten, die Jakobinens Aufenthalt bei ihren Eltern machen würde. Liſſow kam ſelbſt. Man trug ſie ihm vor. Lächelnd nahm er Jakobinens Arm, hob ihn den Eltern entgegen, und ſagte: kann dieſer Arm nicht arbeiten? und wird es dieſem Herzen je an Muth dazu fehlen? an Muth zu arbeiten, und zu entbehren? Es gilt ja für ihre Eltern. Nein, rief er, nein. Vater, Sie ſagen ja ſelbſt, daß Gott Wunder für die Menſchen, durch die Menſchen thut; und dies wäre nicht einmahl ein ſolches Wunder, wie das mit ihrem Armſtuhle. Wir viere können alle entbehren; und wir wollten zweifeln? — „O, ihr Kleinmüthigen! rief der Vater. Er hat Recht. Da fällt mir denn doch ſogleich ein, daß Jakobine eine ſchöne Hand ſchreibt,

Liſſow hat viel mehr zu thun, als er beſtreiten kann. So mag ſie ſchreiben.“ — Ich kann ſchreiben, rief Jakobine; ich kann alles, was ich können ſoll. Ihre Zufriedenheit, mein Vater, iſt der Preis: was wäre mir unmöglich!

Man ſetzte ſich nun zuſammen, und ſprach mit mehr Ruhe über die Einrichtung der kleinen Wirthſchaft. Die drei Grumbachs bezogen Liſſows Zimmer, weil es eine Kammer hatte. In einer Stunde waren die Geräthe vertauſcht. Die Mutter ſetzte ſich zu ihrem Rade, und ſpann. Jakobine beſorgte das Mittagseſſen. Um zwölf ſaßen ſie alle ſo vertraulich um die einzige Schüſſel her, als ob ſie Jahrhunderte ſo gelebt hätten. Jakobine machte unter ihres Vaters Anweiſung ihre erſte Probe mit dem Abſchreiben. Der Alte, der bisher müßig geweſen war, hatte nun auch zu thun. Am Abend, als Liſſow mit ſeinen Papieren in der Hand herüber kam, und Jakobinens Schrift ſah, rief alles mit Augen, die vor Freude leuchteten: o, es geht! es geht! wir ſind glückliche Menſchen! Der Abend wurde ein fröhliches Feſt, und Jakobine

war des Feſtes Königin. Ihre Papiere gingen aus einer Hand in die andere.

So lebte die Familie in der höchſten Zufriedenheit fort. Glücklichere Abende hat Liſſow nie wieder erlebt. Da ſaßen ſie um den Tiſch her: Grumbach in ſeinem Armſtuhle, Liſſow und Jakobine neben ihm, die Mutter an ihrem Rade. Man ſcherzte, man lachte, man ſang. Dann erzählte der Alte ein Stück aus ſeinem ſo merkwürdigen Leben. Liſſow ging nie um zehn Uhr von ihm weg, ohne beſſer geworden zu ſeyn, oder ohne etwas mehr zu wiſſen. Gab es weitläuftige Rechnungen, ſo ſaß Jakobine bei Liſſow auf dem Zimmer, und Beide verglichen. Die Rechnung war vollendet. Nun ſaßen ſie da einander gegenüber mit heiteren Geſichtern, und redeten eine kleine Freude für die beiden Alten ab. O meine gute Jakobine! rief Liſſow, und drückte Jakobinens Hand an ſein Herz, wenn ſie etwas fand, wodurch man ihrem Vater am ſicherſten Freude machen konnte. Lieber Liſſow! ſagte ſie, und legte ihre andere Hand liebkoſend an ſeine Wange.

Morgens um ſechs Uhr war die Familie auf dem Zimmer des Alten verſammelt. Man trank Thee, und Liſſow rauchte dem Alten zu Gefallen eine Pfeife mit. Jakobine ſchenkte den Thee ein, und ſtrickte dann ämſig für Liſſow und ihren Vater. Die Mutter ging ab und zu, und beſorgte die Haushaltung. Der Thee war getrunken. Liſſow ging auf ſein Zimmer. Jakobine ſah ihm nach, oder ſie ging, ihre Feder in der Hand, mit ihm, um in ſeiner Geſellſchaft zu arbeiten. Um zwölf rief die Mutter zu Tiſch. Man aß, man arbeitete, und dann brachte der Abend die Glücklichen wieder zuſammen.

Die reinſte Liebe umfing ſie alle vier, eine Liebe, deren Weſen Wohlwollen ohne Anmaßung, Leidenſchaft in der höchſten Ruhe, die tiefſte Empfindung mit der höchſten Zufriedenheit verſchmolzen, und die allerheftigſte Begierde war, aber nur d i e, glücklich und zufrieden zu machen. Seelenvolle heitre Blicke fielen hier nur auf eben ſo heitre Blicke, und das Herz blieb in dem ruhigſten Schlage. Liſſow drückte Jakobinens Hand an ſeine Bruſt; ihr Blut wallte eben ſo ruhig wie

vorher.

vorher. Ihre Seele war nur ſanft bewegt, und ſie lächelte zufrieden. Sie ſah ihm über die Schulter in eine Rechnung, um zu vergleichen. Ihr Athem ſpielte warm an ſeiner Wange. Schnell drehete er ſein Geſicht um, haſchte einen ſanften Kuß von ihrer rothen Wange, und rechnete dann wieder fort. Sie lächelte nur darüber, und ihr Geſicht wurde wieder ruhig wie vorher. Sie rechnete mit, und der Kuß brachte ſie nicht aus dem Summiren. Waren ſie fertig, ſo las Liſſow aus einem Franzöſiſchen Dichter vor. Eine fremde Leidenſchaft bewegte Beider Herzen. Jakobine vergoß Thränen. Liſſow hörte auf zu leſen, wenn er ihre Thränen ſah. Er lächelte ihr zu, nahm ihr Taſchentuch, trocknete die ſchönen Augen, und mitten unter ſeinen Liebkoſungen wurde ihr Herz wieder ruhig. Sie liebten ſich, wie Schweſter und Bruder, oder wie ein Paar Gatten, deren erſte heiße Liebe die Zeit beſänftigte, und deren Herzen die ſchöneren und feſteren Bande der Tugend, der Freundſchaft, der Elternliebe, des häuslichen Genuſſes, des gemeinſchaftlichen

Glücks und Kummers verbinden. Sie waren höchſt glücklich.

Käthe fehlte indeß Liſſowen noch immer, ſo glücklich er ſich auch fühlte. Gleich Anfangs hatte er dem alten Grumbach ſeine Geſchichte ſo erzählt, daß von Käthen kein Wort darin vorkam. Er ließ es dabei. Eine neue Freude, dachte er, wenn ich ihnen Käthen einſt eben ſo unvermuthet bringe, als Jakobinen. Er konnte ſich nichts Glücklicheres denken, als ſein künftiges Leben zwiſchen dieſen beiden Mädchen. Noch liebte er Käthen eben ſo zärtlich, wie ehemals. Nur die einzige Veränderung war mit ihm vorgegangen, daß er nicht mehr wie ſonſt ſein höchſtes Glück in der Vorſtellung fand, mit Käthen von allen Menſchen abgeſondert zu leben, ſondern jetzt in allen ſeinen Träumen von dem Glücke mit ihr, immer auch Jakobinen wenigſtens als Nebenperſon gebrauchte. O, wie wird ſich Käthe freuen, dachte er, wenn ich ſie zu dieſem vollkommenen Mädchen führe! Wie werden ſich die beiden Mädchen lieben!

Schwerlich möchte indeß Käthe mit dieſer Liebe der vollkommenen Jakobine gegen

Liſſow zufrieden geweſen ſeyn, ſo rein, ſo ſich ſelbſt unbewußt dieſe Liebe auch war. Liſſow ſprach ſelten von Jakobinens Schönheit; denn er wußte wahrlich nicht mehr recht, ob ſie ſchön ſey oder nicht, wenn er ſich nicht erinnert hätte, daß ſie ihm bei dem erſten Anblicke ſchön vorgekommen war: aber er ſparte ſich ſelbſt manches Buch ab, das Grumbach für nothwendig erklärte, oder arbeitete einmahl ein Paar Nächte durch, um Jakobinen eine Kleidung oder einen Putz zu kaufen; und dieſer Putz ſtand Jakobinen allemahl ſo gut, daß der größte Kenner der Schönheit ihn nicht paſſender hätte erfinden können. An ſeine eigene Kleidung mußte er ſich allemahl erinnern laſſen. Dagegen aber ſaß Jakobine ebenfalls manche Nacht, um für Liſſow ein Paar Manſchetten auszunähen; und kein Schlaf kam in ihr Auge, wenn ſie für ihn arbeitete. Jakobinens Geburtstag ward mit einem Feſte gefeiert, bei dem der Alte ſogar den Ueberfluß tadelte; und Liſſow meinte doch, es ſei ſehr wenig. Liſſow arbeitete jetzt am liebſten Rechnungen, weil Jakobine ihm dabei helfen mußte; und doch ging es dann lang-

ſam genug. Hatte Jakobine ein Paar Stunden gearbeitet, ſo ſehnte ſie ſich nach Liſſow. Sie ging über den Saal, ſteckte wenigſtens den Kopf in die Thür, ſah ihn freundlich an, und fliſterte: guten Tag, Liſſow! Er hob den Kopf von ſeiner Arbeit, betrachtete ſie eben ſo freundlich, bis ſie die Thür wieder zumachte, und war nun wenigſtens auf eine Viertelſtunde geſtört.

Ging er einmahl aus (denn ſein Kammerrath bat ihn zuweilen, wenn er keine Geſellſchaft weiter hatte, zu Tiſche), ſo ging Jakobine nicht vom Fenſter weg; und kam er, ſo drehete ſie ſich hüpfend zu ihren Eltern um, und ſagte mit einem Tone, den ihr Vater die Sprache der Seligkeit nannte: er kommt! Sie ging ihm bis an die Treppe entgegen, und kam Hand in Hand mit ihm ins Zimmer. Er blieb dann den Abend gewiß, bis der Alte in ſeinem Stuhle, und die Mutter an ihrem Rade einſchlief. Sie ſaßen am Tiſch und ſprachen armſelige Kleinigkeiten. Ja, wenn Jakobine ein Klavier hätte, ſagte der Vater einmahl im Geſpräch. Sie ſpielt ganz gut. — Ja, wenn ich ein Klavier hätte, wiederholte

Jakobine; und ſchon an demſelben Abend rechnete Liſſow, wie viel Geld er noch hatte. Es ging nicht. Ein Klavier! das war der einzige Gedanke in ſeinem Kopfe. Den andern Tag trieb ihn eine Unruhe aus dem Hauſe. Er wußte ſelbſt nicht, wie es kam: er war immer wieder bei ſeinem Wirthe, einem Inſtrumentenmacher, und hatte doch nicht Geld genug.

Er zog ſeine Uhr hervor, ein Geſchenk der Frau von Flaming, um zu ſehen, wie ſpät es wäre. Wozu brauche ich die Uhr? riefen tauſend Stimmen in ſeinem Innern. Er flog zu einem Uhrmacher, verkaufte die Uhr, eilte dann wieder zu ſeinem Wirthe, und kaufte ein Klavier. Am Abend holte er es ſelbſt, und ſchlich ſich damit auf ſein Zimmer. Er wollte Jakobinen am Morgen, wenn ſie ihn zum Thee riefe, damit überraſchen. Aber was trugen Sie vorhin? fragte Jakobine. Er lächelte, nahm ihre Hand, und führte ſie auf ſein Zimmer. Da ſtand das Klavier. Jakobine erſchrak. O mein Gott! ſagte ſie, und ſah ihn an. Er war ſo freundlich. Sie fiel ihm um den Hals, lag an ſeinem Buſen, und

zuletzt hatte ſie vergeſſen, worüber ſie ſich ſo freute. Er zog ſie ans Klavier. Sie ſpielte, und ihr Auge lachte. Liebſte Jakobine! ſagte er, und zog ſie auf ſeinen Schooß. Liſſow! wie gut ſind Sie! ſagte ſie, und trocknete ſich die Augen.

Der Vater kam endlich, weil ſie zu lange ausblieben. Er lächelte. „Hm! ſagte er: war es doch möglich? Aber der Liebe iſt ja nichts unmöglich.“ — Sie lieben die Muſik, lieber Vater, ſagte Liſſow. — „Ja, ja, und Jakobine ſpielt,“ antwortete der Alte. „Aber geſtehen Sie nur, guter Menſch, daß Sie nicht an mich dachten, als Sie das Klavier kauften.“ — Wohl nicht an Sie, ſagte Liſſow; ich dachte an Jakobinen. — „Aber Sie haben doch das Klavier nicht geborgt?“ — Mein Gott, nein! Sie wiſſen, daß ich alles Schuldenmachen haſſe. Tauſendmahl lieber wollte ich die Freude entbehrt haben, Jakobinen eine Freude zu machen. Es koſtet ſehr wenig. — „Aber doch mehr, als Ihr Geldvorrath betrug!“ — Liſſow erröthete. Wie ich Ihnen ſage, es koſtet wenig, ſehr wenig; und ſehen Sie, wie vergnügt Jakobine iſt!

Den andern Tag bemerkte der Vater (Jakobine nicht), daß ihm die Uhr fehlte. „Lieber Sohn, ſagte der Alte zärtlich, mußt du uns denn alles opfern? Du hatteſt die Uhr ſo lieb, und giebſt ſie hin für Jakobinens Vergnügen!“ — Kann ich genug dafür geben, mein Vater? antwortete er zärtlich. Jakobinen funkelten ein Paar Thränen im Auge. Sie ging hinaus, um ſie zu verbergen.

Das Klavier war nun einmahl da, und die Freude dadurch um vieles vergrößert. Jakobine ſpielte fleißig. Nach und nach beſorgte Liſſow auch Noten. Da ſaß er ganze Stunden in der Ecke am Klavier, wenn Jakobine ſpielte, und betrachtete ſie. Sie ſpielte Anfangs die Noten; dann warf ſie einen Blick auf ihn, dann noch einen; dann verwirrte ſie ſich, ſpielte nur die Noten, die ihr Herz diktirte, ſah ihn an, und fiel in die zärtlichſten Melodieen. Auge hing an Auge, Seele floß in Seele, Empfindung ſchmolz in Empfindung über. Seltſam war es, daß Liſſow dabei mit aller Treue an Käthen dachte: an Käthen mit Jakobinens Figur und Blicken, oder an Käthens Bild mit Jakobinens Nah-

men. Jakobine lehrte ihn in den Abendſtunden ſingen, und es koſtete ihr nicht viele Mühe, ſeinen natürlichen ſchönen Tenor zu bilden. Er begleitete jetzt ihre Stimme; allein mitten in der Arie hörte er auf, und ſah ſie nur an. Machte ſie ihm Vorwürfe, daß er geſchwiegen habe, ſo behauptete er ſteif und feſt, er hätte die Arie bis ans Ende mit geſungen. Man rief den Vater zum Richter auf. „Kinder, ſagte der, ihr thut jetzt ſo viel, ohne es zu wiſſen, daß der vielleicht auch wohl mitgeſungen hat, ohne daß wir es gehört haben. Ihr habt beide Recht. Gott gebe, daß ihr Euch immer ſo irrt!“

So ſtand es mit beiden jungen Leuten. Der Alte ſah wohl, daß beide ſich zärtlich liebten. Er hatte es lange geſehen, noch länger gewünſcht. Wem konnte er ſeine Jakobine lieber geben, als dieſem edlen Jünglinge, dem er alles, vielleicht gar ſeine Jakobine ſelbſt, zu danken hatte! Wenn er da ſaß, und die beiden jungen Leute einander zärtlich betrachteten, für ihre allerleiſeſten Wünſche Sinne hatten, ſich am Tone der Stimme, an den feinſten Bewegungen verſtanden; — oder wenn

er ſah, wie Jakobine am Morgen früh aus dem Bette ſchlich, in ein Paar Minuten angekleidet war, um noch, ehe ſie das Frühſtück bereiten durfte, einige Minuten für Liſſow allein zu haben; oder mit welcher Liſt das unſchuldige Mädchen, wenn früh Morgens zu thun war, den günſtigen Augenblick, ihn auch nur zu ſehen, von weitem vorbereitete, erlauerte, und, wenn ſie ihn nun hatte, wie ein Pfeil dahin flog, heiter wie der Morgen, der durchs Fenſter leuchtete: wenn der Alte das ſah, ſo falteten ſich unbemerkt ſeine Hände, und er ſegnete die beiden liebenden Herzen ſeiner Kinder. Er that, als merkte er nichts, und ſeine Frau hatte ihm heilig verſprechen müſſen, weder in Scherz, noch in Ernſt, die jungen Leute möchten auch thun und ſagen, was ſie wollten, etwas darüber zu reden oder anzudeuten.

Er ſah aus der Ungezwungenheit, aus der Freimüthigkeit, womit ſie einander in ſeiner Gegenwart liebkoſten, ſehr wohl, daß es unter ihnen zu keiner Erklärung gekommen war, daß ſie ſelbſt die Art ihrer Gefühle nicht kannten. Und das freute ihn, weil er wünſchte, Liſ-

ſow möchte vorher in eine feſte Lage kommen, ehe er Jakobinen heirathete. Er ſuchte auf alle Weiſe zu verhindern, daß Jakobine durch nichts zu der Bekanntſchaft ihrer Gefühle gebracht würde. Nie hatte er etwas dagegen, Jakobine mochte ſo oft und ſo lange zu Liſſow gehen, als ſie wollte. Er ſcherzte auch nicht darüber, und ſchien es gar nicht zu bemerken. Zu allen Einfällen, auf welche die Liebe das zärtliche Mädchen bringen konnte, gab er ſich her, nannte die allerzärtlichſten Aeußerungen ihrer Leidenſchaft gegen den Jüngling: verdiente Freundſchaft, Dankbarkeit, Vertrauen; ſah nichts, was er nicht ſehen, hörte nichts, was er nicht hören ſollte, und wußte dann wieder die beiden Liebenden ſo fein zu beſchäftigen, oder ihre Liebe ſelbſt ſo zur Quelle ihrer Beſchäftigungen zu machen, daß auch der Müßiggang ſie nicht über ihren Zuſtand belehren konnte. Auf die Frage ſeiner Frau: aber mein Gott, was ſoll daraus werden? antwortete er immer: die Natur wird nicht ſchweigen, liebe Frau. Sey du unbekümmert, und laß die Natur und ihre Herzen ſorgen.

Mit Liſſow war es ſeltſam. Er liebte Jakobinen wirklich, und kannte die Liebe; aber dennoch wußte er nicht, daß er Jakobinen liebte. Er hatte Käthen verſprochen treu zu bleiben. Seine Empfindungen für Jakobinen waren ſo nach und nach ohne alle Heftigkeit entſtanden. Sie ſchienen ihm ſo natürlich; ja, wenn er zuweilen darüber nachdachte, ſo ſchienen ſie ihm mehr Empfindungen des Wohlthuns, der Menſchlichkeit, als der Liebe zu ſeyn. Er bemerkte noch immer einen Unterſchied zwiſchen der Liebe zu Käthen und zu Jakobinen; dieſer Unterſchied machte ihn ſicher. Im Grunde war das, worauf er ſich verließ, nichts weiter als die Achtung für Käthens Rang, die man ihm von Jugend auf beigebracht hatte, und das Sinnliche, das durch die Schwierigkeiten bei ſeiner Liebe zu Käthen hervorgebracht war. Er hatte eben die Achtung für Jakobinen; allein ſie war ſo mit dem Vertrauen zu ihr, mit der Empfindung des Schutzes, den er ihr gab, zuſammen geſchmolzen, daß er ſich der Achtung nicht beſonders bewußt war. Seine Liebe zu Jakobinen war ſo leiſe, ſo nach und nach entſtan-

den, fand ſo gar kein Hinderniß, verlor ſich ſo in dem Vertrauen zu ihren Eltern, in den Beſchäftigungen, in der Ruhe ihres Lebens, in der Sicherheit, mit der er ſich ihres Beſitzes bewußt war, in der Ruhe und Zufriedenheit, in der unbeſorgten, argloſen Unſchuld Jakobinens, und beſonders in ihrem gemeinſchaftlichen Glücke der Gegenwart — daß kein Gedanke an die Zukunſt ſeine Sinnlichkeit rege machen konnte, und daß alſo auch ſein Herz über ſeine Gefühle unwiſſend bleiben mußte.

Jakobine liebte Liſſowen über alle Beſchreibung, und war über alle Beſchreibung unſchuldig. Sie wußte nicht, daß man weniger lieben konnte, als ſie liebte. Sie folgte dem Triebe ihres Herzens, ohne irgend etwas dabei zu denken; und dachte ſie ja daran, ſo glaubte ſie, ihn für alles Gute, das er ihr und ihren Eltern erzeige, noch immer nicht genug zu lieben. Ihre ganze Seele war voll von Liſſow; alle ihre Gedanken gingen von ihm aus, und kehrten wieder zu ihm zurück. Konnte ſie dabei je auf den Gedanken fallen, daß ſie Liſſow ausſchließend liebte? Gewiß nicht.

Dachte ſie an Liſſow, ſo war ſie gezwungen, auch an ihren Vater, an ihre Mutter zu denken. Sie ſah ja überall ſein Bild mit den freundlichen Bildern ihrer Eltern verbunden; die Farben des Bildes wurden durch dieſe Verbindung ſtrahlender, lebendiger. Was konnte ſie Arges daraus haben? Sie dachte ſo unſchuldig an Liſſow, wie an ihre Geſchäfte. Was konnte ſie dafür, daß ihr Vater alle ihre Geſchäfte zu Spielen der Liebe gemacht hatte?

Man leſe dieſe wenigen Abſchnitte, und man wird ſich nicht wundern, daß ich nichts von Unruhen, von Qualen der Liebe, nichts von zärtlichen Zänkereien, von Verſöhnungen, nichts von Eiferſüchteleien, nichts von wollüſtigen Verſuchungen und unwahrſcheinlichen Siegen über das Herz zu erzählen weiß. Es war die Liebe der Natur und zweier ſchönen Herzen, die keinen Wiederſtand findet; und die iſt ruhig. Liſſow und Jakobine waren wie zwei Bäume, die nahe an einander aus einem fruchtbaren Boden hervorgeſproßt ſind. Sie haben ſich vereinigt; Eine Rinde umſchließt ſie. Man kann nicht einmahl ſagen, ihre Zweige

ſind durch einander geſchlungen; nein, es ſind die Zweige Eines Baumes. Ihre Liebe war ein Bach, der zwiſchen Blumen und Graſe auf einer ſanften Ebne dahin fließt: kein Steinchen hemmt ſeinen Lauf; kein Blinken einer hüpfenden Welle verräth ſein Daſeyn; ohne Geräuſch fließt er ſanft und ungehört unter den Blumen dahin.

Kein Schmerz, auch nicht der leichteſte, ſtörte die Zufriedenheit ihrer Herzen; nicht Eine heftige Begierde, nicht Eine ſtürmiſche Empfindung bewegte ihre Seelen. Was ſollten ſie begehren? was wünſchen? Sie hatten alles, was je ein Paar unſchuldige Herzen beſeſſen haben. Sie bot ihm ja die ſchöne Wange zum Morgengruß; er nahm ſie ja in Gegenwart der Eltern in die Arme, und liebkoſte ihr. Sie ging, wenn ſie wollte, zu ihm, und ſaß neben ihm, von ſeinem Arme umſchlungen. Kam ihr Vater dazu, ſo ſetzte er ſich auf die andere Seite, und ſchlang ſeinen Arm ebenfalls um ihren Leib. So ſaß ſie von Vater und Bruder umſchlungen. Sie fühlte ſich dabei bloß glücklich. War dieſer Zuſtand für

den armen Menſchen zu ſchön, als daß er dauern konnte?

Die zwei Jahre, welche Liſſows und Käthens Prüfungszeit ſeyn ſollten, waren beinahe verfloſſen. Der Tag kam näher, da er verſprochen hatte, wieder auf das Gut der Frau von Flaming zurückzukehren. Liſſow verſank in Träume; er wurde tiefſinnig, und zuweilen zerſtreuet. Alle Möglichkeiten, alles was während der Zeit mit Käthen vorgefallen ſeyn könnte, fing an in ſeinem Kopfe umherzugehen. Wie? wenn der Baron unterdeſſen geſtorben wäre! Du ſollteſt da bleiben; Käthe wäre dein! Er erſchrak vor dem Gedanken, Jakobinen zu verlaſſen, und erklärte es ſchlechterdings für eine Unmöglichkeit. Nein, Käthe muß mit nach Berlin. Wie aber, wenn Käthe nicht wollte? Seine Miene ward finſter. Sie wird wollen, wenn ich ihr erzähle, wie glücklich wir hier leben, wenn ich ihr von Jakobinen erzähle, von dieſem reitzenden, liebenswürdigen Mädchen. O, ſie wird wollen! Jakobine würde ja unglücklich werden, wenn ſie mich nicht mehr hätte; und ich? Nein, Käthe muß mit mir, und wir werden glücklich ſeyn.

Es konnte nicht fehlen, in dem fortgeſetzten Laufe dieſer und ähnlicher Gedanken mußte er einſehen lernen, wie ſehr werth ihm Jakobine geworden war, wie innig und wie unzertrennlich feſt ſein ganzes Herz an ihr hing. Ja, einigemahle überraſchte ihn ſogar das Gefühl ſehr lebhaft, daß, wenn er zwiſchen Käthen und Jakobinen zu wählen hätte, er, — Käthen wählen würde, ſagte er laut. Aber da ſtand, wie hingezaubert, Jakobinens Bild anſtatt Käthens; er ſuchte Käthens Bild mit Gewalt herbeizurufen. Nichts half. Da ſtand Jakobinens edle, ſchlanke, zarte Figur, wenn er wählen wollte. Er zitterte vor Scham, vor Schmerz über das Unrecht, das er Käthen that. Eines Abends fing er an ſein Herz zu unterſuchen; er fand wenigſtens halb, daß er zwiſchen Käthen und Jakobinen ſchwankte. Sein Herz zerriß bei dieſer Unterſuchung, und dennoch fing er ſie immer aufs neue an. Unrecht thun? Das war ihm von dem Unmöglichen das Unmöglichſte. Er fühlte, daß er Käthen Unrecht gethan hatte; zu gleicher Zeit fühlte er indeß wohl, wie er zu entſchuldigen war. „Ich wußte es nicht, daß

ich ſie — eben ſo heiß liebte, wie dich, meine Käthe.“ Aber jetzt wußte er es. Er legte die Hand auf ſeine wunde Bruſt, und fühlte den tiefſten Schmerz das feinſte Gewebe ſeiner Seele zerreißen. Aber er hielt es nicht für unmöglich, den Schmerz zu tragen und — treu zu ſeyn. Ach, ſeine Wunde war es nicht, die ihn ſchmerzte; es war Jakobinens Wunde. Jakobine! rief er weinend. Und dennoch — er ſprang auf — ich muß fort! Ich machte dich nicht unglücklich, Jakobine! ſeufzte er; dein Schickſal that es. O Himmel, rief er — ſeine Gedanken wendeten ſich auf den Vater —: ſie werden mein Kind unglücklich machen, ſagte der redliche Alte. Und ich, ich muß gerade der ſeyn, ich, der ich ihn, der ich ſie über alles liebe!

So ſtürmten tauſend Gedanken in ſeiner Seele. Jetzt auf einmahl fühlte er ſeine unbegränzte Liebe zu Jakobinen, gerade in eben dem Augenblick, da er ſich entſchloß ſie zu verlieren. Er entſchloß ſich ſie zu verlieren, oder vielmehr, er verlor ſie nur: denn er konnte nicht anders als Käthen treu ſeyn, weil es recht war. Doch zuweilen hörte er auch die

leiſe Stimme der Hoffnung durch den toben-den Sturm. Wenn Käthe ihn vergeſſen, wenn die Frau von Flaming Recht gehabt hätte! Ach, es ſchien ihm ſogar ſchon Unrecht, dieſe Hoffnung nur zu denken. Was er konnte, das that er: er ſuchte ſein Herz gegen Jakobinens Leiden zu verhärten; er verſtopfte ſein Ohr ge-gen ihre Klage. Ich muß! rief er laut: ich muß! Nun warf er ſich gegen vier Uhr ganz angekleidet aufs Bett, konnte aber nicht ſchla-fen. Er hörte Jakobinens Klageſtimme, er ſah ihr Leiden. Der Morgen fand ihn noch wach; ſein Herz war zermalmt, aber ſein Ent-ſchluß, recht zu thun, blieb unerſchüttert. Er ſcheute nichts als Jakobinens Anblick.

Am Morgen traf ihn Jakobine bleich und entſtellt. Sie erſchrak, als ſie in die Thüre trat. Er wollte lächeln, und konnte ſein Auge nicht auf ihr feſt halten. Sie näherte ſich langſam, ohne zu fragen, und ſchien vielmehr mit ihren Blicken in ſein Inneres zu drin-gen. Dann nahm ſie ſeine Hand; die Hand zitterte, und ſuchte ſich ſanft der ihrigen zu ent-ziehen. Sind Sie krank? fragte ſie mit zärtli-cher, unruhiger Beſorgniß, und beugte ſich vor

ihm nieder, um ſein Auge zu ſehen, das er niederſchlug. Ich bin nicht krank, Jakobine, hob er langſam an; aber ich muß Sie auf einige Zeit verlaſſen. Da wurde Jakobine bleich, und in ihrem Buſen loderte dieſen Augenblick die Flamme der Leidenſchaft verzehrend auf. Sie ſchauerte zuſammen. Verlaſſen? ſagte ſie langſam, mit zitternder Stimme. Nun fühlte ſie, wie ſehr ſie ihn liebte. Sie ſchlang ihren Arm um ſeinen Hals, und drückte ſein Geſicht an ihr Herz. Ihre Bruſt flog; ihre Küſſe waren brennend, ihre Umarmungen wild. Verlaſſen? ſagte ſie noch einmahl, und nun in dem Tone des bittern Vorwurfs. O was, was thaten wir Ihnen? rief ſie, und ließ ihn fahren.

Ich muß, Jakobine! ſagte er ſanft. Ich fühle es, dies Herz wird davon zerreißen; aber ich muß! ich muß! Meinen Sie, Jakobine, ſagte er und ſah ſie mit düſter flammenden Blicken an: meinen Sie, ich würde nur einen Augenblick Sie und mein allertheuerſtes Glück verlaſſen, wenn ich nicht müßte? Thränen traten dabei in ſeine Augen. Aber wer zwingt Sie, fragte Jakobine furchtſam und mit ge-

brochener Stimme: wer zwingt Sie? — Meine Pflicht! antwortete Liſſow mit einem Seufzer. — Pflicht? wiederholte ſie zweimahl, drehete ſich um, und fing an laut zu weinen. Heftig wendete ſie ſich nun zu ihm; ihr Geſicht glühete, ihre Bruſt flog, ihre Arme zitterten. Liſſow, Liſſow, ich liebe dich! jetzt fühle ichs! ich liebe dich mehr als alles auf der Welt. Bedenke das auch, ich werde nicht ohne dich leben! Sie riß ſich gewaltſam aus ſeinen Armen, die ſie umfaßten. Bedenke das! rief ſie noch einmahl, und verließ das Zimmer.

Was iſt dir, Jakobine? rief der Vater ihr entgegen, und ſtand auf, als ſie in das Zimmer trat. Sie zeigte zurück auf die Thür mit wilden Blicken. Er will uns verlaſſen, rief ſie; aber ſagen Sie ihm, o ſagen Sie ihm, Vater, daß es mein Tod iſt! O mein Tod, das fühl' ich! Der Vater ſprang auf. Wie? verlaſſen? Liſſow? Unmöglich! Dann, dann — Das ſprach der Greis mit zitternden Lippen und ungewöhnlicher Heftigkeit. Er beruhigte ſich wieder, ließ ſich erzählen, lächelte, und ſagte: ſey ruhig, Jakobine; du haſt ihn mißverſtanden. Gewiß das haſt du. Ich will zu

ihm gehen. Sey ruhig. Ich weiß ſchon halb und halb, was es iſt. Sey ruhig. Es iſt ſo ſchlimm nicht, als du denkſt. Jetzt konnte ſich der Vater kaum aus den Armen des wehmüthig frohen Mädchens los machen. Er ging zu Liſſow hinüber.

Liſſow ſaß noch auf derſelben Stelle; in ſeinem Geſichte lag eine heimliche Verzweifſlung. Nach und nach drang ſich der Vater mit Behutſamkeit in ſein Herz. Liſſow mußte ihm ſeine Geſchichte erzählen. Der Vater hatte noch tauſend Fragen zu thun, und Liſſow beantwortete ſie aufrichtig. „Ja, ſagte nun Grumbach: es iſt wahr, es iſt deine Pflicht, junger Menſch, Jakobinen und uns alle zu verlaſſen. Du mußt gehen, und ſollte auch dein Lebewohl mich zum unglücklichen Vater machen. Haſt du unrecht gehandelt, mein Sohn? Nein! Aber ſieh, ſieh, mein Sohn, daß die Natur den Irrthum eben ſo beſtraft, wie das Verbrechen, und oft den Irrthum eines reinen Herzens noch unverbittlicher, als das Verbrechen des Böſewichts. Du lebteſt mit Käthen. Es war natürlich, daß du Käthen liebteſt, eben ſo wie es natürlich war, daß du

Jakobinen und ſie dich liebte. Du hielteſt deine Liebe zu Käthen für rechtmäßig; du irrteſt: denn die Umſtände hatten zwiſchen eure Herzen ein ungeheures Hinderniß geworfen. Die edle Frau von Flaming belehrte dich über deinen Irrthum, und du folgteſt troß deiner Leidenſchaft der Pflicht. Was hatteſt du verbrochen? Nichts, nichts, mein Sohn! Du hatteſt ſogar edel gehandelt. Und dennoch wurdeſt du unglücklich, und Käthe ebenfalls. Siehſt du, mein Sohn, wenn das einzige Geſetz der Natur Tugend war, ſo mußte ſie nur das Verbrechen mit Strafen belegen, und nicht auch den unſchuldigen Irrthum. Aber die ewigen Geſetze der Natur für den Menſchen ſind: Vernunft und Tugend. Zu beiden iſt der Menſch verpflichtet. Und den Uebertreter eines dieſer Geſetze beſtraſt die Natur unerbittlich, und muß es zum Wohl der Menſchheit thun. Du hatteſt geliebt, Liſſow; ein Irrthum in der Liebe hatte dich unglücklich gemacht. Warum dachteſt du jetzt nicht über die Natur dieſer Leidenſchaft nach? warum fragteſt du nicht? So unſchuldig biſt du jetzt an Jakobinens Thränen nicht, als du an

Käthens Thränen warſt. Du wußteſt nicht, daß du ſie liebteſt, daß ſie dich liebte, ſagſt du? Ich glaube es, mein Sohn. Aber hätteſt du die Natur der Liebe unterſucht, wie es jetzt deine Pflicht geworden war, ſo würdeſt du wenigſtens begriffen haben, daß aus dem vertrauten Umgange Jakobinens mit dir Liebe werden mußte. Du irrteſt zum zweitenmahle; und deine allerbitterſten Thränen, und ich fürchte Jakobinens gebrochenes Herz, müſſen deinen Irrthum bezahlen. Auch ich, mein Sohn, kannte Eure Liebe; allein ich glaubte, du wäreſt frei, weil du nichts von Käthen ſagteſt. Ich hätte mich nicht darauf verlaſſen ſollen! Wußte ich nicht, daß tauſend Urſachen dich hindern konnten, ganz aufrichtig gegen mich zu ſeyn? Ich irrte, gleich dir; ich gab Eure Liebe zu, ich beförderte ſie, und jetzt ſind Jakobinens Thränen, ihr Unglück, und was daraus Trauriges entſtehen kann, die Strafe meines Irrthums und meiner Nachläſſigkeit. O mein Sohn, der Schlag iſt geſchehen, das Unglück iſt nicht mehr zu ändern. Aber lerne nun, mein Sohn, daß auch der Irrthum ein menſchliches Verbrechen iſt, das dem Gewiſſen

ſeine Wunden ſchlägt. Der Unterſchied zwiſchen Bosheit und Irrthum iſt nur dieſer: Bosheit ſchlägt dem Gewiſſen eine Wunde, welche ſelbſt die Ewigkeit nicht ganz heilen wird; der Irrthum ſchlägt eben ſo ſchmerzende Wunden: aber ein glücklicher Zufall kann ſie heilen, oder gewiß heilt ſie doch der Tod. Denke dir nun, du verläßt Jakobinen, findeſt Käthen treu. Jakobine, von ihrer Leidenſchaft, vielleicht der einzigen in ihrem Herzen, und darum deſto allmächtiger, überwältigt, verzehrt ſich in Kummer, welkt dahin, ſtirbt aus Gram und an ihrem heißen Herzen! Sage mir, mein Sohn, würde dieſe Wunde je wieder heilen, ſo lange du athmeſt? Gewiß nicht. Nur erſt in den Gefilden der Ewigkeit, da dir Jakobine glücklich, heiter, entgegen käme, da erſt ſchwänden die Folgen des Irrthums.“

Liſſow ließ ſeine Stirn auf den Tiſch ſinken. O Gott! rief er voll Schmerz.

„Aber ſchon die Zeit hebt die Folgen des Irrthums auf. Sieh, du kommſt zu Käthen. Käthen iſt es eben ſo wie dir gegangen. Sie hat dich ſo weit vergeſſen, daß ſie dich auf-

opfern kann. Du kehrſt zurück, und Jakobine wird dein Weib.“

Liſſow ſprang auf. O Gott, Vater, ſo wird es ſeyn! Ach, und wenn es nicht ſo wäre! ſagte er ſtill vor ſich.

„Nun dann, Jüngling, wenn es nicht ſo wäre, ſo geh, und thue deine Pflicht, ſo viel es dir auch koſtet. Sey in Zukunft weiſer. Du ſiehſt, wie wenig die Tugend ohne Nachdenken iſt; du ſiehſt, daß Irrthum der Cherub iſt, der mit dem flammenden Schwerte den Sterblichen aus dem Paradieſe vertreibt, ſo gut, wie das Verbrechen, wie die Bosheit. Geh, geh, Jüngling; die Pflicht ruft dich. Geh jetzt. Erſpare dir und Jakobinen den Schmerz des Scheidens. Geh!“ — Er ſchloß ihn in ſeine Arme, gab ihm Hut und Stock, und drängte ihn. Liſſow ſchluchzte und ließ ſich wie ein Opfer von dem Alten führen. Er ſtreckte auf dem Saale noch einmahl die Arme gegen die Thür des Zimmers aus, worin Jakobine wohnte. An der erſten Stufe der Treppe, ſchloß ihn der Alte noch einmahl in die Arme. „Vergiß uns nicht, mein Sohn!“ Liſſow

ſchwankte die Treppe hinab, und der Alte ging zu Jakobinen ins Zimmer.

Der Alte war wirklich nicht ſo unruhig, wie er in dieſem Geſpräche ſcheinen mag. Aus Liſſows Erzählung von der Art ſeines Liebeshandels mit Käthen, aus der Unterredung der Frau von Flaming mit Liſſow vor ſeiner Flucht von Käthen, ſchloß der Alte ſehr richtig, daß Käthens Liebe zu dem Jünglinge wahrſcheinlich ſchon vorbei wäre. Er hätte das Liſſow ſelbſt ſagen können, und würde dem Jünglinge einige ſehr kummervolle Tage erſpart haben; allein er wollte nicht. Der Alte wußte ſehr wohl aus der Erfahrung, welche Stärke das Herz und die Vernunft aus ſolchen bittern Opfern, die der Menſch der Tugend bringt, gewinnen kann. Er wollte auch den Jüngling die bittern Folgen ſeines Irrthums einige Tage fühlen laſſen; darum ließ er ihn ohne Troſt und ohne Hoffnung fort. Der Alte war ein ſeltſamer Mann. Mit keinem Grundſatze hielt er öfter und hitziger gegen jeden, der mit ihm darüber ſtreiten wollte, auf dem Plane, als mit dem: Irrthum und Aberglaube, Unwiſſenheit und Unbedachtſam-

keit ſind eben ſo arge Ungeheuer und Menſchenquäler als Bosheit und Laſter. Er war völlig überzeugt, daß die Vorſehung den Irrthum eben ſo ſchwer, und oft noch ſchwerer verpönt habe, als das Laſter. Daher nannte er Vernunft die einzige Tugend des Menſchen, und alle Tugenden ohne Vernunft gebrechliches Stückwerk. Das: lerne dich ſelbſt kennen! galt ihm über alles. Er meinte, dieſe Ueberſchrift habe nothwendig an den Tempel des weiſeſten aller Götter, und des Vorherſagers der Zukunft gehört; und dabei hielt es der ſeltſame Mann dennoch für eine Thorheit, wenn man ſich hinſetzte, und den jungen Leuten in einer ſchulmäßigen Ordnung die Leidenſchaften des Herzens zerlegte, die Tugenden, die Verſtandeskräfte zergliederte. Das wäre, ſagte er, als wollte ich einen in der Gartenkunſt unterrichten, und nähme ihn auf mein enges Stübchen, von wo er nicht einen Grashalm ſehen könnte, und ſagte ihm nun, wo er Wälder, wo er Wieſen, wo er Waſſerfälle anlegen müßte, damit es ein ſchönes Ganzes würde. Nein, rief er, an Ort und Stelle muß ich das zeigen. Da nehme ich den Schü-

ler mit in eine reitzende Gegend. Hier laſſe ich ihn ſelbſt die Winke der Natur aufſuchen, die ſie überall giebt. Ich laſſe ihn ſeine eigene Empfindung zu Rathe ziehen, die noch einmahl ſo deutlich ſpricht, als alle Gartenbücher. In einem ſchauerlichen Walde, wo ein kühner Bach ſich über Felſen weg ſtürzt, frage ich ihn: Was meinſt du, wenn wir den Wald hier weghieben, und ein Holländiſches Blumenbeet anlegten? Frage dein Herz! Nein, wird er rufen: hieher gehört eine Teufelsbrücke, ein Tempel des Schweigens, eine alte Waſſerleitung in Ruinen. Eben ſo auch mit der Menſchenkenntniß, meinte er. So hatte er ſeine Jakobine erzogen. Sie war unter ſeinen Augen erwachſen, und nur das höchſte Elend hatte ihn zwingen können, ſie von ſich zu geben. Von der Liebe hatte er noch nichts mit ihr geredet. Sie bedurfte es noch nicht, meinte er: denn er war ja bei ihr.

Jetzt aber benutzte er die Gelegenheit, Liſſowen und ſeiner Tochter die Wahrheit zu ſagen. Er gab Liſſowen nur etwas mit auf die Reiſe; die Hauptſache ſparte er bis auf deſſen Wiederkunft. Jetzt trat er nun mit ei-

nem ziemlich beruhigenden Geſichte ins Zimmer zu ſeiner Tochter, reichte ihr Liſſows Zimmerſchlüſſel, und ſagte: „Jakobine, du ſollſt Liſſow den Schlüſſel aufheben, bis er wieder kommt. Er muß uns auf einige Tage verlaſſen. Sobald du ruhiger biſt, kann ich dir auch ſagen, warum. Er läßt dich grüßen. Er wollte ſich und dir den Schmerz erſparen, Abſchied zu nehmen." — Er iſt fort? rief Jakobine, und wurde bleich. Nun ging das Jammern natürlicher Weiſe an. Eine Zeitlang ertrug es der Alte. Aber warum? warum, lieber Vater? Das war Jakobinens ewige Frage. „So bald du ruhiger biſt, antwortete er, ſo rede ich. Jetzt, liebe Jakobine, iſt natürlich dein Schmerz zu groß, als daß du über das nachdenken könnteſt, was ich dir ſagen werde." — Liebſter Vater, ich bin ruhig. — „So? Das beweiſe mir. Du weißt, ich glaube nicht, ich ſehe denn. Da liegen ja Liſſows Rechnungen noch unvollendet. Geh, mache ſie fertig. Auch läßt er dich bitten, Jakobine: wenn du ihn lieb hätteſt, ſo möchteſt du doch die Paar Tage, die er abweſend wäre, für ihn arbeiten; er wollte dann ſein Lebelang für dich arbeiten."

— Aber warum, lieber Vater, mußte er fort?
— „Wie ich ſage, mach die Rechnungen fertig, ſo ſeh ich, daß du ruhig genug biſt, mich zu verſtehen.“

Das war wenigſtens heute nicht möglich; aber doch war der Vater nicht anders zu bewegen. Jakobine ſetzte ſich zu den Rechnungen; und ſo ſchwer, ſo unendlich ſauer ihr die Arbeit auch wurde — ſie vollendete die Rechnungen, und brachte ſie dem Vater. „Iſt es möglich, Jakobine? iſt es möglich? du haſt die Stärke gehabt zu rechnen?“ Er blätterte die Rechnungen durch; dann ſchloß er Jakobinen an ſeine Bruſt, und ſagte fröhlich: „ich habe eine Tochter, die den Schmerz zu überwinden weiß.“

Aber nun, mein Vater, warum?

„Sogleich, mein Kind! Zuvor erſt etwas, das mich und dich näher angeht. Du haſt die Rechnungen vollendet, und doch war dein Herz von allen Seiten wund; ich kenne dein Herz. Du haſt Kummer, Liebe, Verzweiflung überwunden; denn das alles mußteſt du, um die Rechnungen durcharbeiten zu können. Sage mir, Jakobine, wie fingſt du das an?

wie war dir das möglich? Haſt du dabei genau auf deinen inneren Zuſtand Acht gehabt? Wie wurdeſt du ſo ruhig, das zu können?"

Ach, theurer Vater, ich konnte es: das iſt alles, was ich weiß; ich konnte es, um endlich zu erfahren, warum Liſſow —

„Gut! ſo erinnere dich wenigſtens an alles, was du noch wiſſen kannſt. Ich will verſuchen dir deinen Zuſtand deutlich zu machen. Du —"

Ach, beſter Vater, zuerſt, zuerſt reißen Sie mich aus der fürchterlichen Ungewißheit, die mich peinigt, warum Liſſow —

„Liebes Kind, war nicht immer, was ich that, dein Beſtes? Meinſt du, ich würde hier ſtehen und mit dir philoſophiren, wenn nicht eben dieſes Geſpräch deine fürchterliche Ungewißheit endigen und dir die ſchönſten Hoffnungen geben ſollte? Faſſe alle deine Beſinnung zuſammen. Deine Empfindung war unendlicher Schmerz, der, wenn er fortdauerte, dir ſchlechterdings nicht erlaubte, die Rechnungen zu machen. Die Rechnungen ſind gemacht; der Schmerz hat alſo aufge-

hört. Weshalb? Du wollteſt wiſſen, warum Liſſow uns verlaſſen hat. Du mußteſt nothwendig die Rechnungen vollenden, alſo ruhig werden, wenn du es erfahren wollteſt. Das überlegteſt du; nicht wahr? Dann nahmſt du dir feſt vor, deinen Schmerz ſo lange zu überwinden, bis die Rechnungen gemacht wären; nicht wahr? Nun, antworte mir, liebe Jakobine. Haſt du nun nicht jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Menſch, wenn er gehörig überlegt, nachdenkt, und dann ſich feſt entſchließt, jede, auch noch ſo gewaltige, Empfindung überwältigen kann? Antworte mir! doch ruhig!"

Ihr Herz ſchlug ungeſtüm; aber ſie faßte ſich. Ihr Vater wiederholte, was er geſagt hatte, noch einmahl, und Jakobine antwortete: ja, ich glaube, es iſt ſo möglich!

„Und was machte es möglich, Jakobine? Denke nach, mein Kind. Ein bloßer Wunſch, etwas zu wiſſen, machte es möglich. Wie? wenn nun die Tugend, die Pflicht, die Vernunft von dir gefordert hätten, deinen Schmerz zu mäßigen? was meinſt du dann? hätteſt du es dann auch gekonnt? Setze den

Fall,

Fall, Liſſow wäre weggereiſt, weil er gemerkt hätte, daß er dich mehr liebte, als er durfte; ſetze den Fall, Liſſow hätte ſeine Liebe einem andern Mädchen verſprochen gehabt, ehe er dich kennen lernte. Jetzt fühlte er, daß er dich liebte, und dich fliehen müßte, um ſeinem Worte und ſeiner Pflicht treu zu bleiben. Nun ſtände er hier vor dir, wollte gehen, und könnte nicht: denn er ſähe den Ausbruch deines Schmerzes, deine Verzweiflung. Er entſchlöſſe ſich, lieber die Tugend, die Pflicht, das Recht zu verlaſſen, als dich in deiner Verzweiflung. Jakobine, ſetze den Fall. Du haſt jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Schmerz und die Verzweiflung ſich überwinden laſſen, wenn man muß und will. Jakobine, würdeſt du auch in dieſem Falle deinen Schmerz überwinden, und zu Liſſow, wenn er hier ſtände, ſagen können: geh, Jüngling; thue was recht iſt; ich werde ruhig ſeyn?"

Jakobine ſah ihren Vater an. Ihre Wangen wurden bleich, ihre Lippen blaß. Sie bebte. Der Vater wiederholte die Frage. Sie antwortete leiſe: Ich würde es ſagen und ſterben! —

„Sterben? ſagte der Vater ernſt: ſterben, und mit deinem Tode dem Jünglinge, der dich liebte, der dich über alles, nur die Tugend mehr als dich liebte, einen ſiebenfachen Dolch in die Seele drücken, für ſeine Liebe ihn mit Verzweiflung, für ſeine Tugend ihn mit dem Tode lohnen, da es doch in deiner Gewalt ſtand, den Kummer, die Verzweiflung zu beſiegen, und der wohlthätigen Zeit die völlige Heilung der Wunde anzuvertrauen! Ich will nicht erſt von deinen Eltern reden; denn wer aus Bequemlichkeit nicht einmahl des Geliebten ſchont, der wird noch weniger der Eltern ſchonen. . . . Jakobine, wie würdeſt du handeln?“

Sie warf ſich in ſeine Arme. O ſagen Sie, ſagen Sie, er hat mich auf immer verlaſſen. Er floh mich, weil er ein anderes Mädchen liebt. Reden Sie! Er iſt für mich verloren! O Gott! und ich ſoll nicht eine Thräne um ihn vergießen? ich ſoll mich freuen, daß er dahin iſt, daß ich unglücklich bin? O, was ſoll ich noch hören, ohne klagen zu dürfen!“

Der Vater ſah ihr ſchweigend und ernſt ins Geſicht. „Jakobine, hab' ich das geſagt? Kind, weißt du auch, was du ſprichſt? Klagen iſt das geheiligte Vorrecht des Unglücklichen. Wie ſollte die ſchönſte Tugend, das Mitleiden, entſtehen, wenn wir nicht klagen dürften? Klage, mein Kind, vergieß Thränen; aber ſtoß nicht muthwillig Hülfe, Troſt und Hoffnung zurück, welche die Vernunft dir beut. Beſiege den ſtillen Kummer nicht, nicht die ſanfte Wehmuth: ſie ſind die Zeichen des fühlenden Menſchen; aber beſiege die Verzweiflung: denn die iſt Strafe des Verbrechens, oder das Zeichen der Thorheit. Sag mir, worüber jammerſt du jetzt. Warum ringſt du die Hände?"

Ach, ſoll ich nicht klagen, daß ich ihn auf immer, auf immer verloren habe?

„Aber, Jakobine, ich mag nicht gern, daß man ein Kind iſt. Ich ſagte: ſetze den Fall. Wer ſagt dir, daß Liſſow dir verloren iſt?"

Sie ſah ihn an, als ob ſie die Beſtätigung der Worte in ſeinen Augen leſen wollte. Er lächelte ruhig. „Ich ſage dir ja, ich habe die Wahrſcheinlichkeit, daß er in einigen Tagen wieder hier ſeyn wird. Mit dieſen Wor-

ten habe ich dir ja den Schüſſel zu ſeinem Zimmer gegeben.“

Aber warum mußte er uns verlaſſen, mein Vater? warum —

„Ich ſage es dir ſogleich, wenn du ruhig biſt. Ich mag nicht gern eine edle That jemanden erzählen, der nur halb zuhört.“

Jetzt nahm Jakobine ſich zuſammen. Der Vater fing aufs neue an zu unterſuchen, in wie fern und auf welche Art der Menſch ſeine Leidenſchaften unterdrücken könne und müſſe. Er wendete das alles auf den vorliegenden Fall an. Dann unterſuchte er mit Jakobinen das Weſen der Liebe, zeigte ihr, wie ihre Liebe entſtanden war, auf wie mancherlei Weiſe ſie entſtehen kann, zeigte ihr den Unterſchied der Liebe, die aus Eitelkeit, Sinnlichkeit, Selbſtſucht, Langerweile, Gewohnheit, oder aus Tugend und Schönheit entſpringt. Er fing an ſie aufmerkſam zu machen, wie Liebe vergeht, wodurch ſie ſtockt, und zeigte ihr die Mittel, wie eine Liebe, die auch noch ſo heiß iſt, ſich mäßigen läßt.

„Hat dir, fing er dann auf einmahl an, Liſſow niemals etwas von ſeiner erſten Liebe

zu einem ſehr hübſchen Mädchen geſagt?" Er erzählte nun der neugierigen Jakobine, wie Liſſows Liebe zu Käthen entſtanden war, und dann ſetzte er lächelnd hinzu, daß dieſe Liebe, die Liſſow für ewig gehalten hätte, durch den Umgang mit einer Andern nach und nach verſchwunden ſey, ohne daß er es gemerkt habe. Zum zweitenmahl machte er ſeine Tochter aufmerkſam darauf, daß der Menſch, wenn er die rechten Mittel gebrauche, Herr über ſeine Liebe werden könne. Jakobine brach, ſo bald ſie konnte, von dieſem Geſpräche ab, und fragte nach den näheren Umſtänden von Liſſows Liebe zu Käthen. Sie erfuhr alles, aber als eine längſt vergangene Geſchichte, und zuletzt auch, daß Liſſow Käthen verlaſſen habe, um ſeine Pflicht zu thun. —

Und hat er ſie denn nachher nie wieder geſehen? fragte Jakobine nun.

„Er hatte der Frau von Flaming verſprochen, nach zwei Jahren wiederzukommen, um zu ſehen, ob ihm Käthe noch treu ſey."

Nun? ging er denn nach zwei Jahren?

„Kannſt du ſo fragen, Jakobine, wenn davon die Rede iſt, ob Liſſow ein heilig gege=

benes Verſprechen halten wird, oder nicht! Es war zu vermuthen, Käthe hätte in den zwei Jahren ihn ganz, oder doch ſo weit vergeſſen, daß ſie keine Anſprüche mehr auf die Verbindung mit ihm machte, die ihren Verwandten ſo zuwider war, und die Liſſowen ohne Zweifel der Rache des Barons ausgeſetzt hätte. Allein das war nur Vermuthung, und Liſſow hatte verſprochen zu kommen, um zu erfahren, ob Käthe noch Anſprüche auf ſeine Hand machte, oder nicht.“

Er ging alſo, lieber Vater? fragte ſie, und vermuthete noch gar nicht einmal, daß von jetzt die Rede war.

„Ja, meine Tochter, er ging, weil er mußte, und ging, ohne Abſchied von dir zu nehmen, weil er Standhaftigkeit zu dieſer Reiſe brauchte, und dir Standhaftigkeit wünſchte.“ Bei dieſen Worten ſtand der Vater auf, umarmte ſeine Tochter, und ließ ſie allein. Nach einer Stunde ging er wieder zu ihr. Vater, ſagte Jakobine furchtſam, iſt es unrecht, wenn ich wünſche, daß Käthe dem Verlangen ihrer Verwandten Gehör gegeben habe? — „Unrecht? Jakobine, du wünſcheſt ja, daß Käthe ver-

nünftig geweſen wäre. Du thuſt es zwar aus einer Nebenabſicht; aber laß das. Glaubſt du, daß Käthe das thun müßte, und thun könnte?“ — O gewiß, ſagte Jakobine. — Der Vater lächelte. „Sicher! Du glaubſt nichts mehr, als daß man vernünftig ſeyn muß und kann. Wie aber? wenn Käthe nun die Forderung der Vernunft nicht erfüllt hätte? Dann würde ich von Jakobinen fordern, zu thun, was Käthe nicht thun wollte; und Jakobine?“

Sie warf ſich ihrem Vater in die Arme. Jakobine, ſagte ſie mit ſanftem Weinen, Jakobine würde klagen, weil ſie unglücklich wäre; aber ihres Vaters Rath würde ſie vor der Verzweiflung bewahren. „Nein, mein Kind, rief der entzückte Alte; du bedarfſt jetzt deines Vaters nicht mehr. Du haſt gezeigt, daß du Herr deines Kummers biſt, und du würdeſt es wieder zeigen, wenn es nöthig wäre. Jetzt, Jakobine, haſt du meine Vaterſorgen belohnt. Ich nenne dich mit Stolz meine Tochter. Komm, mein Kind! Liſſow thut ſeine Pflicht; laß uns die unſrige thun. Wir wollen für ihn arbeiten; er arbeitete ja ſo lange für uns.“

Er ſetzte ſich mit Jakobinen an den Schreibtiſch. Sie nahm die Feder. Der Vater diktirte; die Tochter ſchrieb. Noch manche Thräne rollte während des Schreibens über ihre Wange; aber ſie ſchrieb, und das Auge hörte auf Thränen zu vergießen. Die Abende ſaß ihr Vater bei ihr, und klagte mit ihr, oder erzählte von Liſſow und ſeiner Güte. Jakobinens Herz zerſchmolz in Thränen, aber in Thränen einer ſüßen Wehmuth und der befriedigten Tugend.

Liſſow hatte indeß mit eben ſo wundem Herzen Berlin verlaſſen, und wanderte nun den Weg nach dem Gute des Barons. Er kam in dem Dorfe an, und gab ſich einen andern Nahmen. Der Kummer hatte ihn hinlänglich verſtellt. Er zitterte in dem Hauſe, wo er abgetreten war, wenn der Nahme Flaming genannt wurde. Hundertmahl öffnete er ſchon den erſten Tag die Lippen, um nach Käthen zu fragen, und verſchloß ſie immer wieder. Er zitterte, zu hören, daß ſie jammere, ſich in Kummer verzehre. Es ſtanden Thränen in ſeinen Augen, wenn man ihn anſah. Endlich am dritten Tage, da er gegen

Abend ein wenig um das Dorf gegangen war, ſagte er zu ſeiner Wirthin zitternd: da begegnete mir heute Abend eine junge ſchöne Dame (er beſchrieb Käthen ſehr deutlich); war das etwa die Frau von Flaming, die ſie immer ſo lobt? „Nein, ſagte die Bäuerin: das war Fräulein Käthe:“ — er erblaßte — „eine Verwandte der gnädigen Frau. Ach, die hat ein Engelherz. Gott gebe ihr Glück! Sie iſt jeẓt Braut.“

Braut? rief Liſſow, und ſprang auf und ſtellte ſich mit einem glühenden Geſichte vor die Frau hin: Braut? war denn das ihr Bräutigam, der mit ihr ging? — „Ganz gewiß, erwiederte die Frau; ein junger bildſchöner Mann, ein Herr von Graßheim. O, ſie ſind immer zuſammen. Das iſt eine Liebe, ein Schönthun, eine Herzlichkeit unter den Beiden! Wie ein Paar Tauben auf dem Dache leben ſie. Ja, ſie war recht herunter, vor zwei Jahren, das arme Kind. Blaß wie Papier, und krank, und mager, und ſie konnte keinen Menſchen anſehen ohne Thränen. Da war ſo eine Geſchichte mit unſerm jungen Herrn Quinctius, eine wunderliche Geſchichte.

Man kann nicht recht klug daraus werden. Eine Liebesgeſchichte. Sie wollte erſt den jungen Herrn heirathen, und dann wieder nicht, als der Paſtor ſie trauen will. Man ſagt, er ſoll es ihr angethan haben, mit einem Zopf Haare, den er ihr des Nachts vom Kopfe geſchnitten hat, und einem kleinen Zauberbuche, worin das ſteht. Der Herr Informator hat das Buch verbrannt. Die Kammerjungfern haben nach dem Buche lange getrachtet. Und wie der Paſtor nun ſagt: im Nahmen des dreieinigen Gottes; da iſt auf einmahl der Zauber vorbei, und ſie will den jungen Herrn wieder nicht. Und darum hat ſich auch der junge Herr nicht wollen trauen laſſen, ſondern iſt den Tag vor der Trauung mit ihr davon gelaufen. Aber ſie haſchten ſie auf. Wie ich ſage, da war ſie recht herunter. Sie weinte, und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Sie wollten zwar einmahl ſagen, ſie hielte es mit des ſeligen Paſtors ſeinem Sohn. Aber der lief davon in die Welt, und hat ſich nicht wieder ſehen laſſen. Nemlich ſie hatten eine Prozeſſion an des Herrn Barons Geburtstage, und Fräulein Käthe war

die Jungfer Maria, und ſaß auf einem Wagen mit vier weißen Pferden. Da gingen die Pferde mit ihr durch, und da hat der junge Menſch ſie gerettet. Seitdem ſoll ſie ihn ſo lieb gehabt haben. Genug, man kann nicht recht dahinter kommen. Jetzt iſt ſie nun Braut, und alles iſt vergeſſen."

So erzählte die Bäuerin fort, und Liſſow erfuhr nun, als der Mann und noch einige Nachbarinnen dazu kamen, daß Käthe ihren Bräutigam von Herzen lieb habe, daß die Hochzeit in ein Paar Tagen ſeyn werde, und ſo weiter. Er ſchrieb alſo den Abend ſeinen Brief an die Frau von Flaming. Mittags brachte er ihn ſelbſt durch den Garten dem Gärtnerburſchen. Auf der Stelle, wo er mit Käthen an dem Geburtstage lag, ſetzte er ſich einen Augenblick. O, wie iſt doch alles ſo vergänglich! ſagte er mit Kopfſchütteln. Hätte ich es je glauben ſollen, daß ich und Käthe aufhören könnten, uns zu lieben? Was iſt denn Unvergängliches auf der Erde, wenn es die Liebe nicht iſt? Und Jakobine! ſagte er und hob die Augen gen Himmel: biſt auch du veränderlich? iſt auch deine Liebe vergänglich?

Er ſtand auf, und eilte ſchnell durch den Garten. Ach, was würde er geſagt haben, wenn er gewußt hätte, daß in dem Augenblicke, da er auf der Raſenbank im Garten ſaß und über die Vergänglichkeit philoſophirte, Käthe neben Graßheim vor dem Prediger ſtand und ihren Eheſegen anhörte! Er eilte raſch fort, ſeiner Liebe, ſeiner Jakobine entgegen.

Während Liſſow mit Seufzern der Sehnſucht den Weg nach Berlin ging, war das Flamingiſche Haus voll hoher Freude. Die jungen Eheleute machten ihre Beſuche bei dem umliegenden Adel; und endlich verließen ſie das Gut des Barons, um nach Berlin abzureiſen. Der Baron ſtudierte jetzt ſehr fleißig die Kreuzzüge; ja, er würde noch in ſeinem Alter das Latein angefangen haben, wenn er gewußt hätte, daß unter Beyers alten Folianten die Geſta Dei per Francos befindlich wären. Aber, er kannte den Schatz nicht, der in den Ringmauern ſeines Hauſes vorhanden war, und er mochte den Kopf ſchütteln, ſo viel er wollte, er mußte ſich überwinden, Joinvilles Leben des heiligen Ludwigs kom-

men zu laſſen, das ihm Graßheim als das einzige Buch über die Kreuzzüge, und über die adeligen Familien, die ſie mitgemacht haben, zu empfehlen wußte.

„Da muß ich doch, ſagte er vor ſich, den Aerger haben, ein Franzöſiſches Buch in meinem Hauſe zu wiſſen! Was ſoll ich armer Mann aber machen?“ Es kam an. Er brachte es mit einem höchſt beſchämten Geſichte ſeiner Frau. Vorſichtig riegelte er die Thür hinter ſich zu. „Höre, Ronichen, fing er mit einer traurigen Stimme an: die Welt iſt voll von Unglücksfällen, und was nicht zu ändern ſteht, da hilft kein Klagen und Jammern.“ — O mein Gott! rief die Frau von Flaming: was iſt für ein Unglück vorgefallen? Ich bitte dich, ſprich! — „Da haſt du's! ſagte er, und reichte ihr das Buch hin. Du weißt, ich kann das verfluchte Franzöſiſche nicht leiden; und nun ſehe ich mich dennoch endlich durch die Noth gezwungen, ein Franzöſiſches Buch ins Haus zu bringen. Ich bitte dich aber, Ronichen, ſag keinem Menſchen, was ich dir anvertraue. Du ſollſt mir das Buch hier ein wenig vorleſen; und habe ich die Familien erſt

heraus, ſo wollen wir es verbrennen. Du kannſt ja Franzöſiſch. Die Thür iſt verriegelt. Wir wollen einmahl leben, wie die Juden unter der Erde die funfzig Jahre.“

Die Frau von Flaming ſah nun ihren letzten Wunſch erfüllt, und ganz ohne ihr Zuthun. Sie hatte alle mögliche Liſt angewendet, ihren Mann zu bewegen, daß er Quinctius Franzöſiſch lernen ließe; allein er war in dieſem Punkt immer unerſchütterlich geweſen. Sie nahm das Buch, lächelte, ſchlug es auf, und las einige Zeilen; aber ſie brachte nichts Verſtändliches hervor. Theils machte ihr das Alt-franzöſiſche in der That zu viel Mühe; Theils wollte ſie abſichtlich nichts verſtehen. Sie erklärte ihrem Manne, daß ſie das Buch nicht verſtände. Das half Anfangs nicht. Sie mußte überſetzen, was ſie wußte, und der Baron ſuchte dann mit aller möglichen Geduld Sinn hineinzurathen. Aber bald ſah man, daß es nicht ging. Der Baron ſchüttelte traurig den Kopf. „Ja, ſagte er endlich, es iſt ein Unglück!“ Er ſah betrübt in das Buch hinein. „Und Graßheim ſagte, es gebe

kein anderes Buch in der Welt, das von den Kreuzzügen handle.“

Nun ſpielte die Frau von Flaming leiſe darauf an, daß Quinctius ja ganz leicht Franzöſiſch lernen könnte; aber der Baron hatte keine Ohren dazu. „Das iſt nichts, Veronikchen, das iſt nichts! Hat denn nicht der Junge ſchon den Kopf ſo voll dummes Zeuges? Bedenke doch nur, er wollte Graßheimen heirathen! Geiſtlich oder weltlich, das iſt doch im Grunde eins. Ich ſchwieg damals, weil ich Gott dankte, daß es ſo abging; aber was da der Beyer herplapperte von Schönheit und Vollkommenheit und Seelenverbindung, das war dummes Zeug. Nun denke einmahl, wenn der Junge noch obendrein Franzöſiſch wüßte! Die Franzöſiſchen Bücher ſtecken voll von ſolchen Dingen. Nichts, nichts! Er ſoll es nicht lernen, und wenn ich hieraus niemahls einen Buchſtaben erfahren ſollte, ſo gern ich es auch möchte!“ — Aber, lieber Mann, fragte die Frau von Flaming, die während deſſen im Joinville geblättert hatte: ſage mir doch, was iſt denn die Oriflamme? — „Das will ich dir ſagen, Ronichen. Das iſt das Panier

der Könige von Frankreich, das ſie in der Schlacht trugen. Steht etwas davon im Buche?" — O ja, antwortete ſie treuherzig; (ſie wußte wie ſehr ihn nach einem Buche verlangte, worin der Ritteranzug genau beſchrieben war:) O ja, hier ſteht ein ganzer Ritteranzug vom Kopf bis auf die Füße. — „Wo denn, Ronichen? Der Teufel! wo denn? Lies doch einmahl!" — Ja, das verſteh' ich nicht, lieber Mann. — „Sollte man ſich nicht ärgern, Ronichen? Sieh, die Gelehrten, da laſſen ſie Bücher drucken, von allem Plunder in der Welt, und Kupfer dabei, daß einem das Auge im Kopfe lacht. Aber was iſt es? Schmetterlinge ſinds, oder Bilder von Hirſchen und Elephanten und Papageien, und wie die Wilden in Amerika gehen: das wiſſen wir; aber was doch Kaiſer und Reich angeht, (du weißt, die Ritterſchaft iſt unter dem Reiche mit verſtanden), von der Kleidung der alten Ritter, davon wiſſen ſie nicht ein Wort. Sieh, da frag ich Beyern neulich, was denn ein Morgenſtern geweſen wäre. Ich wußte es nun wohl ſo ungefähr. Die alten Ritter ſchlugen ſich damit in den Schlachten die Köpfe zu

Schande.

Schande. Nun will ich es aber genau wiſſen, und frage Beyern darum. Der ſteht da, und ſpricht von der Venus und ſolchem Zeuge mehr, und ſagt: des Morgens hieße ſo ein Ding Lucifer, das iſt der leidige Teufel; und will es ſich nicht abſtreiten laſſen, daß der Morgenſtern ein ander Ding geweſen ſey, als der Gott ſey bei uns. Sieh, da laſſen ſie in die Kalender hinein ſetzen von dem Schafdünger, der Witterung, und ſo weiter. Hört das in die Kalender? Ach, wenn doch einmahl ein Mann käme, und ließe ſo von alten Rittergeſchichten in die Kalender ſetzen, zum Exempel, was ein Morgenſtern für ein Ding geweſen iſt, oder was mir Graßheim ſagte, woher das Wort Seigneur kommt. Das wäre ſo recht was für die Zeit! .. Alſo da ſtehts, Ronichen, was die Ritter getragen haben? Höre, Quinctius ſoll doch Franzöſiſch lernen! Aber leſen ſoll er weiter nichts als dies Buch da, das ſag' ich dir voraus."

Sogleich wurde an Graßheim geſchrieben: er möchte aus Berlin einen Franzöſiſchen Sprachmeiſter ſchicken. Der Sprachmeiſter kam an, und erhielt eine doppelte Inſtruktion

von dem Baron und ſeiner Frau. Der Joinville lag zwar auf dem Tiſche; allein man las auch andere Bücher. Quinctius trieb die neue Sprache mit eiſernem Fleiße. Sein Gedächtniß half ihm bald vorwärts, und er machte dem Vater die Freude, ihm ganze Stellen aus Joinville zu überſetzen. Der Sprachmeiſter las mit ihm Ueberſetzungen der Alten; um ſich ſelbſt zu üben, gab er ihm aber heimlich, ohne Wiſſen der Mutter, welche Romane gänzlich unterſagt hatte, dennoch dergleichen in die Hände. Quinctius reitzbare Phantaſie fand Geſchmack an dieſer Lektüre. Er las jede Stunde, die er allein ſeyn konnte, alle Romane, die ihm ſein Sprachmeiſter zu verſchaffen wußte. Kein Buch gefiel ihm aber mehr, als das glückliche Gärtnermädchen. Es zog alle ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; er fand ſich in dem Buche ſo ganz wieder. Ein junger Marquis, ein Jüngling von ungeheuern Talenten, will alles ſich ſelbſt verdanken, und nichts von Andern, nichts von dem Glücke nehmen. Er ſchlägt die größten Stellen aus, die ihm der Hof und das Anſehen ſeines Vaters verſprechen. Er liebt die reitzende Tochter

des Gärtners in ſeines Vaters Hauſe; das Mädchen liebt ihn. Er bittet um ihre Hand. Sie ſchlägt ſie ihm ab, ſo lange er etwas von dem Glücke beſitzt, das ihm ſeine Geburt gegeben hat. Der junge Menſch iſt von dem ſtolzen Gedanken ſeiner Geliebten bezaubert, nimmt unter einem fremden Nahmen Dienſte als gemeiner Soldat, ſchwingt ſich in die Höhe, wird von dem Könige geadelt, und heirathet, trotz allen Hinderniſſen ſeiner Familie, endlich ſeine ſchöne Thereſe. Er behält ſeinen erworbnen Adel, weil er den ererbten verachtet, giebt ſeine Güter ſeiner Schweſter, und erwirbt ſich neue. Endlich, da er Vater und Schweſter, Schwager und Familie rettet, und ſie mit ſich ausſöhnt, ſchlägt er ſtolz an ſeine Bruſt, und ruft: ſeht, alles was ich habe, iſt mein, von mir erworben! Nichts danke ich der Geburt, dem Glücke, irgend einem Menſchen. Ich habe mich und mein Weib geadelt, mich reich gemacht. Ich bin das, was mein Ahnherr war: der erſte meines Geſchlechts; und wehe dem Manne, der weniger ſeyn mag!

Dieſer ſtolze, dieſer edle Jüngling ſchwebte Quinctius im Wachen und Schlafen vor. Oft ſtand er da in der Ecke des Zimmers, und träumte von ſeinem Marquis. Auf einmahl murmelte er: „und wehe dem Manne, der weniger ſeyn mag!“ Es konnte nicht fehlen, Quinctius mußte bei der Erziehung, die er genoß, einen ungeheuren Werth auf den Adel legen. Auch ſprach er beinahe eben ſo oft von ſeinen Ahnen, wie ſein Vater: er wollte aber nur ſeine Ahnen an Thaten übertreffen. Sein Vater nannte die Nahmen ſeiner Ahnen her, und Quinctius ihre Thaten; indeß brüſtete ſich dieſer dennoch nicht ſelten damit, daß er von dem großen Cincinnatus abſtamme. Durch ſeinen Lieblingsroman aber litt ſeine Denkungsart eine gänzliche Umänderung. Er antwortete ſeinem Vater nicht mehr, wenn der ihn an die Menge und das Alter ſeiner Ahnen erinnerte. Ja, er warf wohl die Naſe dabei auf. Einmahl, da ſein Vater von dem Glücke ſprach, einen ſolchen Stammbaum zu beſitzen, ſagte er ſogar: hm! ich möchte doch lieber der Erſte eines Stammbaumes ſeyn, als der Hundertſte. — „Wie?

was ſchwatzt der Burſche?" rief der Baron verdrießlich. — O, lieber Vater, ſagte Quinctius voll Stolz, es iſt doch mehr Verdienſt dabei, einen Stammbaum anzufangen, als ihn zu erben. Ein Flaming iſt mein Vater: das iſt Ihr Verdienſt, und nicht meins. Der Stammbaum, mein Vater, jagt mir, wenn ich ihn anſehe, allemahl eine Schamröthe ab, daß ich noch ſo wenig that, um meinen Nahmen mit Ehren hinein zu ſchreiben.

„Nun ſo ſchreib hinein! Wer hindert dich? Aber Quinctius ſey kein Narr, und werde nicht etwa Soldat! Wir haben den Adel nun einmahl, und der alten Quinctier Blut fließt in unſern Adern. Das Blut, das Blut, mein Sohn, das iſt es; das ehrt man in uns."

Und nicht meinen Geiſt, und nicht meine Thaten? O pfui! ſo wollte ich, ein Beſenbinder wäre mein Stammvater geweſen; ſo —

„Teufel und Hölle!„ rief der Baron wüthend, und warf mit Ungeſtüm Rüxners Turnierbuch dem Philoſophen nach dem Kopfe. „Ein Beſenbinder, du unadeliger Bube? Was wärſt du denn, du ungerathenes Kind? Nichts

mehr als auch ein Beſenbinder, der ſeine Beſen ſo närriſch bände, daß er nicht Einen verkaufte: das wärſt du! Was haſt du denn gethan? ſprich! Was ſind deine Thaten? Ein Haarzopf, den du einem Mädchen abgeſchnitten haſt, ein Buch reines Papier mit einem närriſchen Titel, worin du hineinſchriebſt: ich bin a dato meinen Eltern weggelauſen; und eine Sodomiterei mit Graßheim — Gott vergebe mir die Sünde! — meinſt du dafür giebt man Adelsbriefe?"

Das konnte der Baron ſeinem Quinctius lange nicht vergeben. Quinctius ſchwieg. Du ſollſt es wohl noch ſehen, dachte er, daß ich der Erſte eines neuen Stammes ſeyn werde! In der That fing er nun an darüber nachzudenken, wie er in die Fußſtapfen ſeines Helden kommen wollte. Er machte tauſend Plane, und dabei ging ein Tag nach dem andern hin. Worin er aber ſehr raſch ſeinem Helden folgte, das war deſſen Liebeshandel mit Thereſen.

Der Schulmeiſter des Dorfes hatte eine ſehr hübſche Tochter, die in der Stadt bei einer Verwandtin erzogen, und erſt nach deren Tode zu ihrem Vater auf das Land gekom-

men war. Sie hatte in ihrem Betragen etwas ſehr Artiges und Gewandtes. Zuweilen wurde ſie von der Frau von Flaming bei feinen Nähtereien gebraucht. Quinctius hatte ſie mehreremahle geſehen, ohne Acht auf ſie zu haben. In dieſer Zeit aber, da ihn der Roman ſo ſehr beſchäftigte, ſagte ſeine Mutter einmahl in ſeiner Gegenwart: Schulmeiſters Marie iſt ein ſehr hübſches Mädchen. Sie denkt und fühlt ſo fein, als ob ſie zu den beſſeren Klaſſen der Menſchen gehörte. Ich habe noch nie ein Mädchen von ihrem Stande geſehen, das ein ſo feines Gefühl des Schicklichen und des Unſchicklichen gehabt hätte. Quinctius hörte das, und ſogleich ſtand Thereſe lebendig vor ihm da. Er verließ ſeine Mutter augenblicklich, und ging auf das Zimmer, wo Marie ſaß und arbeitete. Jetzt bemerkte er, was er noch nie bemerkt hatte: Mariens Figur war edel und ſchlank, ihr Fuß ſchön und nett, ihre Hand weiß und rund, ihr Auge feurig und ſprechend, ihr Mund klein und reitzend. Er nahm ein Buch, ſetzte ſich, und betrachtete ſie von der Seite. Marie merkte es, und erröthete.

Er ging, kam wieder, und heftete ſein Auge immer auf Marien; doch hatte er nicht Dreiſtigkeit genug, ſie anzureden. So währte das die zwei Tage, die Marie im Hauſe blieb. Die Arbeit war vollendet, und Marie kehrte zu ihrem Vater zurück. Schon eine Stunde nachher ſah ſie den jungen Herrn vor dem Fenſter vorübergehen, an welchem ſie ſaß und arbeitete. Er grüßte ſehr höflich. Dann kam er wieder. Endlich hörte ſie ihn mit ihrem Vater reden. Wohnt Er denn gut, Schulmeiſter? fragte Quinctius. — „Wollen Ihr Gnaden mein Häuschen einmahl anſehen?“— Quinctius kam herein, und Marie erröthete. Er erkundigte ſich nach des Schulmeiſters Bienenzucht, und Marie mußte dem jungen Herrn Honig holen. Endlich redete er auch Marien an, und ſie konnte vor Erröthen kaum antworten.

Der Schulmeiſter ging, um zu läuten, und Quinctius blieb bei Marien. Er ſetzte ſich ihr zur Seite, und betrachtete ſie mehr, als er redete. Sie konnte die Nadel kaum halten. Er ergriff ihre Hand; ſie zog ſie zurück. Schade, ſagte Quinctius, daß dieſe

ſchöne Hand beſtimmt ſeyn ſoll, fürs Brot zu arbeiten! — Das iſt mein Loos nun einmahl, ſagte Marie, und zog die Hand wieder weg. — Ach, Marie, Sie fühlen einen beſſern Geiſt in ſich, als daß Sie ihn zu den Arbeiten eines gewöhnlichen Haushalts verdammen ſollten. Man darf Sie nur ſehen, um zu wiſſen, wie fein Sie denken und fühlen. Nein, das iſt Ihr Loos nicht! — Marie ſah ihn unbemerkt von der Seite an. Der Vater kam zurück.

Quinctius ging mit der feſten Ueberzeugung, daß er Marien über alles liebe. „O, rief er, wie fein, wie zart, wie jungfräulich! Eine holde Schamröthe bedeckte ihr Geſicht, ſo oft ich ſprach. Sie fühlt, ſie fühlt, daß ich ſie liebe.“ Marie war wirklich ein feines, und noch mehr ein züchtiges Mädchen. Sie merkte, daß Quinctius ihr nachlief, und war entſchloſſen ihn abzuweiſen. Denn was konnte er wollen? Aber es ſchmeichelte ihr doch, und ſie lachte in ſich, wenn ſie ihn ſo oft vor ihrem Fenſter vorüber gehen ſah. Die kleine Gardine vor ihrem Fenſter zog ſie jetzt zu, und dann wieder auf, wenn er etwa allzu

lange ausblieb. Sie fürchtete, daß er glauben möchte, ſie wäre nicht zu Hauſe. Oefters lachte ſie halb laut, wenn ihr Vater von der Gnade ſprach, die der junge Herr auf ihn geworfen hätte, und ſie putzte ſich jetzt noch einmahl ſo ſchön, wenn ſie nach dem adeligen Hofe ging. Quinctius bemerkte das ſehr wohl, und Mariens Eitelkeit ſchien ihm der Anfang einer romantiſchen Liebe. Die Reitze des Mädchens fingen an, einen wenigſtens eben ſo ſtarken Eindruck auf ſein Herz zu machen, als ſein Plan auf ſeine Phantaſie. Er ſuchte jetzt alle Gelegenheiten Marien zu ſprechen; und die konnten ihm nicht fehlen. Sehr bald entdeckte er ihr ſeine Leidenſchaft. Marie machte Scherz daraus. Quinctius drang in ſie; er bot ihr ſeine Hand und ſein Herz unter ſo ernſthaften Betheurungen ſeiner Treue an, daß ſie wohl ſah, es wäre kein Scherz. Nach dieſem Triumphe war des Mädchens Eitelkeit lüſtern geweſen. „Wie können Sie mir, fing ſie ſehr ernſt an, Ihre Hand anbieten, Herr Baron? Sie vergeſſen, wer mein Vater iſt; Sie vergeſſen, daß eine ehrenvolle Verbindung unter uns unmöglich iſt.“ — Unmög-

lich? rief er; wie aber, wenn ſie nun dennoch möglich wäre? wenn ich ſie möglich machen könnte? — „Das iſt und wird ſie nun aber nicht, Herr Baron,“ ſagte ſie ſehr feſt.

So antworte mir darauf, Marie: wenn ich nun von deinem Stande wäre, und ich böte dir meine Hand an, reitzendes Mädchen; was würdeſt du dann antworten?

„Aber das ſind Sie ja nicht, Herr Baron.“

Wie aber, wenn ich es wäre? Setze den Fall, Marie, ich wäre ein Prediger, ein Kaufmann, was du willſt; ſetze nur einmahl den Fall: was würdeſt du dann antworten?

„Aber gnädiger Herr, fühlen Sie denn nicht, wie unſchicklich es wäre, wenn ich darauf antwortete? Sie ſind nicht von meinem Stande, das iſt das Einzige, was ich Ihnen antworten kann. Es iſt unmöglich, das iſt alles was ich weiß.“

Aber du ſollſt antworten. Ich liebe dich zärtlich, Thereſe — Marie wollt' ich ſagen, zärtlicher als du denkſt. Wie? wenn es ein Irrthum wäre mit dieſem Stande, auf den du dich immer berufſt? Wie, wenn ich auf

einmahl ein Bürger wäre: was würde dein Herz mir dann antworten?

Marie wiederholte, was ſie geſagt hatte. Allein das half nicht. Er drang in ſie, er ließ ihr keine Ruhe; und um ihn los zu werden, ſagte ſie endlich: „Nun, dann wäre es ein Anderes.“ — Dann würdeſt du mich lieben? fragte er weiter. Sie wollte das nicht geſagt haben. Er wurde wieder dringend, und hielt ſie an beiden Händen feſt. Sie wollte ſich los winden. Er drang in ſie. Was hatte ſie dabei zu wagen? Sie wollte ihn los ſeyn. „Aber dann keine Frage weiter, Herr Baron. Das verſprechen Sie mir.“ — Er verſprach.

Sie lächelte. „Wohl denn, Herr Baron; wenn Sie von meinem Stande wären — wohl denn: ich würde Sie lieben!“

Kaum waren die Worte von ihren Lippen, ſo nahm Quinctius ſie in ſeine Arme. Er drückte ſie an ſein Herz, und ſeine Lippen auf ihren Mund, ehe ſie es hindern konnte. Vortreffliches Mädchen! rief er mit Entzücken; ſo habe ich dein Herz, deine Liebe, und deine Hand: denn ich bin von deinem Stande. Der Rang, den du ſo großmüthig ausſchlägſt, iſt

nicht mein Loos. Das iſt dir ein Räthſel, meine Geliebte; ich ſehe es an deinen Blicken. Aber das Räthſel ſoll ſich bald auflöſen. Der Liebe und dem Stolze ſind alle Wunder möglich. Du biſt mein, meine ſüße Marie, und keine Gewalt ſoll mich von dir trennen!

Dieſe Worte floſſen vermiſcht mit Küſſen ſo ſchnell von Quinctius Lippen, daß das erſtaunte Mädchen nichts antworten konnte. Er drückte ſie noch einmahl in ſeine Arme, rief: meine Marie! und flog zum Hauſe hinaus.

Was in aller Welt wird das? fragte Marie lachend ſich ſelbſt. Iſt er toll? Er wäre kein Edelmann? Nein, Herr Baron, dann wird doch nichts daraus! — Marie liebte längſt, liebte den Jäger des Barons, einen ſchönen, guten jungen Menſchen. Sie hatte ihm Quinctius Bewerbungen nicht verhehlt, und beide lachten darüber. So ganz richtig war das nun wohl nicht, was ſie dem Jäger verſicherte, daß ſie gar keinen Gefallen an den Bewerbungen des jungen Edelmanns hätte. Sie fand doch ihre Eitelkeit dadurch geſchmeichelt, daß ſie ſo bemerkt ward. Es machte ihr doch ein kleines Vergnügen, daß ein junger

Mann um ihrentwillen Thorheiten beging. Aber ſo weit hatte ſie es eben nicht treiben wollen; und als ſie es nun recht überlegte, als ſie ſich deſſen erinnerte, was Quinctius mit ſo vieler Zuverſicht geſagt hatte, wurde ihr doch wirklich bange. Und was das Schlimmſte war, ſie konnte jetzt nicht einmahl den Jäger zu Rathe ziehen. Sie entſchloß ſich in Ernſt, den jungen Baron zu vermeiden. Nein, ſagte ſie; mit dem darf man nicht ſpaßen. Sie floh jetzt alle Gelegenheiten, wo Quinctius ſie allein ſprechen konnte. Hätte ſie ihn vorher nur halb ſo behutſam vermieden, er wäre noch nicht im Stande geweſen, ihr ein Wort zu ſagen.

Quinctius zweifelte gar nicht, daß Marie ihn liebte; ihre jetzige Zurückhaltung hielt er für Beſcheidenheit und Großmuth. Er verlor die Geduld nicht, nach tauſend Verſuchen, ſie zu ſehen, noch einen neuen zu machen. Er ſchrieb ihr, und fand alle ſeine Briefe unerbrochen auf ſeinem Zimmer, wohin ſie der Jäger ihm heimlich legte. Marie wußte endlich ſchlechterdings nicht mehr, wohin ſie ſich vor ihm retten ſollte; denn Quinctius war an

allen Orten. Der Jäger fing an den Eiferſüchtigen zu ſpielen. Denn, ſagte er, hätteſt du ihm nie weder mit Mienen noch Worten Hoffnung gegeben, ſo müßte er toll ſeyn, wenn er dir ſo nachlieſe. Marie begriff es ſelbſt nicht. Sie nahm ſich ein Herz, und klagte es der Frau von Flaming.

Die Frau von Flaming erſchrak, beſonders als ihr Marie auch ſagte, daß er ihr ſogar ſeine Hand angeboten hätte. Allein ſie erinnerte ſich ihres Ovids noch zu gut, um den Muth zu verlieren. Sie machte ihren Mann aufmerkſam auf Quinctius Alter. Ganz fein wußte ſie ihn dahin zu bringen, daß er ſich entſchloß, ſeinen Sohn nun auf die Akademie zu ſchicken. „Er ſoll ſogleich hin, rief der Alte; denn, wahrhaftig, ich will noch bei meinem Leben einen Enkel haben, deſſen Nahmen ich mit eigener Hand in den Stammbaum ſchreiben kann. Laß Quinctius zu mir kommen.“

Quinctius kam. Aber wie erſtaunte der Alte, da Quinctius geradehin erklärte, daß er keine Akademie beſuchen wollte. Die Mutter lächelte; denn ſie dachte an Marien. Nicht wahr, Quinctius, fragte ſie bedeutend, um

ihn wo möglich zu ſchrecken: du haſt geheime Urſachen, hier bei uns zu bleiben?

Hier zu bleiben? antwortete Quinctius ſehr ruhig: mit nichten, liebe Mutter; ich will von hier, ich muß von hier!

„Aber was willſt du denn werden?“ fragte der Vater.

Ein Kaufmann, antwortete Quinctius ſehr ruhig. Sein Vater erſtarrte. Die Mutter ſah ihn errathend an; ſie vermuthete, daß er einen Vorwand hier zu bleiben ſuchte. „Ein Kaufmann? ſagte der Vater langſam. Quinctius, du biſt ein Freiherr!“

In England, Vater, handelt jeder Edelmann. Der erſte Pair des Reiches hält es für eine Ehre Theil an dem Handel zu haben, der die Quelle des Reichthums und des Wohls für alle Nationen iſt. Wenn der ſtolze Engländiſche Edelmann ſich nicht ſchämt —

„So ſollſt du dich ſchämen, du, ein Römiſcher, ein Deutſcher Edelmann! ſo ſollſt du dich ſchämen, einen deiner Vorfahren in der Erde zu beſchimpfen, der das Geſetz gab, daß keiner von Adel Handel treiben ſoll. Sieh, Ronichen, von meinem Nahmen heißt dies

Geſetz:

Geſetz: das Flaminiſche. Der Konſul Flaminius, der über die Inſubrier triumphirte, gab es; und, o pfui! ſein Urenkel will ein Geſetz brechen, das alle Edelleute bis jetzt heilig gehalten haben. Sieh, Ronichen, es iſt der größte Glanz meiner Familie, daß alle Edelleute, Grafen und Barone einem meiner Vorfahren gehorchen müſſen bis an den jüngſten Tag. Ein Flaminius verbot dem Adel, Handel zu treiben, und der Adel gehorcht; nur der, der ausgeartete Menſch da, der Urenkel des Geſetzgebers, will das Verbot übertreten! Der Bube weiß es; er hat es mir noch vor einem Monathe vorleſen müſſen.“

Aber Vater, gab denn dieſes Geſetz nicht eben der Cajus Flaminius, den Sie immer C a j u s D u m m h u t nennen? dieſer Schmeichler des Volkes, den das Volk eben deswegen wieder zum Konſul wählte, weil er dem Adel das heilige Recht zu handeln raubte? dieſer Tollkopf, der ſich von Hannibal in den engen Päſſen ſchlagen ließ? dieſer —

„Sieh, Ronichen! Schimpf und Schande hab' ich davon, daß der Junge Latein ge-

lernt hat. O, ich ſagte es gleich! Nun ſtellt er ſich hieher, und kapittelt ſeine Vorfahren, bringt ſeine eigene Schande unter die Leute. Sieh, Ronichen, ich wollte es dir mit Vorſatz nicht ſagen, daß es Cajus war, um dich nicht damit zu ärgern. . . . Doch halt, warum willſt du ein Kaufmann werden?"

Um reich zu werden, Vater. Ich bin arm, und will arm ſeyn. Das Vermögen, das Sie beſitzen, iſt nicht mein. Ich ſehe es als ein heiliges Familien-Depot an, das ich meinen Enkeln geben muß, wie ich es empfangen habe. Was ich gebrauche, will ich verdienen. Der große Quinctius, mein Ahnherr, gab das Familienvermögen hin, um die Strafe ſeines Sohnes zu bezahlen. Er lebte von ſeiner Hände Arbeit, und war der Stolz Roms, wie er der Stolz jeder Nation ſeyn würde.

„Ja, Ronichen, das iſt richtig. Er war ein großer Mann, vor dem ganz Rom und alle die tollen Tribunen zitterten."

Und ſo will ich auch leben, von meiner Hände Arbeit. Er trieb den Pflug, und ich will handeln.

„Aber, Quinctius, bedenke doch, ein Flaming gab das Geſetz —“

Und ein Flaming ſoll es wieder aufheben, weil es tyranniſch iſt.

„Lieber Gott, mein Sohn, du verlierſt ja den Adel, wenn du handelſt. Bedenke doch das, mein Sohn!“

Quinctius lächelte. Gut, Vater, das weiß ich. Ich verliere dadurch den Adel; aber eben deswegen will ich Kaufmann werden, um ihn zu verlieren und dann mit meinem Vermögen, mit meinen Talenten einen neuen Adel zu erringen. Dann bin ich, was keiner von meiner Familie war: der Letzte meines Stammes, und zugleich der Erſte. Dann habe ich, was ich haben will, den Adel des Verdienſtes, und gebe meinen Vorfahren zurück, was ihnen gehört, ihre Verdienſte. — Jetzt fing die Frau von Flaming an aufmerkſam zu werden.

Der Alte ſchien es nicht ganz zu mißbilligen. Ein doppelter Adel, ein Nahme in zwei Stammbäumen! Er überlegte das mit Kopfſchütteln. „Aber Quinctius,“ warf er ein, „wenn du nun keinen neuen Adel erwirbſt?“

So war ich des alten nicht werth. O wehe, Vater, wehe dem Manne, der weniger will!

„Den Teufel!“ ſchrie der Alte jetzt; „ich wäre alſo meines Adels nicht werth? und du wollteſt dann als Kaufmann leben und ſterben, und mein Nahme Flaming ſollte untergehen? Bube!“ — Nach einer Pauſe fing er wehmüthig wieder an: „Quinctius, mein Sohn, ich bitte dich. O, ich will meinen Kopf zum Pfande ſetzen, das iſt wieder ſo ein Stück von Plato, wie mit der Männerheirath. Seht, daran iſt die verfluchte Gelehrſamkeit Schuld. Denn, Ronichen, du magſt ſagen was du willſt, hat er nicht alle die dummen Streiche aus den Büchern? O, ich weiß, wie das zugeht! Gerade wie mit dem Papſt. Weil der nicht turnierfähig war, ſo brachte er die Turniere in Mißkredit, legte einen Bann darauf, und erreichte nachgerade ſeinen Zweck. Sieh, ſo geht es auch mit den verfluchten Büchern und den Gelehrten. Stiftsfähig ſind ſie nun einmahl nicht, und ihre Würde erbt nicht fort, ob ſie wohl in etlichen Stücken dem Adel gleich geachtet wer-

den; denn ſie wurden, wie der Adel, Ihr und nicht Du genannt. Wie heißt der Ausdruck, Quinctius?“

Vosſitantur.

„Recht, ſo heißt es, Ronichen. Und ſie konnten adelige Kleider tragen. Damit hätten ſie ſollen zufrieden ſeyn, die Neidhardte. Aber nein. Sieh! da ſchreiben Sie: die hohen Domſtifter wären jetzt nichts mehr, als verkehrte Einrichtungen, um einige Faulwänſte zu mäſten; und ich ſetze meinen Stammbaum da zum Pfande, bringe einer einmahl die Gelehrten in die Stiftsſtellen, Sie ſchweigen mäuschenſtill. Und dann ſchreiben ſie wieder in die Welt hinein! der Adel, ohne Verdienſte, wäre der Vorrechte nicht werth, die ſeine Vorfahren durch große Thaten erworben hätten. Dummes, dummes Zeug! als ob beim Adel von Verdienſten die Rede wäre! Das alte Blut, Ronichen, das alte Blut — das iſt es. Und der Glanz von Kaiſer und Reich, der allein vom Adel herkommt; daran denken ſie mit keiner Sylbe. Und dann iſt ja das ganze Reich auf den Adel gegründet, und die ganze Bibel, wie Beyer bewieſen hat, ebenfalls auf

Schild und Helm. Da ſteckt es! Wenn die Feinde, die Türken, hereinbrechen, da ſitzen die Gelehrten ſo mäuschenſtill, und rufen nach dem Adel, und wir müſſen dann mit Gut und Blut abwehren; und hinterher ſchneiden ſie ihre Federn, und ſchelten was ſie nur können. Der Adel ſoll Verdienſte haben! Ja, die hat er von ſeinen Vorfahren her um Kaiſer und Reich. Und wie viele Gelehrte ſind nicht, die von allen ſieben Künſten, die ſie wiſſen ſollten, nicht Eine wiſſen, und heißen doch Magiſter, Profeſſor, und Doktor. Sieh, in ſo einem verdammten Buche hat der Narr da das aufgegabelt, von dem Adel des Verdienſtes, und ſo weiter. Darum will er ein Kaufmann werden. . . Du ſagſt, du verlangſt nichts von Deinen Vorfahren? nichts? auch nicht das edle Blut, das in deinen Adern fließt? So laß dir das Blut abzapfen, wie ein Menſch, den ein toller Hund gebiſſen hat; denn das Blut, du ungerathener Menſch, gehört deinen Vorfahren. Es iſt das heiligſte Depot, das du nicht beſchimpfen darfſt. Das Blut! das Blut! da ſteckt es! Antworte darauf, wenn du kannſt."

Lieber Vater, Lucius Flaminius verlor den Adel, weil er ein Böſewicht war, ein elender niederträchtiger Böſewicht. Warum? Er hatte in ſeinen Adern das Blut der Quinctier ſo rein, wie Cincinnatus. Warum verlor er alſo den Adel? Er war an Verdienſten ſeinen Vorfahren nicht gleich. Bin ich es denn? was hab' ich gethan? Nichts. Ich lege meinen Adel ſo lange ab, bis ich ihn wieder mit Ehren aufnehmen kann. Sie heißen mich ja einen Narren, einen ungerathenen Buben. Soll. . .

„Sieh nur, Ronichen, die Spitzfindigkeiten! Nein, mein Sohn, Quinctius, ich will dich nie wieder ſo heißen. Du biſt ein guter, ein edler Edelmann. Aber ich bitte dich, Quinctius, was braucht denn das deine Mutter zu wiſſen, daß der Lucius zu unſerer Familie gehört hat? Und wer weiß, ob es nicht ein Baſtard geweſen iſt, oder ob nicht die Gelehrten den ganzen Handel aus Neid gegen meine Familie gelogen haben. Laß doch die dummen Dinge unterweges; und ſo iſt der Handel geendigt. Ein Kaufmann wirſt du nicht, damit holla! Und mach mich nicht är-

gerlich! Und das, Ronichen, mit dem Lucius — hörſt du? — das bleibt unter uns."

Quinctius ging, ohne ein Wort zu erwiedern. Sonſt ward der Baron nach einer ſolchen Scene immer bald wieder heiter; aber jetzt blieb er ſtill und finſter ſitzen. Er ſah ſeine Frau an, und ſchüttelte den Kopf; er ſah ſeine Stammbäume, deren jetzt viere waren, an, und ſchüttelte den Kopf. „Ach, Ronichen! der Junge, der Quinctius, macht mir viel Sorge. Sieh, da hängen die vier prächtigſten Stammbäume, die je einer beſeſſen hat, die Juden ausgenommen, die ehedem ihre Geſchlechter bis auf Adam beweiſen konnten. Darum waren ſie auch das auserwählte Volk, und es kamen weit und breit Könige und Königinnen zu ihnen, und alle Völker hatten Reſpekt vor ihnen, und ſie beſiegten alle Völker der Erde. Ronichen, ſieh! wie nun meine Vorfahren Jeruſalem verbrannten, ſo wurden die Stammbäume wahrſcheinlich mit verbrannt, und ſeitdem hatten ſie kein Glück und Stern mehr. Denn daß mit der Zerſtörung Jeruſalems auch die Geſchlechtsregiſter der Juden aufgehört haben, das kann ich dir vorleſen

aus einem Buche. Und mit ihren Geſchlechts-regiſtern war auch ihr Muth weg, und ſie hatten keinen Funken Ehre mehr im Leibe. Das iſt auch ganz natürlich. Weiß ich, wer mein Ur- ur- Aeltervater geweſen iſt, ſo ſchäme ich mich doch, weniger zu ſeyn als er. Du ſiehſt alſo, was ein Stammbaum für ein Ding iſt! Darum ſind auch die Juden jetzt aller ſchlechten Streiche fähig. Sie betrügen, ſchachern, und laſſen ſich ſchlagen und ſtoßen, ohne ein Wort zu ſagen. Auf die Zigeuner will ich nicht einmahl kommen. Sieh, alſo habe ich, die ehemaligen Juden ausgenommen, die prächtigſten Stammbäume in Europa. Denn die Gemmingen und die Sickingen ſind wohl eben ſo alt, wie die Flaminge; aber nicht Einer ihrer Vorfahren reicht unſrem Cincinnatus und dem Titus das Waſſer. Und von Lucius, Cäſo, und Cajus weiß Niemand ein Wort, als wir und Beyer; und es muß auch nicht auskommen. Sieh, dein Stammbaum ging nur bis 1630, und meiner nicht einmahl ſo weit. Nun habe ich aus dem Rüxner und andern Büchern, Spangenberg und ſo weiter, deinen Stammbaum ausgezogen. Wo ich nur

einen Nothafft fand, da nahm ich ihn; und Gottlob! Gottlob! es iſt mir gelungen. Dein Stammbaum geht nun bis 939. Mit meinen Vorfahren hatte es keine Noth. Der Livius war wohl nur ein Heide, aber doch ein ganzer Kerl. Indeß, lieber Gott! wie es überall geht — bei jedem Glück iſt auch ein Unglück. Ich muß es dir entdecken, Ronichen; ich bitte dich aber, ſchweig davon, laß es nicht über deine Zunge kommen. In allen Büchern, die vom Deutſchen Adel handeln, habe ich auch nicht ein einzigesmahl den Nahmen Flaming finden können. Ach! ach! Ronichen, das hat mir ſchon lange, lange ſchwer auf dem Herzen gelegen. Nicht ein einzigesmahl! Bei keinem Turnier war ein Flaming, bei keinem! Ein Paar Flemminge waren da, und ich war ſchon ein Paarmahl Willens aus dem E ein A zu machen; aber ich wollte doch nicht Fremden ihre Ehre ſtehlen. Das wollte ich nicht, Ronichen."

Und das wird dir Gott belohnen, liebſter Mann! rief Veronika, und dabei trat eine Thräne in ihr Auge. Sie fühlte das wahrlich ſchwere Opfer, das ihr Mann hierbei der

Redlichkeit und der Gerechtigkeit gebracht hatte. Aber, vielleicht waren die Flaminge nicht in Deutſchland? Der Baron ſchüttelte den Kopf. „Das dachte ich Anfangs auch. Darum wollte ich gern den Joinville leſen. Ich habe ihn ganz durchgeleſen, ohne ein Wort zu verſtehen, weil ich den Nahmen Flaming zu finden dachte. Er ſteht nicht darin. Das Wort Flamme fand ich wohl hundertmahl; und das, ſagteſt du mir, das hieße Feuer. Nun ſiehſt du, wie der Quinctius iſt: den Lucius, den Cäſo, den Cajus führt er immer von ſeinen Vorfahren im Munde. Ich habe nun ſo eine kleine Familiengeſchichte aufgeſetzt, die ihr nach meinem Tode bei meinem Teſtamente finden werdet. Sieh, Ronichen, der Menſchen wegen, nicht wegen der eitlen Ehre, habe ich hinein geſchrieben, daß 939 ein Flaming im Stechen den Preis erhalten habe von einem Fräulein Nothafft. Du weißt, wie lieb ich dich habe. Sieh, es war immer mein Wunſch, daß ſich ſchon unſere Vorfahren gekannt hätten. Und nachher habe ich noch ein Paar Flaminge bei Turnieren zugegen ſeyn laſſen. Ich thäte doch keinem Unrecht, dachte ich.

Kommt nun aber Quinctius nach meinem Tode einmal über das Turnierbuch, (bis jetzt habe ich es immer weggeſchloſſen), und findet, daß kein Flaming turniert hat, ſo — du kennſt ihn — ſo ſpricht er von nichts, als daß ſeine Vorfahren nicht turniert haben, und mein ganzer Stammbaum wird dadurch ungewiß. Sieh, liebes Ronichen, da wollt' ich dich bitten, ſobald ich todt bin, ſo verbrenne den Rüxner und Spangenbergs Adelſpiegel, daß der Junge ſie nicht in die Hände bekommt. Darauf gieb mir jetzt die Hand, Ronichen."

Seine Frau gab ihm die Hand darauf. „Aber höre, Ronichen, verbrenne ihn ja um Gottes willen nicht eher, als bis du gewiß weißt, daß ich todt bin. Manchmahl liegen die Leute in Ohnmachten, und leben hernach wieder auf. Alſo, Ronichen, nicht eher, als an meinem Begräbnißtage."

Seine Frau verſicherte ihm das, und er wurde in dieſer Rückſicht wieder ruhig, ſo ſehr es ihn auch quälte, daß kein Flaming turniert hatte.

O Vergänglichkeit der menſchlichen Entwürfe! Was hatte der Greis gethan, feind-

ſeliges Geſchick, daß du über ſeine letzten Tage alle die finſtern Wolken ſammelteſt? warum zerſtörteſt du ſeine unſchädlichen Freuden?

Die Frau von Flaming machte alle möglichen Anſtalten, Quinctius von Hauſe zu entfernen; aber es gelang ihr nicht. Der Baron war jetzt eben ſo ſehr gegen die Akademie, wie Quinctius. Die verfluchte Gelehrſamkeit! ſagte er; und Quinctius blieb feſt bei ſeinem Vorſatze, ein Kaufmann zu werden. Dann verliere ich den Adel, dachte er; dann iſt Mariens Hand mein. Und wie ich die Kaufmannſchaft treiben werde, kann es nicht fehlen, ſie muß mich bereichern. Ich will werden, was ehemals die Fuggers waren. Man ſoll meine Verdienſte belohnen, und mein Vater ſoll ſich freuen, wenn er ſeinen Sohn doppelt geadelt in ſeine Arme ſchließt. Dieſe kleine Abweichung von der glücklichen Gärtnerin erlaubte er ſich, weil es ihm zum Soldaten an Herz fehlte, und weil er alſo keine Wahrſcheinlichkeit hatte, bald ſo in die Höhe zu ſteigen, wie er es wünſchte.

Da ſeine Mutter ihn nicht entfernen konnte, ſo fing ſie an ihn zu beſchäftigen. Das hatte ja bei Liſſow geholfen. Sie gab ihm ſo viel zu thun! Quinctius arbeitete mit einer unverwüſtlichen Geduld; allein nach jeder Arbeit ſuchte er Marien eben ſo ämſig auf, wie vorher; und wenn er ihrer habhaft werden konnte, ſo gab er ihr die allerruhigſten Verſicherungen, daß der Zeitpunkt bald da ſey, wo er ſich mit ihr verbinden könne und dürfe. Marie wußte nicht aus und ein. Sie mochte dem jungen Herrn jetzt noch ſo viel verſichern, daß er nie ihre Hand erhalten würde; er lächelte, und glaubte es nicht. „Ich weiß, Marie, wie du denkſt und fühlſt, ſagte er mit einer unerſchütterlichen Gewißheit. Die Zeit wird alles aufhellen.“ Die Frau von Flaming hatte Marien befohlen, ihn verächtlich zu behandeln. Marie verſprach es zwar; allein ſie that es nicht. Denn, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: er iſt doch einmahl der Baron, und meines Geliebten Glück hängt vielleicht bald von ihm ab. Sie war ehrerbietig gegen ihn, und, wenn er ſehr in ſie drang, oft verlegen, wie ſie ihn überall behandeln ſollte. Quinc-

tius ſchloß hieraus auf ihre Liebe, und nannte ihre Verlegenheit: das letzte Wanken ihres liebenden Herzens.

Seine Mutter wußte nicht, was ſie von Quinctius denken ſollte. Mariens verächtliches Betragen (denn das, ſagte Marie, beobachtete ſie gegen ihn) wies ihn nicht ab; die Beſchäftigungen machten ihn nicht kälter, und änderten in ſeinem Verhalten nichts. Er arbeitete den Tag über mit einer Ruhe, mit einer Anſtrengung, die muſterhaft war. Aber kaum hatte er ſeine Arbeit vollendet, ſo ſchlich er zu Marien, ſuchte mit eben der Ruhe und Beſonnenheit die Gelegenheit ſie zu ſprechen, und redete dann mit einem ſo leidenſchaftlichen Feuer zu Marien, daß dieſe ſeiner Mutter nicht genug davon ſagen konnte. Der ganze Ovid war an ihm verloren. O, ſagte ſeine Mutter, ſo giebt es doch eine Seite dieſer wundervollen Leidenſchaft, welche ein ſolcher Kenner des menſchlichen Herzens nicht kannte! Sie irrte ſich ſehr; denn Quinctius liebte Marien nicht. Er redete, wie ſein Roman ihn lehrte; trieb ſeinen Liebeshandel, wie ein Geſchäft, mit der größten Ordnung, mit der

größten Beſonnenheit; ſchlief die Nächte durch ſehr ruhig, und dachte an Marien nicht anders, als an jeden Gegenſtand ſeiner Eitelkeit. Selbſt die Sinnlichkeit, die ſich durch Mariens Schönheit ins Spiel miſchte, wurde bei ihm nie überwiegend. Er konnte, wenn ein Geſchäft ſeine Eitelkeit rege gemacht hatte, ſogar Marien vergeſſen, ob er gleich ſich ſelbſt überredete, daß er ſie unendlich liebe.

Die Mutter würde nun wahrſcheinlich Anſtalt gemacht haben, Marien zu entfernen, wenn nicht andere Gegenſtände ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätten. Die Frau von Amſel lebte mit ihrer Tochter und ihrem Manne in der Nähe des Flamingiſchen Gutes. Sie war ſchon bei des Barons Verheirathung böſe auf ihn geworden; denn ſie hatte ſich in den Kopf geſetzt, ihre Schweſter mit dem reichen Baron zu verheirathen. Schon damals goß ſie das Gift ihrer Zunge über das gute Fräulein Veronika von Nothafft aus, und bezweifelte ihren Adel. Indeß der Umgang mit Flamings Hauſe ging wieder an, ſo ſehr ſie ſich auch ärgerte, daß ſie es ihm an Aufwand nicht gleich thun konnte.

Die Frau von Flaming wußte das. Sie zog ſich daher, wenn ſie zu Amſels fuhr, immer ſehr einfach an, und trug nur ihren ſchlechteſten Schmuck. Das verdroß die Frau von Amſel aufs neue. Ich glaube, ſagte ſie, die Närrin verachtet uns, daß ſie immer wie eine Bürgersfrau aufgezogen kommt. Noch mehr aber verdroß es ſie, daß der Baron ſeine und ſeiner Frau Familie aus dem graueſten Alterthume herleitete. Sie wurde jedesmahl grüngelb, wenn der Baron von den Quinctiern anhob, was er ſicher in jeder Geſellſchaft that. Und dennoch war Niemand geſchäftiger als eben ſie, die kleinſten Umſtände davon herauszubringen. Der Baron hatte ihr hundertmahl im Rüxner ſowohl die Katharine als die Veronika von Nothafft zeigen müſſen, und ſie knirſchte immer mit den Zähnen, wenn ſie die Nahmen erblickte. „Ja, ja, ſagte dann der Baron wohl: alter Wein, meine gnädige Frau, und alter Adel, das ſind die zwei edelſten Dinge in der Welt!"

Noch hatte ſie nicht gefragt, ob die Amſels nicht ebenfalls auf Turnieren geweſen wären. Sie fürchtete, der Baron möchte ihr

nein antworten, und wenn ſie zehnmahl im Rüxner ſtänden; denn ſie fühlte, daß ſie einer ſolchen Unwahrheit fähig wäre. Endlich aber fragte ſie doch einmahl, nachdem ſie dem alten Baron eine Stundelang die größten Schmeicheleien geſagt hatte: haben denn auch Amſels turniert? Der Baron ſtrich ſich unruhig über das Geſicht. „Hm!“ gnädige Frau, hob er ſtockend an: „der Nahme Amſel ſteht zwar nicht im Turnierbuche; allein es mögen doch wohl einige turniert haben. Man hat die Nahmen vielleicht nicht aufgeſchrieben.“ Der gutherzige Baron wollte die Pille verſilbern; aber er ſchlug in die Kohlen. So? ſagte die Frau von Amſel ſpitz. Alſo meines Mannes Vorfahren waren nicht ſo viel werth, daß man ihre Nahmen aufſchrieb? Aber Ihre Vorfahren! ja, die verdienten es! Oh, ſagte ſie und ſchlug auf den Rüxner: wer weiß, welch ein Kerl das Lügenbuch gemacht hat! Warum ſollten denn die Amſels nicht ſo gut turniert haben, wie Ihre Vorfahren? Da ſieht man's: Lügen ſind es! Lügen!

Sie hätte dem Baron können ins Geſicht ſagen, er löge, es würde ihn nicht ſo aufge-

bracht haben, als daß ſie den Rüxner des Lü-
gens beſchuldigte. „Ho! ho! meine gnädige
Frau,“ rief er, und ſchob den Rüxner auf die
andere Seite des Tiſches: „Kerl? Nehmen
Sie nicht ungnädig, Rüxner hat das Buch
gemacht, nicht erfunden. Die erſten Turnier-
ſtücke ſind von Meiſter Philips, Kaiſer Hein-
richs Kanzler. Und wenn Sie's denn wiſſen
wollen, ſo ſind die Amſels eine neue Familie,
wie man es auch aus dem Nahmen hört.
Denn kein Adeliger wählte vor Alters den
Nahmen eines ſo kleinlichen, geſchwätzigen Vo-
gels, wie eine Amſel. Eigentlich gar keinen
andern Vogelnahmen, als von Raubvögeln,
z. B. Aarhorſt, Falkenſtein, Geiersbach. Nein,
nein, dem Rüxner können Sie trauen, wie
der Bibel. Die Amſels ſind neu, meine gnä-
dige Frau. Ich laſſe dem Rüxner kein Haar
krümmen.“

Man denke ſich die Wuth der Frau von
Amſel. Sie warf ihrem Manne den Abend,
als ſie zu Hauſe war, hundertmahl ſeinen när-
riſchen Nahmen vor. Lieber Gott, liebſte Frau,
ſagte der Herr von Amſel betrübt: das iſt
denn doch wohl meine Schuld nicht. Ich

wollte, daß ich Bachſtelze hieße, oder wie du ſonſt willſt. Mir wäre es recht. — Das ärgert mich gerade nicht, rief ſie voll Grimm, und riß ihm beinahe den Rockärmel ab; aber ich weiß, die Amſels haben turniert, ſo gut wie die Flamings. Der alte neidiſche Kerl will es nur nicht geſtehen. Sieh, Amſel, wenn du wieder einen guten Tag haben willſt, ſo ſchaff mir das verdammte Buch, mit dem der Baron ſo groß thut. Ich will doch wiſſen, ob die Amſels turniert haben oder nicht.

Der Herr von Amſel verſprach, das Buch zu ſchaffen. Er wendete ſich deshalb an den Paſtor ſeines Dorfes. Dieſer bemühete ſich um das Buch, und erhielt es auch ſchon in einigen Tagen von einem benachbarten Antiquarius, mit dem er in Verkehr ſtand. Nun hatte es die Frau von Amſel, und, was noch mehr war, in den beiden dicken Quartbänden zwanzig andere Bücher über den Adel dazu. Sie ſuchte, und ſuchte, und konnte es nicht gebrauchen. Der Paſtor wurde ſelbſt geholt, und man las ihm den Text, daß er ein unbrauchbares Buch gekauft hätte. Er ſchlug der Frau von Amſel das Turnierbuch auf, und las ihr

die Nahmen aller Ritter vor, die turniert hatten. Da kam Katharina Nothafft; dann Veronika Nothafft. O weiter! rief ſie: ſuchen Sie Amſels! Amſels ſuchen Sie! Da war kein Amſel; aber Nothaffts die Menge.

Sie wollte verzweifeln, ſetzte ſich ſelbſt vor das Buch, ſuchte, und fand keinen Amſel. Aber jetzt fiel ihr ein, daß auch kein Flaming vorgekommen war. Sie las in drei Tagen das Regiſter noch einmahl durch; und hätte ſie in ihrer Jugend mit ſolcher Aufmerkſamkeit geleſen, wie jetzt, ſo würde ſie fertig leſen gelernt haben. Sie fand keinen Amſel, aber auch keinen Flaming; und das war doch ein Triumph!

Sie fuhr zu Flamings. Richtig war nach einigen Stunden der Baron wieder bei den Römern und den Turnieren. Die Frau von Amſel lächelte. Aber, Herr Baron, haben denn auch einige von Ihrer Familie turniert? Die Frage war dem Baron noch nicht geſchehen. „Hm! hm! von meiner Familie? Ei nun ja, das verſteht ſich.“ — So? Ich habe das Turnierbuch auch, ſagte Frau von Amſel boshaft, und da will ſich kein Flaming

finden. — Dem Baron war, als ob ihn der Schlag rührte, als ſie ſagte: ich habe das Turnierbuch auch. Die Frau von Amſel ließ es kommen; ſie hatte es mitgebracht. Er lebte wieder auf, da er die Quartanten ſah; denn ſeins war die Ausgabe in Folio. „Das iſt mein Lebtage kein Turnierbuch,“ rief er freudig. Aber wie ſank ihm der Muth, da die Frau von Amſel es aufſchlug, und vorlas! Leider es war ſein Turnierbuch. Zeigen Sie mir einmahl ihrs, ſagte die Frau von Amſel eifrig: ob da ein Flaming ſteht! — „Ach!“ ſeufzte er laut auf, und der Schmerz zerriß ſeinen feſteſten Lebensfaden.

„Die Flaminge, hob er endlich mit matter Stimme an, waren damals, zu den Zeiten der Turniere, in Frankreich. Das ſteht im Joinville.“ — Zeigen Sie einmahl, rief die Frau von Amſel, die deſto eifriger wurde, je mehr der Baron den Sieg fahren ließ: wo ſtehts? Mein Mann kann Franzöſiſch. „Ach!“ ſeufzte er wieder, noch einmahl ſo tief, und wurde blaß. Sein Gewiſſen ſchlug ihn aus dieſem Winkel.

Die Frau von Flaming ſah ihren Mann erblaſſen. Sie nahm den Faden des Geſpräches auf, den ihr Mann ſo furchtſam fahren ließ, ob ſie ſich gleich ſonſt nie in Familiengeſpräche miſchte. Und wenn meines Mannes Vorfahren auch damals nicht in Frankreich geweſen ſind, ſo müſſen Sie doch irgendwo geweſen ſeyn; denn ehe noch an einen Nothafft gedacht war, (und meine Familie ſteht doch in Ihrem Buche) hatten ſchon die Flaminge in Rom ganze Nationen beſiegt, Triumphe gehalten, Geſetze gegeben, regiert, und ſo weiter.

„Das Geſetz, daß kein Adeliger Handel treiben darf, Ronichen!“ ſagte der Baron matt.

Das Geſetz gab Cincinnatus, und —

„Nein, ein Flaminius, Ronichen; den Vornahmen aber weiß ich nicht. Und Titus Flaminius, Ronichen —“

Ja, Frau von Amſel, und Titus Flaminius, das war ein Mann! Er that Dinge, die man noch jetzt bewundert.

„Beſiegte den König Philipp von Macedonien, Ronichen, und machte Griechenland

frei, bis auf den heutigen Tag; und Cincinnatus —"

Ja, und Quinctius, und Capitolinus! Einer von ihnen that mehr, als alle Deutſche Edelleute zuſammen gethan haben.

Ja, aber turniert haben ſie doch nicht, ſagte die Frau von Amſel ein wenig klein.

Hm! ſagte die Frau von Flaming: das iſt wohl natürlich; ſie hatten keinen, mit dem ſie es der Mühe werth halten konnten zu turnieren. Vielleicht zählten ſie tauſend Ahnen, und die Deutſchen Edelleute, die alleräteſten, als die Nothaffte, zählten erſt viere. Die Flaminge wollten nicht turnieren, das war es.

Der Baron hätte mit allen ſeinen Adelskenntniſſen ſo etwas nicht hervorgebracht, wodurch die Frau von Amſel ſo vollkommen in die Flucht geſchlagen wurde. So? ſagte ſie: ſo? Und ſie konnte, ſo lange ſie blieb, kein Wort mehr finden. Der Baron hatte zwar geſiegt; aber der Sieg war ihm ſehr hoch zu ſtehen gekommen. Er betrachtete noch eine Stunde ſeine geliebten Stammbäume mit tiefen Seufzern, und ſchüttelte bei allen Troſtgründen, die ihm ſeine Frau ſagte, ungläubig

den Kopf. „Sie haben den Rüxner; und Spangenbergs Adelsregiſter ſteht hintendran im zweiten Theile. Ich habe es geſehen. Und kein Flaming iſt darin. Und des Grafen Solms Regiſter; und kein Flaming! Und das Verzeichniß aller Biſchöfe. Mit den Turnieren, das iſt das wenigſte, Ronichen; ich könnte ſagen, meine Familie wäre aus Sachſen. Die Sachſen haben nicht turniert. Aber, Ronichen, das Verzeichniß aller Biſchöfe in Lübeck, Halberſtadt, Magdeburg, Naumburg und ſo weiter; und überall kein Flaming, kein Flaming an allen Orten. Ach, Ronichen, es iſt mit mir vorbei! Die Frau von Amſel! ſie bringt heraus, daß man überall keinen Flaming findet. Es iſt vorbei! Gott ſey Dank, Ronichen, daß ich nur dich habe. Sie können mir doch nicht ableugnen, daß eine Katharina von Nothafft 939 auf dem Turniere zu Magdeburg geweſen iſt. Gottlob!“

Der gute Alte tröſtete ſich zu früh damit. Die Frau von Amſel kam wüthend nach Hauſe. Sie würde ihrem Manne die beiden Quartanten vielleicht an den Kopf geworfen haben, wenn ſie ſich nicht vor dem Prediger

geſchämt hätte, der da war. Mit einem ekelhaften Heulen erzählte ſie die Beſchimpfung, die ſie von der Bettelprinzeſſin, der Flamingen, erlitten hätte. Ihr Mann ſowohl als der Prediger ſuchten ſie zu beruhigen; aber vergebens. Meinen Sie denn in Ernſt, meine gnädige Frau, ſagte endlich der Prediger lächelnd: daß eine Nothafft in Magdeburg auf dem Turniere geweſen iſt? Das iſt ja eine lächerliche Fabel, die ein Kind widerlegen kann. — „Aber, rief ſie, es ſteht ja da gedruckt. Leſen Sie doch nur!“ — Es iſt viel gedruckt, Ihr Gnaden; aber es fragt ſich, ob es auch wahr iſt.

Ein hölliſches Lächeln machte das häßliche Geſicht der Frau von Amſel noch häßlicher. „Herr Paſtor,“ rief ſie,“ wenn Sie das beweiſen können, ſo ſoll der Herr von Amſel Ihnen den Acker pflügen, und Sie den Prozeß gewonnen haben!“ Der Prediger führte ſchon ſeit zwei Jahren einen Prozeß mit der Frau von Amſel über das Pflugrecht des Pfarrackers. Mit dem Herrn von Amſel nicht; der zuckte die Achſeln, wenn von der Sache die Rede war. Der Prozeß ließ ſich

hier wohlfeil endigen. Der Prediger nahm die Quartanten mit nach Hauſe, blätterte, und fand ſogleich in der Vorrede die Verſicherung, daß Meiſter Philipſens Turnierſtücke unächt wären. Er ſetzte etwas darüber auf, das dieſe Verſicherung noch heller ins Licht ſtellte. Beim weitern Leſen fand er, daß Rüxner ſelbſt in ſeinem Turnierbuche die Aechtheit derſelben bezweifelte; ja, noch mehr, daß die größere Hälfte der Turniere eine Erfindung der ſpäteren Schriftſteller ſey. Er ſammelte die Zeugniſſe darüber, erhob die Zweifel zur Gewißheit, und erbot ſich endlich, um die Frau von Amſel vollkommen zu überzeugen, ein Reſponſum darüber von jeder Akademie zu ſchaffen, wenn jemand die Koſten anwenden wollte.

Am andern Morgen trug er die kleine Schrift mit den beiden Quartanten zu der Frau von Amſel, und ließ ſie die dahin gehörigen Stellen in dem Buche ſelbſt, gedruckt leſen. Er überzeugte ſie ſo ſchnell von der Wahrheit ſeiner Behauptung, und ſie hatte eine ſo große Freude darüber, daß ſie ihr Wort nicht wieder zurücknahm, was er befürchtet hatte. Aber

jeʒt mußte der Prediger ſie recht gründlich in der Art des Beweiſes unterrichten; und nach drei Tagen eines rühmlichen Fleißes war ſie im Stande, den Beweis ſo gut zu führen, wie der Prediger ſelbſt. Der Herr von Amſel mußte ſich noch andre drei Tage mit dieſer Auseinanderſeʒung quälen laſſen. Die Frau von Amſel ging im ganzen Hauſe umher, ſchlug Knipschen, und rief: Meiſter Philips hat gelogen! Die Domeſtiken im Hauſe wünſchten nichts mehr, als daß Meiſter Philips, den ſie übrigens nicht kannten, alle Tage lügen möchte; denn es regnete jeʒt keine Ohrfeigen mehr. Und ſeitdem heißt es auf dem Gute, das jeʒt ein Enkel der Frau von Amſel hat, noch immer, wenn die Leute einen fröhlichen Tag haben, ſprichwörtlich: Meiſter Philips hat gelogen! Die Erklärung davon iſt verloren gegangen. Dies aber iſt ſie.

Nach vier Wochen — die Frau war wirklich im Stande geweſen, ihren Triumph ſo lange aufzuſchieben, um ihn deſto vollendeter zu haben — nach vier Wochen war ihr Geburtstag. Auch Flamings wurden gebeten, ihn feiern zu helfen. Es war große Geſell-

ſchaft. Der Baron trat mit einem recht prophetiſchen Schauer in das Haus, und die Frau von Amſel empfing ihn ausgezeichnet freundlich. Zum erſtenmahle ſprach der Baron bei Tiſche nicht von Rom und den Turnieren; und kam man von ungefähr darauf, ſo lenkte er das Geſpräch gefliſſentlich ab. „Nein, nein,“ ſagte er zu ſeiner Frau im Hinfahren, „ich werde mich hüten. Die Amſeln, das iſt ein Hannibal. Ich werde mich hüten, Front gegen ſie zu machen, wie Cajus Dummhut. Nonichen, du mußt niemals den Vornahmen mit nennen, wenn du etwa von dem Flaminiſchen Geſetze ſprichſt. Sie ſoll mich nicht wieder in die Enge bringen, wie damals, Nonichen. Es liegt mir noch in den Knochen. Aber wer ſollte auch denken, daß der Drache den Nuxner hatte! Ein wahrer Volkstribun iſt die Amſeln. Gott behüte jeden Menſchen vor ſo einer Frau! Ich fürchte mich gerade nicht vor ihr! denn mit dem Uebrigen hat es ſeine Richtigkeit; und Lügen, Nonichen, hat all mein Tage nicht gut gethan. Das hab' ich empfunden!“

Nach Tiſche, da die Geſellſchaft bei dem Kaffee ſaß, fing denn die Frau von Amſel an. Sie ſprach von des Barons großer Kenntniß in Adelsſachen. Das beſtätigte die ganze Geſellſchaft, die davon überzeugt war. Aber eins, Herr Baron, fuhr ſie freundlich fort: wir haben uns nun ſeit der Geburt Ihres Sohns — ach, lieber Gott! warum haben Sie denn den jungen Herrn nicht mitgebracht? — ja, ſeit Ihres Herrn Sohns Geburt haben wir uns nun alle auf das Turnierbuch verlaſſen, und den Junkern und Fräulein Nahmen daraus gegeben. Und nun denken Sie einmahl, Herr Baron, an dem ganzen Buche iſt nicht ein wahres Wort. So kann man ſich irren! Der Baron lächelte. „Ei! ei! Sie haben es ja ſelbſt, das Buch. Was wollt' es nicht wahr ſeyn! Die ganze Geſellſchaft hat es ja bei mir geſehen.“ — Ja das Buch, lieber Herr Baron, iſt wohl da; aber es ſtehen nichts als Lügen darin, ſagte ſie mitleidig heulend.

Der Baron fing Feuer. Seine Frau wollte das Gewitter ableiten; aber der Baron rief: „Ronichen, laß nur! Hier bin ich auf

freiem Felde. Hier kann man mit Gott und Ehren Front machen. Was? Lügen ſtänden in dem Buche?"

Ja, lieber Gott, zu Magdeburg iſt ja niemals ein Turnier gehalten.

„Ha! ha! ha! Meine Frau Stammmutter, Katharina von Nothafft, hat ja die Helme mit beſchaut. Geben Sie doch her!" Er ſchlug das Turnier auf, las mit lauter Stimme, hielt den Finger unter den Nahmen Nothafft, ging rund herum, und zeigte ihn jedem in der Geſellſchaft. „Da ſehen Sie! Was meinen Sie, wird denn wohl der Kanzler eines Kaiſers ſo abſcheulich lügen? Da würde ja der Kaiſer geſagt haben: Meiſter Philips, Ihr lügt! (Denn die Bürgerlichen in Amt und Würden hieſzen alle Ihr, wie der Adel.) Ihr lügt ja ganz abſcheulich. Was? ich hätte zu Magdeburg turniert? Es iſt ja nicht wahr!"

Die Geſellſchaft nickte ihm Beifall zu. Nun aber ſchlug die Frau von Amſel ihm eine andere Stelle auf. Leſen Sie doch dies auch, Herr Baron. Der Baron fing an die Stelle zu leſen, worin Meiſter Philips Artikel

für eine Fabel erklärt werden. Er vollendete nicht; das Buch ſank ihm aus den Händen. Die Frau von Amſel las ſie ganz aus. Man ſtritt nun dafür und dawider. Der Baron ſaß wie ein Geiſt da, und hörte ſtillſchweigend zu. Seine Frau allein focht noch ritterlich. Aber die Frau von Amſel war ihrer Sache zu gewiß. Sie las nun Rüxners Behauptung, daß das alte Turnierbuch erdichtet wäre. Da ſtand der Baron noch einmahl auf, und las die Stelle ſelbſt. Ein tiefer Seufzer entfuhr ſeiner Bruſt, ſeine Arme ſanken ſchwach und matt an ihm nieder. Er ſetzte ſich langſam zu ſeiner Frau, und fliſterte ihr zu: „Das iſt mein Tod, Ronichen! Rüxner ſagt es ſelbſt.“

Während deſſen überzeugte die Frau von Amſel die Geſellſchaft vollkommen. Meiſter Philips hat gelogen! rief ſie. — Ja, ja! Meiſter Philips hat gelogen! rief die ganze Geſellſchaft nach. — Sie ſehen, liebſter, beſter, charmanteſter Baron, fing die Frau von Amſel wieder an: mit den Turnieren der Nothaffte iſt es eben ſo weit her, wie mit den Turnieren der Flaminge.

„Nun

„Nun denn, ſo hol es der Teufel!“ rief der Baron auf einmahl wüthend. „Laß anſpannen, Ronichen!“ Er ſchwankte in ein anderes Zimmer. Es wurde ein Aufruhr. Man fragte, und war in Verlegenheit. Die Frau von Flaming nahm von der Frau von Amſel Abſchied. Sie ſagte: Ich wünſche Ihnen in der That, wohl zu leben. In der That! Sie werden einſehen, daß das in der jetzigen Stunde ſehr viel von mir iſt.

Wie ſo, meine Engelsfrau von Flaming? fragte jene freundlich. Kann ich denn dafür, daß kein Nothafft turniert hat? Und dann bleiben ja Ihrem Herrn Gemahl noch immer ſeine Römiſchen Vorfahren!

Ja, die bleiben ihm, antwortete die ſanfte Frau von Flaming doch ein wenig ſpitz: die bleiben ihm; und, was noch mehr iſt als alle Vorfahren bis zu Adam, auch das Gefühl bleibt ihm, daß er nur Leute zu Tiſche bat, um ihnen Vergnügen zu machen, und nicht um ſie zu ärgern. Sie verbeugte ſich und ging. Die Närrin! rief die Frau von Amſel hinter ihr her: es iſt ja Chriſtenpflicht, dem Hochmüthigen ſeinen Hochmuth zu nehmen.

Schweigend fuhr der Baron zu Hauſe. Er antwortete auf Alles, was die Frau von Flaming fragte, nur mit Seufzern. Tiefſinnig ging er im Saale auf und nieder. Er ſchien den Anblick ſeiner Stammbäume zu vermeiden. „Ach,“ ſagte er tief aufſeufzend, „hätte ich ſie nicht ſo ſehr geliebt! . . . O, ſo iſt denn alles vergänglich! auch ſogar die Stammbäume! Ach, worauf iſt nun noch in der Welt zu bauen, da Meiſter Philips oder Rüxner mich betrogen hat? Gleich viel, wer. Nein, nun will ich keinem Buche mehr trauen! Ach, Katharina, Veronika, Heymeran, Adolph, und ihr andern zwei und dreißig Nothaffte, ach! ihr waret mein Stolz, der Glanz meiner Familie; und nun es um und um kommt, ſeid ihr nicht einmahl da geweſen! Ach, wie hat ein Kanzler ſo lügen können! was ſoll man von den andern Büchern ſagen, wenn Meiſter Philips gelogen hat! Kein Flaming nach Chriſti Geburt, als ich, mein Vater, mein Großvater, und Quinctius! Denn ob ſie meine heidniſchen Vorfahren in den Stiftern gelten laſſen, das weiß ich nicht. Ach, war das nicht Elends genug? Und nun, die zwei und

dreißig Nothaffte dazu! Ich armer Mann!“ So klagte der Baron in lauter Abſätzen den ganzen Abend durch.

Am andern Morgen ſaß er matt vor ſeinen Stammbäumen, und berechnete die Lükken, welche die Frau von Amſel hinein gearbeitet hatte. Sie waren groß. Sein ganzer chriſtlicher Stammbaum verſchwand bis auf ſeinen Großvater; ſeiner Veronika Stammbaum mußte bis auf den Aeltervater geſtrichen werden: alles übrige war von dem Baron, theils aus dem Rüxner, theils aus Sagen ſeiner Frau, theils aus eigener Erfindung gezogen und aufgeſchrieben. Es blieb ihm nichts übrig als ſein Römiſcher Stammbaum. Wenn er lange ſeinen ſchweren Blick auf die Lücken gerichtet hatte, ſo wendete er ihn wieder auf die Heiden, um ſeinen Schmerz zu lindern. Er raffte allen Muth zuſammen. „So hab' ich,“ rief er, und hielt beide Hände ſchützend gegen den heidniſchen Stammbaum: „ſo hab' ich doch Euch noch, und beſonders dich, Cincinnatus! Wie oft haſt du triumphirt! unzählige Mahle! Wie oft haſt du Rom gerettet! unzählige Mahle! Sechsmahl biſt du Konſul

geweſen, dreimahl Diktator, und das letztemahl im achtzigſten Jahre, und das alles 452 Jahre vor Chriſti Geburt! In allen Kriegen haben deine Kinder, deine Nachkommen gedient, und haben geſiegt, bis auf den Cajus. Lieber Gott, ward doch der große Eugen auch geſchlagen, und iſt doch der große Eugen! Schlug doch Cajus die Inſubrier am Po, und triumphirte! Nein, Gottlob und Dank, daß Ihr mir bleibt!" So triumphirte der Baron wieder mit ſeinen Ahnen.

Quinctius kam zu ihm. Sogleich verließ der Baron ſeine Stammbäume, und ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl. Ihm grauete davor, ſeinem Sohne, dieſem Feinde des ererbten Adels, ſeinen Verluſt zu klagen. Man ſprach von andern Dingen. Quinctius hatte ſchon zehnmahl im Geſpräche geſagt: ja, Vater, was iſt denn wahr? Mit dieſer Frage quälte er Beyern ſchon drei Tage hindurch. Er hatte einen kleinen Franzöſiſchen Traktat voll witziger Spöttereien über die Wahrheit geleſen, worin alles, was der Menſch iſt, weiß und fühlt, lächerlich gemacht wurde. Der Dummkopf, hieß es in einer Stelle, glaubt alles; das Genie zwei-

felt an allem, weil alles zweifelhaft iſt. Die einzige Wahrheit auf der Erde iſt die, daß wir nichts gewiß wiſſen. Dieſe Sätze, und die Beweiſe dafür, hatten ſich tief in Quinctius Seele gedrückt. Erſt quälte er Beyern; dann fing er mit ſeiner Mutter an. Die aber fragte: in welchem Buche haſt du das wieder geleſen? Er ſchämte ſich, daß ihm ſeine Mutter ſogleich auf die Spur kam, und ging zu ſeinem Vater. Sein Vater merkte nicht darauf. Er rückte näher. Was iſt wahr? Glauben Sie mir, mein Vater, die Philoſophie iſt ſo ſchwankend, wie alles in der Welt. Der Eine bildet ſich Wirbel ein, und beweiſt ſie; der Andere Atomen, und beweiſt ſie ſo gut wie jener; und keiner weiß, was er will. Der iſt ein Materialiſt, jener ein Spiritualiſt; und Beide wiſſen nicht, was Materie, was Geiſt iſt. „Gottlob und Dank,“ ſagte der Baron, „daß du endlich auf die rechten Sprünge kommſt! Es iſt freilich das dummſte Zeug. Ich verſtehe nichts davon, ſo oft du mir auch von den Dingen, Atomen und Monaden, und wie ſie alle heißen, vorerzählt haſt. Da ſagt' ich immer, das iſt ja raſendes Zeug; aber da

ſollt' ich nicht Recht haben. Und ſiehſt du? nun kommſt du auch dahin. Das iſt recht, Quinctius!"

Ja, Vater, ich komme dahin; aber auf einem ganz anderen Wege, als Sie.

„Das iſt einerlei, wenn wir nur da ſind. Die ganze Philoſophie geb' ich für einen Vorfahren mehr."

Nein, ich frage: was iſt wahr? Und die Antwort iſt: nichts iſt wahr! nichts in der Welt! Alles iſt zweifelhaft.

Der Baron ſeufzte tief auf. „Auch ſogar Rüxners Turnierbuch. Das iſt eben der Teufel!"

Rüxners Turnierbuch? Das iſt nun gar Geſchichte. Da ſieht es noch windiger aus, als in der Philoſophie. Da frag' ich mich: was iſt in der Geſchichte wahr? Nichts; alles iſt zweifelhaft, oder ein Gott hätte müſſen die Geſchichte ſchreiben. Der Menſch? O, da lobt er einen Böſewicht, weil er ihn fürchtet, tadelt einen Tugendhaften, weil er ihn beneidet. Er ſchiebt den handelnden Perſonen ſeinen Geiſt, ſeine Empfindungen unter, ſetzt Begebenheiten hinzu, weil ſie ihm

zu einer ſchönen Tirade Anlaß geben, läßt eine wichtige Begebenheit weg, weil er auf die Feſtung käme, wenn er ſie ſchriebe, wie er ſie weiß. Leſen Sie die Geſchichte eines Krieges von den zwei Partheien geſchrieben: Sie würden nicht glauben, daß es Eine Begebenheit ſeyn ſolle, wenn nicht Nahmen und Jahrzahlen übereinſtimmten. Jede Parthei ſchreibt die Vortheile der andern dem Glücke zu, beſchuldigt ſie der größten Grauſamkeit, der Feigherzigkeit, und behält alle Tugenden für ſich. Jedes Glück iſt ein Plan geweſen, und jedes Unglück ein Zufall. Was ſoll man glauben? Nichts; denn alles iſt zweifelhaft. So, ſehen Sie, ſo räſonnire ich.

„Das iſt wahr. So ging es mit den Zeitungen letzthin; man wußte mein Tage nicht, wer geſiegt hatte. Das iſt wahr, da haſt du Recht. Aber was iſt bei dem allen an dem ganzen Kram gelegen? Ob ichs weiß oder nicht; wenn nur die Nahmen wahr ſind: denn darauf kommt es doch am Ende nur an, ob man weiß, daß mein Vorfahr in dem Kriege kommandirender General geweſen iſt,

und ſo oder ſo geheißen hat; ſo bleibt doch der Stammbaum gewiß.“

Auch bei den Nahmen frage ich: was iſt wahr? Nichts; denn alles iſt zweifelhaft. In der Geſchichte kommen Perſonen vor, die gar nicht gelebt haben. So zum Beiſpiel. . . Der Baron wurde bleich; er glaubte, Quinctius wiſſe ſein Unglück ſchon. Quinctius wollte eben in die Mythologie der Alten, als der Baron ihn unterbrach.

„Ja, ja,“ ſagte der Baron mit einem tiefen Seufzer; „das iſt mein größtes Unglück. Alle zwei und dreißig Nothaffte, und darunter auch dein Pathe, Heymeran von Nothafft zu Wernberg! Leider, ich weiß es ſchon, Quinctius.“ Quinctius erſtaunte. Sein Vater erklärte es ihm. — Sehen Sie, fuhr Quinctius fort, ſehen Sie. Es freuet mich, daß Sie ſelbſt ſo ein auffallendes Beiſpiel —

„Je, du Rabenſohn! das freuet dich? das freuet dich? Ach, Gott! das iſt ein Elend! Das freuet dich, daß ich und du einen Theil und den beſten Theil unſerer Ahnen verloren

haben? Aber ſo höre doch einer den Menſchen! Das will mein Sohn ſeyn!"

Das freuet mich nicht, Vater; ich ſage nur: da es doch nun einmahl iſt, ſo kann es dazu dienen, Sie zu überzeugen, wie zweifelhaft ſelbſt die Nahmen in der Geſchichte ſind. Was werden nun die Begebenheiten nicht ſeyn?

„Den Teufel auch! Du biſt ein Narr! Hat einer aufgeſchrieben, wann ich geboren und geſtorben bin: wie kann das noch zweifelhaft ſeyn? Man darf ja nur das Kirchenbuch nachſchlagen; das muß es ja doch gewiß machen."

Wie aber? wenn nun das Kirchenbuch verbrannt iſt; alle Urkunden von Ihnen mit verbrannt ſind: wie ſoll man da —?

„Du biſt ein Narr! Müſſen denn nun eben alle Kirchenbücher verbrennen? Ich ſpreche nur von Nahmen und Stammbäumen; nicht von Begebenheiten. Was geht es mich an, ob unſer Vorfahr Cincinnatus durch dumme oder kluge Streiche geſiegt hat, wenn ich nur ſagen kann, Anno denn und denn hat

Cincinnatus triumphirt. Sieh, davon ſpreche ich.“

Und ich, Vater, frage: was iſt wahr? und antworte: nichts; am wenigſten die Geſchichte. Ich frage: hat Cincinnatus gelebt? hat er triumphirt? und antworte: ich weiß es nicht, ich glaube es nicht.

„Wie? was?“ ſchrie der Baron, und ſprang auf: „was ſagſt du? Zum Höllenteufel! du glaubſt nicht, daß er gelebt hat? Narr! Bube! Ich will dir beweiſen, daß er gelebt hat. Es ſteht in hundert Büchern, und alle Menſchen ſagen, er hat gelebt.“

Hören Sie mich doch. Livius ſelbſt erzählt, daß, als Rom von den Galliern verbrannt wurde, alle öffentlichen Dokumente, alle öffentlichen Verhandlungen, alle ſchriftlichen Nachrichten mit verbrannt ſind. Er ſelbſt ſagt, daß die Römiſche Geſchichte erſt nach dieſer Zeit anfange gewiß zu werden. Cincinnatus hat vor der Verbrennung Roms gelebt. Die Geſchichte von ihm iſt alſo nur Volksſage, Tradition. Woher ſoll alſo die Gewißheit kommen? Quinctier haben gelebt vor den Galliern, das iſt gewiß. Das ſieht man, weil

ſie in der Zeit, da die Geſchichte anfängt ge-wiſſer zu werden, da ſind, und ſich auf ihr altes Geſchlecht berufen.

Der Baron erholte ſich. Blaß und zit-ternd ſaß er ſchon da. „Gottlob!“ ſagte er, „daß du wieder einlenkſt. Alſo Quinctier, das haſt du ſelbſt geſagt, waren da. Nun Gottlob! Es ſoll weiter nichts thun, daß ſie nicht alle triumphirt haben, wenn ſie nur da geweſen ſind. Ja, ja! nur da geweſen, mein Sohn! Laß ſie gethan haben, was ſie wollen. Ob es der Haſenfuß, der Livius, auf-geſchrieben hat oder nicht! Laß das. So viel iſt denn doch wahr, daß die Quinctier und die Flaminier gelebt haben und meine Vorfahren geweſen ſind.“

Lieber Vater, ich frage mich: was iſt wahr? Nichts. Die Flaminier, ſagen Sie, ſind Ihre Vorfahren geweſen. Woher wiſſen Sie das? wo ſind die Dokumente, die es beweiſen? Sie ſagen, die Flaminier ſind mit Cäſar und Druſus an den Rhein gezogen. Die Geſchichte ſchweigt davon. Die Römi-ſche Geſchichte nennt keinen Flaminius, die Deutſche keinen Flaming. Die Flaminge müß-

ten am Rhein Güter gehabt haben; und davon weiß ich nichts. Sagen Sie mir, was Sie davon wiſſen, und Sie ſollen ſehen, wie ungewiß es wird.

Mit matter Stimme, mit ſtarren Augen, mit blauen Lippen hob der Baron leiſe an: „Mein Vater hat es mir geſagt. Quinctius, ich bitte dich, mache deinen Großvater nicht in der Erde zum Lügner.“

Zum Lügner nicht, Vater, behüte Gott! Nein! Sie ſagten einmahl, mein Großvater habe Gemmingens Traktat von dem Alter ſeiner Familie fleißig geleſen; „und gerade ſo, hat er geſagt, wie die Gemmingen von Geminius abſtammen, ſtammen wir von dem Flaminius ab.“ Mein Großvater hat das gewünſcht, weil er ein altes Geſchlecht für einen Vorzug hielt. Was man wünſcht, glaubt man leicht: eine neue Quelle des Unwahren. Es ging dem Großvater mit dem Flaminius, wie Ihnen mit den Nothaffts. Gemmingen ſelbſt giebt ja ſeine Stammherleitung nur für eine Vermuthung, nicht für Wahrheit aus; und er hat doch den Grund für ſich, daß er am Rhein große Güter hat, und ſeinen Nah-

men in den älteſten Urkunden findet. Von dem allen können Sie nicht Eins für Ihre Behauptung anführen. Noch mehr, lieber Vater — hob er auf einmahl triumphirend an; denn in dem Augenblicke fiel ihm ſein Plan mit Marien ein, und er vergaß ſeinen Traktat von der Wahrheit — Noch mehr, lieber Vater! Sie ſehen nun, wie ſehr durchdacht es iſt, wenn ich mir alle Mühe gebe, das zu erfüllen, was ich Ihnen neulich ſagte, wenn ich zu dem von Ihnen ererbten Adel den neuen Adel des Verdienſtes hinzufügen will. Der Adel der Flaminge iſt ungewiß; allein mein neuer Adel, den ich erwerben werde, iſt gewiß, weil ich ihn alsdann mit dem Adelsbriefe beweiſen kann. Meinen Sie nicht, daß ich recht habe? —

Der Baron antwortete mit einem Seufzer. Er reichte ſeinem Sohne die Hand. Sie war kalt. Sein Stolz war gebrochen, und mit ſeinem Stolze auch ſeine Hitze. Er lächelte; ach! es war das Lächeln des geheimſten, verſchwiegenſten Schmerzes, der das Leben zerreißt. Quinctius ſah es nicht. Er glaubte vielmehr, ſeinen Vater überzeugt zu

haben. Auf dieſes zufällige Geſpräch bauete er in ſeiner Phantaſie einen neuen romantiſchen Plan: den, ſeinen Vater zu bereden, daß er den Adel ganz niederlegen, und einen neuen erwerben ſollte. Was wird Marie ſagen, dachte er, wenn ſie erfährt, daß wir Bürgerliche ſind? Er wollte aufs neue anheben; allein ſein Vater ſchlich eben in ſein Schlafzimmer, und Quinctius ging zu Marien.

Das Herz des Barons war gebrochen. Er wußte ſeinem Sohne auf deſſen Gründe nichts zu antworten; denn ſo verhielt es ſich, wie Quinctius geſagt hatte. Sein Vater war durch Gemmingens Abhandlung vom Alter ſeines Geſchlechtes verleitet worden, eben die Ableitung von ſich Anfangs zu vermuthen, dann zu behaupten. Daran erinnerte ſich der Baron noch ſehr wohl. So war nun des Barons Stolz dahin, die zwei und dreißig Nothaffte, und alle Quinctier und ihre Thaten! Er ſchlich in ſein Schlafzimmer, legte ſich aufs Bett, und fühlte ſich ſehr matt. Alle ſeine Kraft war gebrochen, ſeine Stärke vertrocknet. Er lag und ſeufzte. Beſtändig ſchlug der Schmerz mit harten Schlägen an ſein Herz.

Immer tönte es ſchrecklich in ſeine Ohren: der Adel der Flaminge iſt ungewiß! und jedesmahl fuhr er zuſammen, ohne daß er noch das Herz hatte, ſich gegen dieſen ihm ſo ſchrecklichen Gedanken aufzulehnen. Es ſchien ihm ſo gewiß, daß er glaubte, man würde ihn nicht mehr anerkennen. So lag er ein Paar Stunden allein, und fühlte ſich immer tiefer in ſein Elend verſunken.

Endlich ſchellte er mit matten Händen. Mariens Bräutigam, der Jäger, kam. Der Baron ließ ſich die Stammbäume in das Schlafzimmer bringen. Sein Ton war gegen den Jäger ſo ſanft, ſo höflich, daß dieſer Muth faßte, dem Baron zu ſagen, was ihm ſeit einer Stunde ſchwer auf dem Herzen lag.

Quinctius war von ſeinem Vater ſogleich zu Marien gelaufen. Des Morgens erwartete ihn Marie nie, weil er ſich da beſchäftigte. Er fand ſie allein, und in einen reinlichen, ſehr netten Morgenhabit gekleidet, der ganz über ihren Stand war. Sie hatte nehmlich von der Frau von Flaming einen ihrer Anzüge erhalten, um etwas daran zu nähen. Er war fertig. Marie zog aus einem

Zuge von Eitelkeit die Morgenkleidung der gnädigen Frau an, ſtellte ſich vor den kleinen Spiegel, nahm ihre Haube ab, und wollte eben ihrem Haar eine zu der Kleidung paſſende Form geben, als Quinctius die Thür aufriß und hereinflog. Marie erſchrak. Quinctius warf einen Blick auf ſie. Sie war in dieſem Anzuge wirklich reitzend. Ihre Locken, die ſie eben in die Höhe nehmen wollte, fielen auf die weißen nackten Schultern, und über die volle Bruſt. Quinctius ſchon vorher brennendes Auge brannte jetzt noch mehr. Er nahm Marien in ſeine Arme; es regnete Küſſe auf ihre Lippen, auf ihren Buſen. Sie konnte ſich nicht aus den Armen des ungeſtümen Menſchen losmachen. „O, wie ſchön, Marie,“ rief er, „wie ſchön biſt du! wie haſt du es errathen, meine Geliebte, daß ich dir jetzt eine ſo frohe Nachricht zu bringen habe! Jetzt wird dein beſcheidnes Herz nicht länger zögern ſich mir zu öffnen, und mir endlich die Liebe zu geſtehen, die ich ſchon ſo lange verdient habe. Höre, Marie, ich habe denn endlich den Adel, den du ſo haſſeſt, abgelegt; ich habe meinen Vater überzeugt, daß unſer Adel

eine

eine Thorheit, eine Fabel iſt. Jetzt bin ich nun in der That, was du biſt, Marie: nicht mehr gnädiger Herr, ſondern Herr Flaming. Das Wunder, das du für unmöglich hielteſt, iſt vollendet. Du biſt von meinem Stande, und ich der glücklichſte Mann auf Erden. Wenn du willſt, ſo führe ich dich jetzt zu meinem Vater, und er wird dich ſegnen; denn was könnte ihn noch abhalten, dich ſeine Tochter zu nennen, da er einſieht, daß ich nicht mehr bin als du?“

Marie blieb bei ſeinen Worten noch ſtarrer und überraſchter ſtehen, als bei ſeinen Liebkoſungen. Es wurde Ernſt, das ſah ſie wohl, ob ſie gleich nicht begriff, wie. Sie blickte ihn an, fürchtete ſich etwas zu ſagen, und konnte auch keine Worte hervorbringen, ſo erſchrocken war ſie. In dem Augenblicke ſah ſie den Jäger über den Kirchhof auf ihr Haus zukommen. Mein Vater! rief ſie; gehen Sie durch den Garten! „Nein,“ ſagte Quinctius: „er ſoll alles wiſſen!“ — Mein Gott! rief Marie ängſtlich; wenn er mich ſo antrifft! Sie bedeckte die ſchöne Bruſt mit der linken Hand, und drängte mit der rechten Quinctius gegen

die Thür. Gehen Sie, wenn Sie mich lieben! ſagte ſie. — Quinctius flog durch den Garten, und Marie hüpfte ihrem Geliebten entgegen.

Länger durfte Marie nicht ſchweigen. Sie erzählte dem Jäger den ganzen Handel, und ſie wurden beide eins, daß, da die Frau von Flaming nicht helfen wollte oder könnte, der Jäger es bei der erſten Gelegenheit dem alten Baron ſagen ſollte. Die Gelegenheit fand ſich denn zwei Stunden nachher, da der Jäger ihm die Stammbäume ins Schlafzimmer bringen mußte. Ueberdies war der Baron ſo gut, ſo ſanft, daß der Jäger ihm wohl noch mehr geſagt hätte.

Ihr Gnaden, Herr Baron, fing der Jäger an, nehmen es nicht ungnädig. Ich habe Ihnen etwas zu entdecken. Der junge Herr Baron läuft jetzt immer hinter Schulmeiſters Marie her. Das arme Mädchen hat ſich gewehrt, ſo gut ſie konnte. Aber es hilft nichts. Heute nun hat der junge Herr Marien geſagt: er wäre kein Adeliger, er wäre ein Bürgerlicher; und ſie ſoll ihn mit Gewalt heira-

then; und Ihr Gnaden wären auch nicht von Adel, und die gnädige Frau auch nicht.

„Gott! meine Stammbäume!“ rief der Baron, faßte ſie mit bebenden Händen, drückte ſie auf ſein brechendes Herz, zuckte ein Paarmahl, und ſein Geiſt verließ den durch den heftigen Schreck getödteten Körper. Der Jäger ſchrie laut um Hülfe; das Haus kam zuſammen. Die Frau von Amſel! jammerte die Wittwe. Quinctius ſchlug das Herz. Er warf ſich an der Seite ſeines Vaters nieder, verſöhnte deſſen Schatten mit aufrichtigen, reuevollen Thränen, und verbrannte gleich nachher den Traktat von der Wahrheit. Auch der Jäger benetzte die Leiche mit Thränen der Reue; denn durch ſeine Unvorſichtigkeit war nun ſein Nebenbuhler ſogar ſein hochgebietender Herr geworden. Man beerdigte die Leiche, und der junge Baron übernahm nun die Regierung ſeiner Güter.

Marie wurde tiefſinnig, als ſie den Tod des gnädigen Herrn erfuhr. Sie ſaß ein Paar Stunden ſtill da; man ſah es ihr an, daß ſie mit ſich ſelbſt kämpfte. Noch dieſen Abend ſagte ſie dem Jäger ſehr freundlich, daß er

ſich jetzt mit ſeinen Beſuchen ja vorſehen möch-te, weil er ſonſt ſich und ſie in das größte Unglück ſtürzen könnte. Als der Leichenzug nach der Kirche ging, ſtand ſie ſehr reitzend gekleidet in der Thür, und ihre Blicke betrach-teten den jungen Baron wenigſtens eben ſo liebreich als den Jäger. Ihr Vater mußte ſich auf ihren Rath den andern Tag eine Vermehrung ſeines Gehaltes von dem jungen Baron ausbitten. Geh Er nur, Vater, ſagte ſie lächelnd, und fordere Er; der Baron ſchlägt es Ihm nicht ab. Der Schulmeiſter ging, und erhielt ſogleich eine Zulage. Marie erkundigte ſich, ob der Baron ihm ſonſt nichts geſagt hätte. Nun? was ſollte er mir denn ſonſt noch ſagen? fragte der Vater. Marie antwortete lachend: das wird ſich zeigen!

Der Baron ging aus, und Marie ſtand in der Thür, oder am offnen Fenſter; er kam zu Hauſe, und ſie ſtand noch da. Schlich der Jäger ſich auf den Kirchhof, ſogleich flog ſie in ihre Kammer, und zog den Schlüſſel ab, und der Jäger ſuchte ſie im ganzen Dorfe. Acht Tage hatte das ſo gedauert, und der Baron war noch nicht bei Marien gewe-

ſen. Sie war ſchon Willens, für den Jäger wieder zu Hauſe zu ſeyn, und ſich nicht mehr ſo ſorgſam anzukleiden. Das dachte ſie eines Abends, als die Thür ſich öffnete, und der junge Baron hereintrat. Sie war allein. Marie! ſagte er, und reichte ihr die Hand. Sie glühete, legte ihre zitternde Hand in die ſeinige, und ſchlug ihr Auge nieder. Er zog ſie zu ſich, ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, und drückte ſeine Lippen auf ihren Mund. Hier wurde die Statüe belebt. Sie bedeckte ſeinen Mund mit Küſſen, hängte ſich an ihn, und umarmte ihn feſt.

Marie war wirklich eine ſchöne, edle, volle Figur, und jetzt ſo reitzend gekleidet, als ſie nur gekonnt hatte. Sie gab ſich ſchweigend dem Jünglinge ganz hin. Ihre Liebkoſungen riſſen ihn fort. Das hatte er noch nie gefühlt, was er jetzt fühlte. Seine Bruſt war voll Entzücken, voll Verlangen. Er wußte nicht, wie er dem reitzenden Mädchen ſeine Leidenſchaft deutlich genug ſagen ſollte. „Meine Marie! meine theure Marie!“ rief er. „Bald mein Weib, mein geliebtes Weib! Nicht wahr Marie? Bald! O ſag es, ſag es mir! laß

endlich deine Lippen bekennen, daß du mich liebſt! Liebſt du mich, Marie?"

Sie ſeufzte: ja! und umfing ihn heißer. Aber, gnädiger Herr, hob ſie an, werden —

„Gnädiger Herr? Marie! wie nennſt du mich? Wie? haſt du vergeſſen, was ich dir bin? Ich bin von deinem Stande. Nenne mich Geliebter, nenne mich Quinctius, Flaming; nur gieb mir nicht den elenden Titel, den ich bald ablegen werde."

Warum denn ablegen? dachte Marie. Sie ſagte es nicht, und ſchien zu vergeſſen, was ſie hatte fragen wollen. Nach einigen Verſuchen nannte ſie ihn: Geliebter, Quinctius, Theurer; und beſiegelte jeden Nahmen mit noch heißeren Küſſen. Er verließ endlich ſeine Geliebte, als ihr Vater kam; und ſie warf ſich in dem ſtolzen Traume, bald gnädige Frau zu ſeyn, in ihr kleines Bett.

Quinctius liebte Marien in der That nicht, ſo heftig ſein Gefühl für ſie auch aufgereitzt war. Er fühlte nichts als Sinnlichkeit. Da er aber noch gegen Niemanden eine eigentliche Liebe empfunden hatte, ſo konnte er ſie mit dem Gefühle der Sinnlichkeit nicht

vergleichen; und dieſes wurde um deſto heftiger, da es das einzige Gefühl ſeines Herzens war und ſich mit ſeiner Eitelkeit vereinigte. Niemahls hatte er auch in ſeinem Leben das Gefühl geliebt zu ſeyn, ſo wahr, mit ſolcher Freude gefühlt, als dieſen Abend in Mariens Armen. Er kam wonnetrunken zu Hauſe, und verſchloß ſich in ſein Zimmer. Hundertmahl ſtand er ſchon auf dem Punkte, wieder zu Marien zu gehen, ſo ſpät es auch war. Er ſchämte ſich nur vor Marien ſelbſt. Erſt ſpät ſchloß er das Auge, und ſchlief dann in unruhigen, wollüſtigen Träumen. Am folgenden Morgen aber war er früh bei ſeiner Geliebten. Sie hatte das aus ihrem feinen Inſtinkte erwartet. Ihr Vater war entfernt, und ſie — der Inſtinkt leitete ſie auch hier ſehr richtig — ſehr reinlich, aber gar nicht ſo gekleidet, daß ſie ſchicklich Beſuch von einem Manne annehmen konnte. Sie trug ein ſehr enges Mieder ohne Aermeln, und ihr Hemde bedeckte nur den halben Arm. Sie hatte ſich ja ſo eben erſt die Hände gewaſchen, und es war noch ſo früh. Was konnte ſie alſo dafür, daß ihr das ſchöne Haar noch frei um den

Nacken und um die Schultern ſchwamm? was dafür, daß ein weißes kurzes Röckchen den ſchönſten Fuß zeigte? was dafür, daß nur ein leichtes Tuch den Buſen kaum verhüllte? So ſollte Quinctius denken, meinte ſie, und irrte ſich nicht. Freilich hatte Marie dieſen Anzug ſehr ſorgfältig gewählt, weil ſie den verliebten Baron in ihr Netz ſchlingen wollte.

Man werfe mir nicht ein, daß ich Marien oben ein ſehr züchtiges Mädchen genannt habe. Sie war das wirklich; und wenn Quinctius ſie hätte verführen wollen, er würde böſes Spiel mit ihr gehabt haben. Allerdings brauchte ſie Buhlerkünſte; aber nur, weil ſie den Jüngling, deſſen Frau ſie werden wollte, nicht liebte. Hätte ſie ihn geliebt, ſo wäre ſie auf ſein Herz losgegangen; aber ſie wollte ſich nur durch ſeine Hand glücklich machen. Der Eigennutz will nichts als die Sinne beſtricken, oder es muß eine ausgelernte Buhlerin im Spiele ſeyn; und dennoch wird dieſe eben ſo ſtarke Angriffe auf die Sinne machen, als auf das Herz. Die unſchuldige Liebe allein ſchmückt ſich, um zu gefallen; ſie iſt ihres Sieges gewiß. Der Eigennutz

ſchmückt ſich, um zu reitzen; er fürchtet, den Raub zu verlieren.

Quinctius öffnete die Thür. Marie ſchrie ein wenig auf, und wollte entfliehen; aber Quinctius hielt ſie. „Wie?" rief er, und küßte die runden, weißen Arme mit Entzük-ken: „entfliehen willſt du? O Marie, weißt du nicht, daß du ſo am ſchönſten biſt? So! ſo!" Er betrachtete ſie mit verſchlingenden Blicken, und verlor ſich im Anſchauen, in Liebkoſungen. Mariens Sieg war ungezwei-felt; denn wenn ſie es verlangt hätte, er hätte ſich auf der Stelle mit ihr kopuliren laſſen. Sie erhielt jetzt, was ſie wünſchte: ein ſehr beſtimmtes Verſprechen, daß er ſie heirathen wollte. — Aber mein Gott, mein Geliebter, was wird Ihre Mutter dazu ſagen! — „Was ſie will, Marie; und ich glaube, nicht viel. Schweig nur noch einige Tage, Marie, bis ich für mündig erklärt bin; dann kann Niemand in der Welt etwas dagegen ſagen, daß ich das ſchönſte aller Mädchen liebe, daß du mein Weib wirſt." Marie verabredete jetzt mit ihm einen ſo überlegten Plan, wie ſie ſich ſehen könnten, ohne bemerkt zu werden, daß Quinc-

tius hätte überzeugt werden müſſen, ſie wolle nur ſeine Hand, wenn er nicht von ſeiner aufgereitzten Sinnlichkeit verblendet geweſen wäre.

Quinctius Sinnlichkeit war ſo heftig aufgereitzt, daß Beide jetzt gefallen ſeyn würden, wenn Marie ihn geliebt hätte, oder wenn ſie nicht ſo züchtig geweſen wäre. Sie waren einige Stunden ſo zuſammen, und Marie erhielt eine Summe Geldes von ihm, die ſie noch denſelben Tag verwendete, um ſich beſſere Kleider zu ſchaffen. Mariens Plan, einander unbemerkt zu ſehen, billigte Quinctius wohl; aber es war ihm nicht möglich, ihn auszuführen. Er fühlte in den Stunden, wo er Marien nicht ſah, oder nicht allein ſah, ein Mißbehagen, das er unerträglich fand. Marie wollte der Frau von Flaming ihre Abſicht verbergen, bis Quinctius für mündig erklärt wäre; dann trauete ſie ſich Stärke genug zu, ihn feſt zu halten. Seine Beſuche bei dem Schulmeiſter wurden ſo häufig, daß ſie dem Jäger nicht verborgen bleiben konnten. Schon längſt hatte er Unrath gemerkt; denn ſeit des alten Barons Tode war Marie niemahls für ihn

zu Hauſe. Er ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe, wenn er die Thür wieder verlaſſen mußte, die ihm ſonſt zu allen Zeiten offen geſtanden hatte. Jetzt fing er an einen kleinen Zweifel in Mariens Treue zu ſetzen, und er ſagte ſeine Meinung darüber der Frau von Flaming.

Die Frau von Flaming erfuhr nun, welchen Antheil der Jäger an dieſer Sache nahm. Sie hielt den Liebeshandel ihres Sohnes mit Marien für ganz geendigt, weil dieſe nichts mehr davon ſagte. Ohne dem Jäger etwas anders als: es iſt gut! geantwortet zu haben, überlegte ſie die Sache, und traf die Wahrheit ziemlich richtig. Das beunruhigte ſie ſehr; denn ſie ſah jetzt wohl, daß Marie, die reitzende Marie, alle Mittel anwenden würde, ihren Sohn feſt zu halten. Sie ließ Marien, wie zu einer Arbeit, zu ſich kommen, wies ihr ein abgelegenes Zimmer dazu an, und ſagte ihr freundlich: ſie würde mit ihrem Sohne ein Paar Stunden ſpazieren fahren, und dann zuſehen, ob ſie fleißig geweſen wäre. Marie hörte den Wagen vorfahren, ſah ihren Geliebten mit ſeiner Mutter einſteigen, und

das Herz klopfte ihr vor Freude, wenn ſie daran dachte, daß ſie ſelbſt bald ſo einſteigen würde. Kaum waren ſie vom Hofe herunter, ſo fing die Frau von Flaming ruhig an: Höre, lieber Quinctius, der Jäger hat mich gebeten, bei dir ein gutes Wort für ihn einzulegen. Er will heirathen. Der Burſche iſt gut; ich dächte, lieber Quinctius — „Mit Freuden, liebe Mutter. Wen will er denn heirathen?“ — Schulmeiſters Marie, ſagte ſie ohne alle Schärfe. Ein hübſches Paar! — „Wie? Marien? Das iſt nicht möglich. Der Kerl iſt ein Narr! Ich ſoll für ihn anhalten?“ — O nein, lieber Sohn; ein ſo hübſcher Burſche ſpricht in ſolchen Fällen beredter für ſich, als ſein Herr. Mit Marien iſt es richtig. Er will ein Verſprechen von dir auf eine Förſterſtelle. — „Der Kerl iſt ein Narr, liebe Mutter. Marie nimmt ihn nicht.“ — Er verſichert aber, daß ſie ihn liebt.

Quinctius hieß den Jäger einmahl über das andere einen Narren, und leugnete Mariens Liebe zu ihm. Ganz ruhig ſagte die Frau von Flaming: den Beweis, ſollte ich

denken, müßte ich dir ſogleich geben können. Der Jäger machte Umſtände mitzufahren, und gab mit einer ſo verlegenen Miene Geſchäfte vor, daß ich wohl ſah, er wollte nicht. Dann ſchlich er ſchon vorhin um das Zimmer her, worin Marie arbeitet. Ich wollte darauf wetten, daß er bei ihr iſt. Sieh, wir gehen durch den Garten zurück, und — Sie ließ halten, und ſtieg mit ihrem Sohne aus. Beide gingen durch den Garten, die Treppe hinauf, in ein Zimmer, das von dem, worin Marie nähete, nur durch eine Bretterwand getrennt war. Im Gehen aber bat die Mutter ihren Sohn, ihre Gegenwart durch nichts zu verrathen. Es ſind unſere Domeſtiken, und wir behorchen ſie; ich möchte nicht gern, daß ſie es wüßten. Quinctius verſprach es.

Sie waren im Zimmer, und Marie ſang bei ihrer Arbeit. Nach einigen Augenblicken kam auch der Jäger, und ging auf Marien zu. Sie wurde in hohem Grade verlegen. „Marie," ſagte der Jäger mit zärtlicher Stimme, „was habe ich dir gethan? Sag! Iſt das die Liebe, die Treue, die du mir ver-

ſprochen haſt?" — Quinctius horchte hoch auf.

Marie ſah ängſtlich umher. Es war, als ob ihr ahnete, daß man ſie behorche. Der Jäger wiederholte ſeine Vorwürfe. Marie ſagte endlich: Aber wenn ich nun auch einmahl mit Ihm ſcherzte, muß denn das ſogleich Ernſt ſeyn? Quinctius ſah ſeine Mutter an.

„Scherz alſo? O Marie, wie oft haſt du mich nicht geküßt, und mir ewige Treue geſchworen! Und jetzt ſoll das Scherz geweſen ſeyn? Meinſt du, ich weiß nicht, warum es Scherz ſeyn ſoll? Hochmuth iſt es! Du willſt gnädige Frau werden. O, ich weiß recht gut, daß der junge Herr Morgens früh und Abends ſpät bei dir iſt." — Die Mutter ſah ihren Sohn mit Erſtaunen an, und Quinctius ſchlug die Augen nieder.

Gut! rief Marie; wenn Ers denn alſo weiß, ſo weiß Ers, und ſo laß Er mich in Ruhe!

„In Ruhe? O Marie! daß du mich liebſt, weiß ich; daß du mich nur aus Hochmuth verläßt, weiß ich auch." Die Thränen

ſtanden dem armen Menſchen in den Augen. „Sieh, Marie, ich kann ohne dich nicht leben. Ach, wenn du wüßteſt, wie herzlich ich dich liebe, du würdeſt mich nicht um den Baron vertauſchen, das würdeſt du nicht. Iſt es recht, Marie? iſt es recht? Du haſt oft Gott angerufen, er ſollte Zeuge ſeyn, daß du mir treu wäreſt und mich mehr liebteſt, als alle Könige und Kaiſer; und jetzt lachſt du über mich, daß ich der unglücklichſte Menſch auf der Welt bin! Sieh, Marie, ich bitte dich hier zum letztenmahle, bleib mir treu. Was hab' ich dir denn gethan? Ich habe dich geliebt; das iſt alles. Mehr als mich ſelbſt, liebe ich dich noch; und du?" — Man hörte Marien ſchluchzen.

„Weinſt du, Marie?„ fuhr der Jäger fort. „O nein, weine nicht! Ach, Marie, bleib mir treu, ich bitte dich; denn ich liebe dich gar zu ſehr. O Marie, ſieh, ich will dich auf meinen Händen durch das Leben tragen; ich will dich ehren, wie den lieben Gott! Marie!„

Ich kann nicht, ich darf nicht, Karl! Es iſt vorbei! Nein, ich kann nicht. Gott mag es mir vergeben! ſo ſchluchzte Marie.

„Du kannſt nicht? Marie ſieh, dies iſt meine letzte Stunde. Meine Flinte iſt geladen. Ohne dich leben mag ich nicht. Sieh denn, du biſt Schuld an meinem Tode. Marie! ſo gieb mir noch einen Kuß; dann will ich mir eine Kugel durch die Bruſt ſchießen, und dich vor Gottes Gericht verklagen, daß du mich dahin brachteſt. Mich haſt du betrogen; den Baron betrügſt du auch. Denn wer Einem nicht treu iſt, der iſt Keinem treu. O, ich will bald von der falſchen Welt kommen, Marie!“

Karl, rief Marie: willſt du denn meinem Glücke im Wege ſtehen? Ich will dich glücklich machen. Habe nur Geduld!

„Glücklich kann ich nicht ſeyn ohne dich. Gott mag es dir vergeben! Adieu! mich ſiehſt du nicht wieder!“

Er eilte davon, Marie ihm nach. Sie umſchloß ihn. Der Jäger riß ſich aus ihren Armen, und beide verließen das Zimmer. Schweigend ſtand die Frau von Flaming auf. Mit Thränen in den Augen ging ſie auf ihren Sohn zu, und ſchloß ihn in ihre Arme. Wir haben, ſagte ſie gerührt, Beide hier mehr

gehört,

gehört, als wir wollten. Aber jetzt weiß ich, was mein Sohn thun wird; denn er iſt ein edler Mann. Eine Leidenſchaft konnte ihn verblenden; aber ſie kann ihn nicht von dem Wege des Edelmuths ableiten, den er immer gegangen iſt. Marie, mein Sohn, das weiß ich, Marie wird meine Tochter nicht. — Sie öffnete die Thür zu Mariens Zimmer. — Ich will ausfahren, und Quinctius wird, wenn ich zu Hauſe komme, den Handel geendigt haben. Mein Sohn iſt ſo groß wie Scipio, der einem Feinde die Geliebte, die er ſelbſt anbetete, wieder gab. — Sie führte ihn auf Mariens Zimmer, zog die Thür hinter ihm zu, ging in den Garten, ſtieg in den Wagen, und fuhr ruhig ſpazieren.

Quinctius ſtand wie betäubt in Mariens Zimmer. Er ſah wohl, daß Marie in einen Handel mit dem Jäger verwickelt geweſen war; aber dennoch beredete ihn ſeine Sinnlichkeit, daß die Sache geendigt wäre. Schlag auf Schlag wurde ſein Herz hin und her geriſſen: jetzt von der Begierde nach Marien; dann von der Eitelkeit, zu ſeyn wie Scipio. Das Vertrauen, das ſeine Mutter auf ihn, auf

ſeinen Edelmuth ſetzte, rührte ihn. Wie würde ſie erſtaunen, dachte er, wenn ich, während ſie ſpazieren fährt, Marien an den Jäger verheirathete! So ſtand er, und ſeine Bruſt hob ſich voll Stolz; aber jetzt riß ihn wieder die Begierde mächtig mit ſich fort.

Auf einmahl öffnete ſich die Thür, und Marie trat mit naſſen Augen und klopfender Bruſt herein. Der Stolz ſchwieg bei Quinctius, und die Liebe redete allein. Zugleich erwachte auch die Eiferſucht, wie von einem Zauberſchlage erweckt, in ſeiner Bruſt. Marie erſchrak, als ſie den Baron ſah, und ſuchte ſogleich ihre Thränen zu verbergen. „Was weinſt du, Marie?“ fragte der Baron jetzt. Ich komme aus der Küche, antwortete ſie ſtockend; und die iſt voll Rauch. Als ſie das ſagte, betrachtete er ſie mit brennenden Augen. Sie blickte ihn mit dem zauberiſchen, liebevollen Lächeln an, dem nicht leicht ein Mann widerſteht. Er breitete ſeine Arme aus, und ſie flog hinein. Nun legte ſie ſich zärtlich an ſeine Bruſt. So zauberiſch waren ihre Liebkoſungen noch nie geweſen. Sie hatte den Ernſt in ſeinen Blicken wohl bemerkt. Die

Mutter rechnete doch zu viel auf Quinctius Eitelkeit; ſie dachte nicht daran, daß die Sinnlichkeit der ſtärkſte aller Triebe iſt. Seine Mutter war vergeſſen. Er hielt ſeine Geliebte in ſeinen Armen, und vergaß ſelbſt den Jäger. Marie hätte vollkommen geſiegt, wenn ſie eine Buhlerin geweſen wäre. Sie beruhigte mit großer Innigkeit jeden Zweifel in ſeiner Bruſt. Ja, in ſeinem Kopfe bewegte ſich ſchon der Gedanke, den Handel, wie ſeine Mutter gebeten hatte, zu endigen und ſich auf der Stelle mit Marien trauen zu laſſen. Er drückte ſie zärtlich an ſeine klopfende Bruſt. Sie lag da wie ſchlummernd; ihr Auge allein, das ſie mit zärtlicher Liebe zu dem ſeinigen aufgeſchlagen hatte, lebte. Er betrachtete ſie mit brennenden, entzückten Blicken. Sie unterbrach den Lauf ſeiner Gedanken nicht, und ließ ſich von ihm betrachten, weil ſie fühlte, daß ſie nichts ſo Feſſelndes ſagen konnte, als er ſelbſt dachte und empfand.

Marie hörte jetzt des Jägers Fußtritte auf der Treppe. Hätte ſie in dieſem Augenblick ein Paar Worte geſagt, um ihn zu belehren, daß der Baron bei ihr war: der Jä-

ger wäre weggeblieben, und ſie hätte geſiegt. Allein das arme, gutherzige Mädchen wollte den Jäger doch nicht ſo ſchrecklich martern. Sie hatte ihn erſt eben, als ſie hinter ihm herlief, durch ein Paar gute Worte beruhigt. Jetzt wurde ſie ängſtlich, als ſie ſeinen Gang hörte. Sie wand ſich aus den Armen des Barons, und machte mit einer verlegenen Miene ein Paar Verſuche, ihn zu entfernen. Noch immer war der Baron nicht aufmerkſam; aber trennen konnte er ſich von dem ſchönen Mädchen nicht. Es kommt Jemand, ſagte ſie jetzt, und machte ſich aus ſeinen Armen los. „Wer? wer kommt?“ fragte der Baron, und horchte. Der Sand auf dem Saale knarrte. Gewiß die Jungfer der gnädigen Frau, ſagte Marie erröthend. „So?“ erwiederte Quinctius mit gerunzelter Stirn: „wenn es nicht der Jäger iſt!“

Da ſtand ſie; eine Todtenbläſſe zog ſich über ihr Geſicht, und verrieth nur allzu deutlich die innere Schuld ihres Herzens. Hätte ſie die Kunſt verſtanden, welche die große Welt lehrt, nur zu erblaſſen und zu erröthen, wenn man es nöthig hat, ſo wäre alles gut ge-

gangen. Aber ſie verſtand die Kunſt nicht; ſie war wie vernichtet, und wagte es nicht ihr Auge emporzuheben, mit dem ſie des Sieges doch ſo gewiß hätte ſeyn können. „Du haſt den Jäger geliebt?“ fragte der Baron. Sie fühlte ſich ſchuldig, und ſchwieg. Aber in dieſer demüthigen Stellung lag wieder ſo viel Reitzendes, und das blaſſe Geſicht, über welches langſam Thränen herabrollten, war ſo ſchön, daß es die Eiferſucht des Barons zur Hälfte wieder verlöſchte. Sie hätte das an dem Tone der Stimme hören können, mit dem der Baron ſagte: „Marie, du biſt falſch!“ Jetzt mußte ſie ſich in ſeine Arme werfen, und rufen: nein, ich liebte den Jäger nicht; aber ich wollte ihm meine Hand geben, um durch die Pflicht meine Liebe zu dem liebenswürdigſten aller Menſchen, zu dem Baron von Flaming, zu unterdrücken. Hätte ſie das geſagt, ſo wäre ſie in einer Stunde des Barons Frau geweſen; denn ſo etwas vermuthete er.

Von dem allen ſagte ſie nichts. Sie ſchwieg erſt, und dann ſagte ſie das allerunſchicklichſte, was ſie ſagen konnte: ich habe den Jäger, ſeitdem ſie mir die Ehe verſpra-

chen, nie wieder allein geſehen, außer nur heute; und das ſagte ſie ſo zitternd, daß man die Schuld ſogar in ihrer Stimme hörte. Noch war nicht alles verloren. „Und du liebſt ihn noch heimlich?" fragte der Baron. „Ich habe dein ganzes Geſpräch mit ihm gehört." Marie verlor hier alle Beſinnung. Sie konnte aus des Barons Betragen ſchließen, daß ſie ſich nicht verſchnappt hatte; aber ſie war zu unſchuldig dazu. Ihr Herz erinnerte ſie, daß ſie den Jäger noch liebte. Ach, gnädiger Herr, ſagte ſie und hob die Hände bittend zu ihm auf: ich war Ihnen doch auch gut, gewiß das war ich, eben ſo gut wie Karln. Der Baron runzelte die Stirn. Er ging an die Thür, und öffnete ſie. Der Jäger ſtand unentſchloſſen auf dem Saale. „Komm herein!" rief er. Der Jäger kam zitternd. Ach vergeben Sie mir nur, fing Marie ſchluchzend an, und machen Sie mich nicht unglücklich! Eben ſann des Barons Liebe noch auf eine Ausflucht. Nun war es vergebens. Doch noch einmahl ſprach ſein Herz für das geliebte Mädchen. Er fragte

bitter: „Willſt du den Jäger heirathen?“ Sie ſagte mit verſchämten Blicken: ja!

Da ging der Baron verdrießlich an die Thür. Er drehete ſich noch einmahl um, und ſagte zu dem Jäger: hole den Herrn Paſtor; er ſoll die Agende mitbringen. Dann ging er in ſein Zimmer. Hier erwachte ſeine Eitelkeit wieder. Seine Eiferſucht, ſein Verdruß wurde ſchwächer, als er daran dachte, was ſeine Mutter ſagen würde, wenn ſie Marien und den Jäger ſchon getrauet fände. Scipio fiel ihm ein, und ſtolz lächelnd ging er im Zimmer auf und nieder. Der Prediger kam. Quinctius führte ihn zu Marien, und in einer Viertelſtunde war ſie mit dem Jäger kopulirt. Jetzt warf Quinctius noch einen finſteren Blick auf das reitzende Mädchen, das an des Jägers Seite ſo verſchämt erröthend da ſtand. Er wiſchte ſich über das Geſicht. Sein Herz empörte ſich aufs neue; ſein Zorn gegen das junge Ehepaar erwachte. Jetzt hörte er den Wagen ſeiner Mutter auf den Hof rollen; und ſein Geſicht erheiterte ſich gewaltſam. „Du biſt Förſter in Braunrode!“ ſagte er zu dem Jäger; „führe dich gut auf, und ich will

für dein Glück ſorgen. Hier zum Anfange Eurer Wirthſchaft!“ Er gab dem jungen Paare einige Goldſtücke. „Sey deinem Manne treu,“ ſagte er zu Marien. — O gewiß, gewiß; denn ich liebe ihn über alles, antwortete ſie. — Er verließ ſchnell das Zimmer.

Seine Mutter begegnete ihm. Er nahm ihre Hand, und führte ſie zu dem jungen Paare. „Wollen Sie nicht Marien Glück wünſchen?“ fragte er freudig. „Sie hat den Förſter in Braunrode geheirathet.“ Die Frau von Flaming umarmte ihren Sohn. Der Baron ging auf ſein Zimmer. Den ganzen Tag über miſchte ſich beſtändig Schmerz in den Triumph ſeiner Eitelkeit; ja, es gab Minuten, worin er das Opfer, das er gebracht hatte, ſtark bereuete. Er ſah Marien als junge Frau wieder. Sie ſchien ihm ſo reitzend, daß er ſein Auge abwenden mußte. Er gab dem Jäger den beſtimmteſten Befehl, nach Braunrode abzureiſen, weil er ſich nicht die Stärke zutrauete, lange um das reitzende Weibchen zu ſeyn und zu ſchweigen. Das junge Ehepaar reiſte ab.

Die Frau von Flaming befürchtete nun, daß aufs neue die Idee, Kaufmann zu werden, bei ihm erwachen würde; allein mit Mariens Liebe war auch der ganze romantiſche Plan gefallen, und ſeine Mutter konnte ihn nun deſto leichter bereden, eine Akademie zu beſuchen. Die Anſtalten wurden getroffen, und der Baron ging nach der damals berühmteſten Akademie in Deutſchland ab. Beyer kam als Prediger auf eins ſeiner Güter. Quinctius nahm mit Thränen von ſeinem alten Lehrer Abſchied. Sie haben ein ſchönes Herz, ſagte Beyer: Gott erhalte es Ihnen, Herr Baron. Suchen Sie ſich noch beſonders Menſchenkenntniß zu erwerben. Die fehlt Ihnen; und glauben Sie nicht, daß das Neue immer das Beſte iſt. — „Menſchenkenntniß, lieber Beyer,“ antwortete Quinctius ſchluchzend, „ſoll mir nicht fehlen. Kampanellas Methode iſt untrüglich. Ich bin nur einmahl in meinem Leben von einem Menſchen betrogen worden, und das gewiß bitter. (Er dachte an Marien.) Und eben dieſer einzige Menſch war es, bei dem ich Kampanellas Methode nicht gebrauchte, weil mir das Herz zu voll war.“

Ich kenne Kampanellas Methode nicht, erwiederte Beyer; aber iſt ſie untrüglich, ſo vergeſſen Sie nicht, ſie bei jedem Menſchen zu gebrauchen, wenn Ihnen das Herz auch noch ſo voll ſeyn ſollte. Trauen Sie nie dem erſten Eindrucke, lieber Herr Baron; überlegen Sie alles, was Sie thun, reiflich. Folgen Sie lieber den betretenen Wegen als den Fußſteigen. Ihr Geiſt lockt Sie ohnehin zu viel von den ebenen Bahnen ab.

Die letzten Worte verloren ſich in ein doppeltes Schluchzen. Noch gerührter aber war Beyer, als er auf ſeiner neuen Pfarre ſein Haus ſehr artig möblirt, ſeine Böden, ſeine Keller, ſeine Vorrathskammern gefüllt fand, und als der Verwalter zu ihm kam, um ihm zu ſagen, daß er von dem Baron Befehl habe, ihm ein ſchönes Reitpferd zu füttern und ihm jährlich vierhundert Thaler auszuzahlen. Beyer dankte der gnädigen Frau dafür; denn er glaubte, es käme von ihr. Allein ſie wußte nichts davon; es war ein Einfall von Quinctius. Als ſeine Mutter es ihm mit Freudenthränen ſagte, antwortete Quinctius: „von meinem Vater empfing ich das Leben; von Beyern mehr

als das: den Geiſt, das Leben zu nützen.“ Die Thräne der Mutter ſtand, als er das ſagte. Sie dachte böſer von ihm, als er verdiente. Sie meinte, er habe das alles gethan, um dieſen Einfall des großen Alexanders anzubringen. Quinctius dachte nicht an Alexander, als er dem Verwalter die Befehle gab. Er folgte dem Drange ſeines Herzens. Aber er konnte keine Gelegenheit vorübergehen laſſen, etwas zu ſagen, das einmahl ein großer Man geſagt hatte.

Bei ſeiner Abreiſe auf die Akademie bat ihn ſeine Mutter, ſich vor dem Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte zu hüten. Er lächelte. „Man hat mich zweimahl betrogen, liebe Mutter; Käthe und Marie. Ich weiß, was ich von den Weibern zu denken habe.“

Und was denkſt du denn von den Weibern, mein Sohn?

„Daß Sie eine Ausnahme von dieſem Geſchlechte ſind.“

Was denkſt du denn aber von den andern? Ich bitte dich, ſag es mir.

„Wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen? . . Sie, theure Mutter, nehme ich

gänzlich aus. Ich habe die Weiber kennen lernen; ſie ſind falſch und treulos, und der Indiſche Philoſoph hat Recht, wenn er ſagt: das Weib hat ſechs Laſter; eine unordentliche Begierde nach koſtbaren Kleidern und Putz und nach ſeltnen Leckereien; einen unmäßigen Hang zu allem ſinnlichen Vergnügen; eine unnatürliche Reitzbarkeit für Beleidigungen; eine tief verſteckte, grauſame Nachbegierde; eine ungeheure Neigung zu verläumden; und eine natürliche unüberwindliche Anlage zur Untreue, Falſchheit, und Betrügerei. Mahomed redet im Koran von den Weibern nie anders als von Halbmenſchen. Der Charakter der Weiber iſt, nach dem Ausſpruche aller Morgenländiſchen Völker, ein Zuſammenfluß von Laſtern. Sehen Sie, Mutter, ſo denken die älteſten Völker auf der Erde, die alſo das Weib am längſten kennen, von dem weiblichen Geſchlecht; und ich, ich habe wenigſtens die Erfahrung gemacht, daß ſie nicht ganz Unrecht haben. Bei dieſer Ueberzeugung, denke ich, wird mir das weibliche Geſchlecht nicht gefährlich ſeyn.“

Lieber Sohn, wer ſchlecht von dem weiblichen Geſchlechte denkt, iſt der Raub jeder feilen Kreatur, die dreiſt genug iſt ſich aufzudringen, und klug genug ſich zu verſtellen. Wer die Weiber für Betrügerinnen hält, wird gewiß betrogen, und verdient es noch obendrein. — Quinctius lächelte über die unnütze Beſorgniß ſeiner Mutter. — Wann, mein Sohn, ſagte ſie, wann wirſt du doch einmahl für dich ſelbſt denken, und nicht immer wie deine Bücher? — „Iſt es denn eine Schande,“ antwortete er, „zu denken, wie die Weiſeſten dachten?“ — Er reiſte ab.

Ende des erſten Theils.

Vorbericht.

Schon das Motto dieſes Romans könnte zur Vorrede dienen; allein da Latein nicht aller Leſer Sache iſt, noch ein Paar Worte zur Erklärung des Motto's.

Unſere Zeiten ſind bis auf ein Paar Kleinigkeiten recht hübſch. Eine dieſer Kleinigkeiten iſt ein unerträglicher Egoismus, deſſen Mutter Unwiſſenheit, und deſſen Glanz ein Paar Dutzend Worte ſind, bei denen die meiſten, die ſie am häufigſten im Munde führen, am wenigſten denken. Da blättert der Jüngling, der denken lernen ſollte, ein Paar Journale durch, greift alles Paradoxe auf (und das Meiſte, das Einfachſte ſcheint ihm paradox, weil er es nicht verſteht); übertreibt alles, was er lieſt und hört; ermüdet die Ohren aller Menſchen mit

den ſtolzen Wörtern: Weltbürgerſinn, Frei=
heit, Gleichheit, Kritik der Moral, Kritik des
Kriminalrechts, der Vernunft, Kritik der
Kritik, Hyperphyſik, Unglaube, Philoſophie,
objektive und ſubjektive Wahrheit, erkenn=
bar, reine Vernunft, Menſchenracen und ſo
weiter; redet ewig von allgemeinen Kennt=
niſſen, und iſt höchſt einſeitig und langwei=
lig; von Principien, und kann noch nicht
Eine Sprache reden; athmet endlich in ei=
nem ganz gewöhnlichen Leben thatlos und
gedankenlos fort, und — was der Eitle am
wenigſten glaubte — ſtirbt unbedauert und
unbekannt.

Dies Buch ſoll ein Spiegel für dieſe
Art junger Herren ſeyn; auch können es,
denke ich, noch Andre, als dieſe, zum Spiegel
gebrauchen.

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming

Bd.: 1

(1795)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9/21
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940523-8